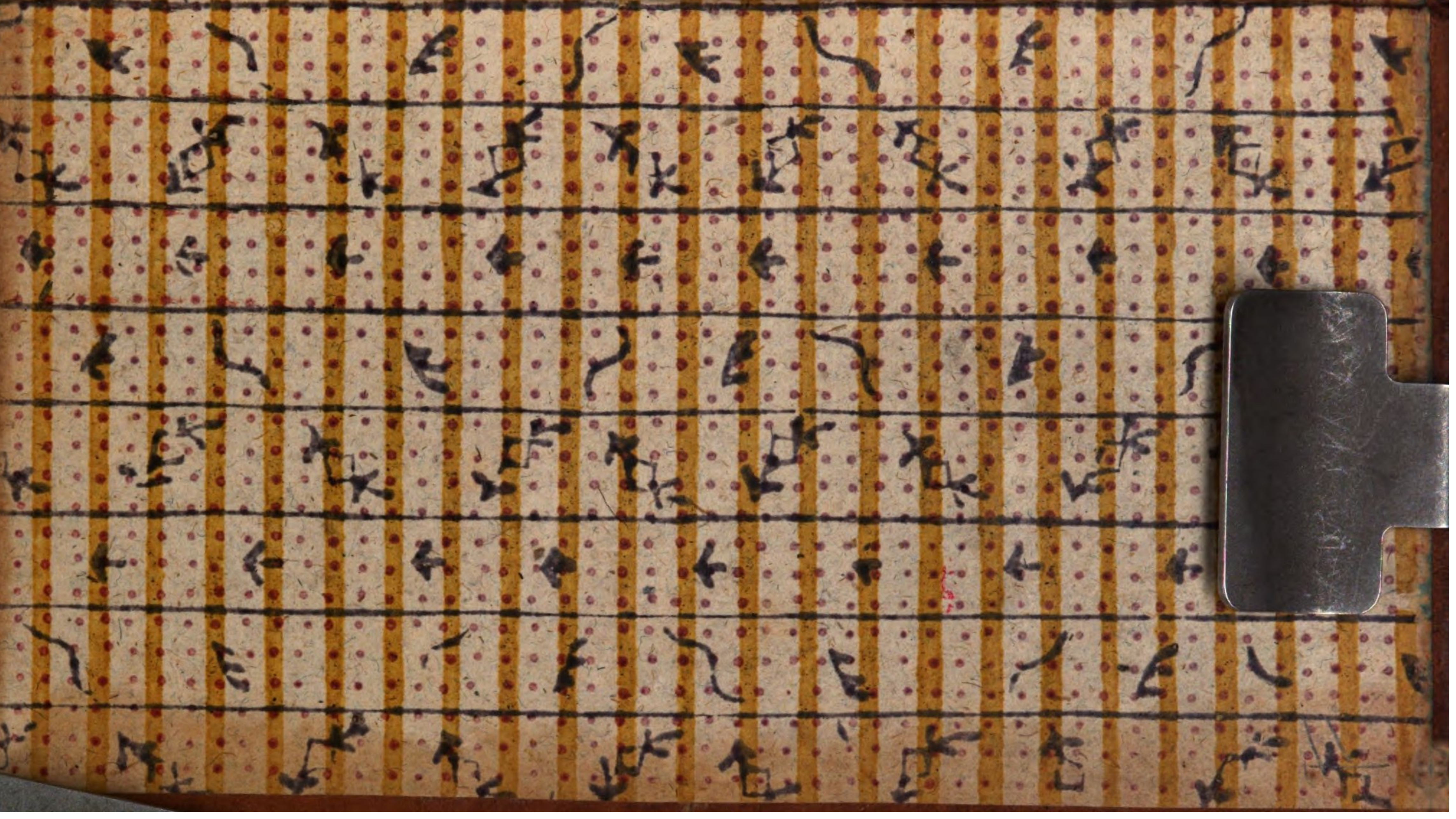
Res.
A. vet.
42
1



F,O

<36601955780019

<36601955780019

Bayer. Staatsbibliothek

Res
A. vet. 42-1

Med. vet. 42. 11

Medic. Vete.

Knoblook

41.

Zh. 2645

Es ist zu verwundern, wie bey diesem Verfahren jemals das erkrankte Thier dem Tode entweichen konnte. Wolstein.

Sammlung
der
vorzüglichsten Schriften
aus der
Thierarzney.
Erster Band.

Auch geben oft alte Ruinen Stoff zum neüen Gebäude.

Von
Johann Knobloch.
Der Arzney D. ordentl. und öffentl. Lehrer der Thierarzneykunde an der hohen Schule zu Prag.

Prag,
gedruckt, bey Joseph Emmanuel Diesbach. 1785.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Den

Hochlöblichen

Herren Herren

Ständen

des

Königreichs Böheim.

Väter des Vaterlandes!

Sie, Erhabne Große, wer-
den nicht mehr seyn, unzählige
unserer Nachkömmlinge werden ih-
re Bahn vollendet haben; und
noch wird er blühen — der Ruhm —
der erhabenen Thaten nachfolgt,
und trotzen der Vergänglichkeit.
Späte Enkel werden mit Ent-
zücken zurückblicken in die längst
vergangenen Tage, und segnen die

Er-

Ersten des Landes, die über
das Wohl der Nation stets uner-
müdet wachten.

Dies ist Ihr Monument
würdige Große! Menschen-
hände bauten es nicht — Wahr-
heit gründete es, und Wahrheit
ist ewig.

Sie haben Gutes an mir ge-
than. Empfangen Sie hier mei-

nen

nen öffentlichen — innigsten Dank.

Durch Sie bin ich Thier-
arzt — Lehrer. — Empfangen Sie
die Erstlinge meiner Verwendung.

Nütze ich durch diese, oder
andere meiner Arbeiten, so ist es
Ihr Werk; daß ich nicht schade
soll mein eifrigstes Bestreben seyn.

Ich

Ich weihe sie Ihnen; denn nur unter Ihrem Schutze können sie Früchte tragen.

Ich weihe sie Ihnen; denn von Ihnen beschützt, können sie wer= den das, was ich wünsche — einst Ihrer würdig.

Unterthänigster

D. Johann Knobloch.

Vorrede.

Wenn man sich alle die Vortheile denkt, welche eine ächte Thierarzney dem Landmanne, dem Bürger, ja der ganzen Menschheit leistet; so muß man erstaunen, wie es möglich seyn konnte, eine so nützliche Wissenschaft Jahrhunderte hindurch zu vernachläßigen. Alle übrigen Künste und Wissenschaften wuchsen zusehends zur grössern Vollkommenheit, fanden allenthalben Freunde, Liebhaber, Beförderer. Nur die einzige Thierarzney war verdammt, im Staube zu kriechen: gleichsam als ob ein nothwendiges Verhängniß es beschlossen hätte, den menschlichen Verstand gegen ihre Vortheile so lange blind zu erhalten. Sie allein gerieth in die Hände der rohesten Menschen; gerieth darein in einem Zeitpunkte, wo sie noch im Keime, noch schwach, noch jedes Eindruckes fähig war. Dummheit, Aberglaube und Vorurtheil breiteten über sie ihren despotischen Scepter aus,

ver-

verunstalteten sie, und machten aus einer edlen Wissenschaft ein schimpfliches, entehrendes Gewerbe.

Erst im XVIII Jahrhunderte — so spät — fieng man an, ihren Werth einzusehen, und sie gleichsam aus ihren Ruinen empor zu heben; und zwar zu einer Zeit, wo eine allgemein verheerende Seuche das schlummernde Europa weckte, und, so zu sagen, der trägen Genügsamkeit der Menschen einen Stoß geben mußte, über einen Gegenstand von Wichtigkeit nachzudenken, und sich nicht beym Abdecker, nicht in der Werkstätte des Schmiedes, sondern bey Männern von Gelehrsamkeit und Erfahrung Raths zu erholen.

Diesem schrecklichen Unglücke hat also die Thierarzney ihren ersten Schritt zur Vervollkommung zu verdanken. Seit dem glückte es ihr, immer mehrere Aufnahme zu finden, bis endlich Bourgelat und Cotenius Plane zu ordentlichen veterinärischen Schulen entwarfen, und man das kranke Thier wissen-

schaftlich zu behandeln anfieng. Frankreich und Engeland zeichneten sich hierinn vorzüglich aus, und lockten Deutschland zur Nachahmung. Therese und Joseph — Oesterreichs Beherrscher — säumten nicht, dergleichen Anstalten auch in ihren Staaten zu treffen.

Wolstein war es, der, nach Gallien und Brittanien von seinen Monarchen gesandt, die ersten Thierärzte Europens hörte, und nun, im Kern der Monarchie Oesterreichs, eine Wissenschaft lehrt, die so lange, zum größten Nachtheil des Staats, braache liegen mußte.

Mich traf das Glück, den Unterricht dieses vortrefflichen Lehrers zu geniessen; mit der Lehrart der würdigsten Männer der Wiener medizinischen Fakultät, wie auch mit allen dortigen medizinischen und chirurgischen Anstalten bekannt zu werden; das Glück, nun auch auf der hiesigen hohen Schule, die Grundsätze der Thierarzney öffentlich vorzutragen.

Ueber-

Ueberzeugt von den Pflichten eines Lehrers, und angespornt von Vaterlandsliebe, war mein erster Gedanke, in dem mir anvertrauten Fache nach Möglichkeit Nutzen zu stiften.

Die Pflichten eines Lehrers sind doppelt. Einmal soll er seine Schüler mit alle dem bekannt machen, was in der Wissenschaft, welche er lehrt, gethan worden ist: und dann, das Maaß seiner Kräfte dahin anstrengen, ihr auch neue Zusätze von Vollkommenheit geben zu können. Das leztere in der Thierarzney zu leisten, erfordert Zeit, und langwierige Verwendung, Aufwand und fortgesezte Prüfung. Ich entschloß mich daher, für jezt, zu dem erstern, und glaube, durch gegenwärtiges Werk nicht allein meinen Zuhörern, sondern auch dem Publiko überhaupt keinen unwichtigen Dienst zu erweisen, wenn ich mich bestrebe, das in unzähligen Büchern zerstreute Gute in einem möglichst wohlfeilen Preise dem Leser zu liefern.

Die

Die Gegenstände, worüber ich mich demnach in dieser periodischen Schrift ausbreiten werde, sind folgende:

1.) Auszüge aus grossen und seltnen Werken, welche die Pferde, das Hornvieh, und überhaupt die Hausthiere betreffen. Von den ersten bis auf gegenwärtige Zeiten hat es immer Männer gegeben — freylich in einem sehr verschiedenen Verhältnisse — deren Fleiß unermüdet war, deren Beobachtungsgeist tief drang. Naturforscher und Aerzte haben sich hierinn vorzüglich ausgezeichnet, und wichtige Denkmäler ihrer Anstrengung der spätten Nachwelt zurückgelassen; allein meistens in Werken, die für Privatbüchersammlungen zu kostbar sind, und nur in grossen Bibliotheken angetroffen werden. Diese Werke sind nun entweder ganz für den Thierarzt, wie einige aus unserm Jahrhunderte, oder nur zum Theil für denselben brauchbar. Ich liefere daher aus den erstern raisonnirende Auszüge, und benütze aus den letztern das, was für meine Leser sowohl in

Rück-

Rücksicht der Viehzucht als auch in Ansehung der Gebrechen der Hausthiere von Wichtigkeit seyn kann.

2) Uebersetzungen guter, und brauchbarer Abhandlungen, auch ganzer Werke. Das Alterthum, und vorzüglich die dermalige Zeitperiode haben uns Schriften gegeben, darunter viele sind, die zum Besten der Thierarzney, und der mit ihr vergesellschafteten Viehzucht sehr treffliche Beyträge enthalten, welche aber meistens darum ihres Zweckes verfehlen, weil sie in Sprachen abgefaßt sind, die gerade solche Leser nicht verstehen, denen sie den größten Nutzen gewähren könnten. Hieher gehört vorzüglich des Hrn. la Fosse Cours d'Hippiatrique u. a. m. welche ich Theilweise übersetzen, und dieser Sammlung einschalten werde.

3.) Sammlung zerstreuter, und sich besonders auszeichnender Aufsätze und Beobachtungen, aus Journalen, Magazinen, Archiven, ökonomischen Schriften, Bibliotheken, Reisebeschrei-

schreibungen, aus alten und neuen Aerzten. Wie vorzüglich reich unser gegenwärtiges Jahrhundert an dergleichen Produkten sey, brauche ich nicht erst weitläuftig zu zeigen. Und eben so gewiß ist es, daß die wenigsten derselben von dem Landmanne, von dem Bürger gelesen werden. Da aber in diesen mannigfaltigen Schriften oft ungemein schöne, und allerdings brauchbare Bemerkungen in Rücksicht der Thierarzney und der Viehzucht vorkommen, so entschloß ich mich, das darinn für unser Fach enthaltene Gute aus der Menge anderer Reflexionen und Nachrichten herauszuheben, meinem Institute einzuverleiben, und auf diese Art, eine grosse Anzahl von Lesern mit Sachen bekannt zu machen, die ihnen sonst, vielleicht auf immer entzogen bleiben würden.

4.) Neue ungedruckte Abhandlungen. Nebst meinen eigenen Aufsätzen, hoffe ich auch diesen Artickel mit Arbeiten anderer, denen das Wohl der Thierarzney nicht gleichgültig ist, zu bereichern, und ich denke nicht, daß ich

mich

mich in meiner Hoffnung getäuscht haben werde.

5.) Abdrücke kleiner Schriften, auch gröſſerer Werke, die entweder rar, oder zu theuer sind. Es erscheinen hie und da kleine Abhandlungen, die, einzeln gedruckt, gleichsam nur als fliegende Blätter angesehen werden können, die aber manchmal die besten Beobachtungen in sich fassen. Ihrer Kleinheit wegen bleiben sie dem gröſſern Theile unbekannt, und verlieren sich allmälig, so wie die bereits vergriffenen gänzlich vergessen werden. Diesem Verlust zu steuern glaube ich dadurch, wenn ich sie dieser Sammlung einrücke, und ihr Daseyn gleichsam erneuere.

6.) Anatomie einzelner Theile verschiedener Hausthiere: mit Kupfern. Seitdem man in der Menschenarzney angefangen hat, die Körper, und ihre Theile zu zergliedern; seitdem machte auch die Arzney Riesenschritte in ihrem Fortgange. Sollten wir nicht mit

ähns

ähnlichem Erfolge in Ansehung unserer Wissenschaft belohnt werden? Zuverläßig. Denn je genauer wir den Bau des thierischen Körpers können, je allgemeiner die Kenntniß davon wird, je sorgsamer wir in den Untersuchungen der angegriffenen Theile nach dem Tode des kranken Thieres sind, um so mehr sind wir dann fähig, über die Natur und Beschaffenheit der vorkommenden Krankheiten zu urtheilen, ihren Sitz zu bestimmen, die mit ihnen verbundene grössere oder geringere Gefahr einzusehen, und eine schickliche Heilart anzuwenden.

7.) Botanische Beschreibungen und Abbildungen der besten Futterkräuter, und giftiger Pflanzen. m. K. So wie es Pflanzen giebt, welche den Thieren Nahrung und Kräfte geben, sie gesund erhalten, und ihre Produkte vermehren und verbessern, so giebt es im Gegentheil wieder Pflanzen, deren Genuß das Thier krank macht, und vergiftet. Beydes zu kennen, muß dem Landmanne wichtig seyn.

8.) Nachrichten von den mancherley Arten der Fütterung, Pflege und Wartung der Thiere in verschiedenen Gegenden, nebst kritischen Anmerkungen. Da es im jeden Lande, ja fast in jeder Gegend desselben besondere Arten giebt, das Vieh zu nähren, und zu pflegen, und viele derselben gut, viele wieder nachtheilig und voll Vorurtheile sind, so will ich das mit der Natur der Thiere übereinstimmende anempfehlen, und vor dem Gegentheile den Leser warnen. Ueberdies hat noch die Kenntniß einer mannigfaltigen Fütterung und Pflege den besondern Nutzen, daß man dadurch in den Stand gesetzt wird, im Nothfalle eine kluge Auswahl zu treffen.

9.) Beschreibung derjenigen Würmer und Insekten, welche zu verschiedenen Krankheiten der Thiere Anlaß geben: mit Kupfern. In der Natur ist ein ewiger Streit; ein Thier reibt das andere auf, der Untergang des einen, ist der Ursprung des andern. Sollte es uns also nicht interessiren, wenn wir jene darunter kennen, die unsere Hausthiere so mannig-

nigfaltig plagen, ihre Häute verderben, ihr Eingeweide zernagen, kurz, die ihr Wohlbefinden stören?

10.) Kurzgefaßte Geschichten der auffallendsten Krankheiten und Seuchen der Hausthiere im Königreiche Böhmen. Nebst Anzeigen der vorhergegangenen Witterungskonstitution — des Klima — der Lage des Orts, und der mit gutem Erfolge gebrauchten Arzneymittel. Krankheitsgeschichten waren von jeher sehr reichhaltige Quellen für praktische Aerzte: sie werden es nicht weniger für den Thierarzt seyn. Er sieht daraus jedesmal die Natur aus einem verschiedenen Gesichtspunkte, lernt ihre verwickelten Schlängelgänge kennen, und mißt das Maaß ihrer Kräfte, abstrahirt sich Regeln, die er dann mit Vortheil befolgt. Auch der Einfluß der verschiedenen Jahresbeschaffenheiten auf die Gegenstände jedes Naturreiches ist zu groß, als daß er nicht in Betrachtung gezogen zu werden verdienen sollte. Der Mensch, das Thier, die Pflanze, ja sogar das Mineralreich nicht

ausgenommen, unterliegen der Wirkung der Atmosphäre in der sie sich befinden. Vorzüglich aber hängt von der Witterungskonstitution der Zustand jedes lebenden Wesens ab; ist sie demselben günstig, so befindet es sich wohl, und übel, wenn das Gegentheil ist. Daher kann man sich erklären, warum in einem Jahre gewisse Pflanzen nicht fortkommen, die in einem andern glücklich vegetiren? warum in einem Jahre gewisse Gattungen Thiere sich stärker vermehren und gedeihen, wo zugleich in eben dem Jahre wieder andere Gattungen zu Grunde gehen? warum in gewissen Jahren nur das Hornvieh, in gewissen die Schafe, in anderen wieder nur die Menschen von allgemeinen Krankheiten und Seuchen befallen werden?

Es ist also die Kenntniß der Atmosphäre allerdings von Wichtigkeit; und eben darum sind uns Hippokrat, Sydenham, Huxham und mehrere andere so schätzbar, als welche sich durch eine genaue Beobachtung

der

der mannigfaltigen Witterungskonstitutionen, und der daraus entstandenen verschiedenen Epidemien einen unsterblichen Namen gemacht haben.

Daß die kranke Zeit eine der gemeinsten Ursachen der Viehseuchen sey, lehrt Wolstein, und seine Lehre ist in der Natur gegründet.

Meinen Lesern, denen das Wohl der Hausthiere werth ist, wird es daher nicht unangenehm seyn, wenn ich ihnen die verschiedenen Beschaffenheiten der Witterung nach und nach vorlegen werde. Ich folge hierinn den Beobachtungen unseres würdigen Strnads; einem Manne, dessen genauer Fleiß selbst nach dem Zeugnisse der Mannheimer meteorologischen Gesellschaft, ohne Beyspiel ist.*)

*) Vid. *Ephemerides societatis* Meteorologicæ Palatinæ. Ann. 1783. *Manheimii* 1785. Es heißt daselbst in der Vorrede S. 10. Laudes publicas non impertiri hoc loco non possumus clarissimo socio nostro *Strnad*, qui in an-

Den Anfang werde ich mit dem 83. Jahre machen vorzüglich aus dem Grunde, weil gerade dieses Jahr eines der merkwürdigsten in einer langen Zeitperiode ist. Es scheint, als hätten sich alle Elemente gemeinschaftlich zur heftigsten Thätigkeit aufgefordert. Calabriens Erderschütterungen, Islands Erdbrand, häufige Nebel, schreckliche Donnerwetter, und eine ausserordentliche Kälte mit darauf folgenden gräulichen Ueberschwemmungen, neu entstandene feurige und schweflichte Inseln im Eißmeere, sind traurige Zeugen dieses höchst sonderbaren Jahres; Zeugen eines Jahres, das vielleicht noch lange hin von Folgen seyn wird.

11.) Beyträge zur Physiognomie der Hausthiere, oder zu der Wissenschaft, welche lehrt, die Eigenschaften des Thieres aus seinen äus-

---

notationibus suis speciacibus historiam status cæli ab exordio ad finem, per omnes fere horas, diurnas nocturnasque, stilo laconico conscripsit, cujus rei exemplum primus dedit.

äusserlichen Zeichen zu kennen. Die Natur versagte dem Thiergeschlechte die Sprache; jedoch gab sie ihnen die Fähigkeit, ihren jedesmaligen Zustand, durch gewisse ihre Empfindungen ausdrückende Zeichen zu verrathen. Es ist also unstreitig von Wichtigkeit, daß wir uns bestreben, diese Thiersprache, wenn ich so sagen soll, so viel als möglich zu verstehen, um auf seinen Gemüthszustand schliessen zu können. Aber das Thier hat auch eine physische Physiognomie, die uns nicht minder wichtig seyn muß. Durch sie werden uns seine körperlichen Eigenschaften, die Symetrie der mannigfaltigen Theile unter einander, und derselben Uebereinstimmung zum Ganzen bekannt; durch sie lernen wir das Alter des Thieres, die Intensität seiner Kräfte, seine Brauchbarkeit, seine Dauer kennen. Beweises genug von der Nothwendigkeit dieses Artikels.

12.) Beyträge zur Naturgeschichte des Fliegelviehes und seiner Krankheiten. Wie nützlich diese Thiergattung nicht blos den Pri-

vaten, ja dem ganzen Staate sey, ergiebt sich schon daraus, wenn man nur die Vortheile überdenkt, welche der Gebrauch der Federn, und derselben Verschleiß gewähren. Thierärzte und Freunde dieser Wissenschaft, Hausväter und Oekonomen werden also diesen Artikel nicht überflüssig finden.

13.) Bestreitung aller derjenigen Vorurtheile, die in Ansehung der Thierarzney den gemeinen Mann beherrschen, und Wiederlegung der gewöhnlichen Operationen, und Behandlungsarten der Hausthiere, welche herumstreifende Charlatane, unerfahrne Schmiede, Hirten und dergleichen Leute zum Nachtheil des Staats ausüben. Es ist erschrecklich, wenn man alle die Albernheiten, in Betrachtung zieht, womit das gesunde sowohl als das kranke Thier, hauptsächlich am Lande, gemartert wird. Ja, man kann sagen, daß dadurch den Thieren ein viel grösserer Schaden zugefüget worden sey, als der ist, den ganze Seuchen angerichtet haben. Aberglaube und Vorurtheil sind ein verstecktes, schleichendes

Ue-

Uebel, das im Verborgenen wütet, und langsam tödtet. Mancher Hausvater würde sein Vieh erhalten haben, und nie erarmt seyn, wäre sein Verstand aufgeklärter gewesen. Man will Krankheiten vorbeugen, und sich sicher stellen vor der Gefahr, und bewirkt sie eben dadurch um so früher und gewisser. Sogar religiöse Vorurtheile haben hier ihr Spiel. Schande, daß es Religionsdiener gewesen sind, die sie ausbreiteten — die sie unterhielten. Wie nothwendig ist es also, dem gemeinen Manne in diesem Stücke seinen Staar zu stechen! Allein, wie soll man zu Werke gehn? Er ist alt geworden in Thorheit; erbte von seinen Vätern das Vorurtheil, sieht den Schaden nicht, der daher quillt. Ernstlicher Warnung glaubt er nicht. Gründe der Vernunft finden so leicht bey ihm keine Aufnahme; Neuerungen sind ihm verhaßt. — Man wird mir also vergeben, wenn ich manchmal, statt einer philosophischen Widerlegung diese Thorheiten sinnlich darstelle, sie von der lächerlichen Seite zeige. Hier wird der blos

auf

auf das Sinnliche gewohnte Landmann gereizt, greift den Widerspruch, lacht über das Ungereimte, sieht die Folgen, und — denkt. Unzer schlug diesen Weg in der Menschenarzney ein: ich versuche es in der Thierarzney. Unzer ward gelesen, von vielen gelesen, gefiel, und stiftete Nutzen: ich strebe nach gleichem Ziele, ungewiß doch, ob ich es erreichen werde, glücklich, wenn ich nur demselben nahe komme.

14. Anzeigen neuer Erfindungen, Arzneymittel, Operationen, Instrumente, und überhaupt alles, was entweder zum Behuf der Viehzucht, oder zur Aufnahme der Thierarzney etwas beytragen kann. Jedermann, der mir für diesen Artikel eine Anzeige einzuschicken die Güte haben wird, kann auf meinen Dank sicher rechnen. Er wird nicht mir blos, er wird der Wissenschaft einen Dienst erweisen.

15. Ankündigungen neuer veterinärischen Schriften, Patente, Verordnungen, Anstalten, u. s. w. die zum Besten der Thirarzney gereichen. Ich schränke mich hier nicht blos auf die in unsern Staaten erscheinenden Edikte ein; auch ausländische Verordnungen will ich meinen Lesern mittheilen. Der Nutzen ergiebt sich schon daraus; weil dergleichen Befehle allemal Maaßregeln enthalten, die ganze Col-

le-

legia Medica und Fakultäten gutheißen, und wenn sich auch nicht jedesmal alles, was in fremden Staaten angerathen wird, in unsern Gegenden anwenden läßt, so ist doch vieles darunter, das wir mit Vortheil brauchen können; auch ist die Kenntniß auswärtiger Verfügungen zum Besten des Landmanns unstreitig von Wichtigkeit.

16. Beurtheilung neuer und alter Werke. Ich werde hier die allgem. Deutsche und Lemgoer Bibliothek, die Göttinger, Haller, Erfurter, und Wiener gelehrte Zeitungen oder Tagebücher der Litteratur, wie auch die Leipziger Commentarien de rebus in scientia naturali & medicina gestis, und mehrere andere Journale benützen, und dadurch gleichsam eine Bibliographie der Thierarzney liefern.

17. Bibliothek elender Skribenten. So wie es nützlich ist, gute Bücher zu kennen, so nothwendig ist es, sich vor den schlechten zu sichern.

18. Mißzeln. Unter diesem Artikel erhält der Leser Biographien und Abbildungen um die Thierarzney verdienter Männer — Sterbe und Beförderungsfälle, Verzeichnisse lebender Lehrer, Nachrichten von Männern, die sich in Rücksicht der Thierarzney ausgezeichnet haben, als da sind: Aerzte, Wundärzte, Naturforscher, Stallmeister, Landpfarrer,

Schmie-

Schmiede, Landwirthe, Wirthschaftsbeamten u. a. m. — Anekdoten von merkwürdigen Pferden, und andern Hausthieren, deren besondere Eigenschaften aufbehalten zu werden verdienen.

Dies wäre also der Inhalt eines Werkes, das, ohne mein Erinnern, sehr nützlich und brauchbar werden kann; besonders da ich auf Beyträge der ansehnlichsten und gelehrtesten Männer Rechnung machen darf, und wovon ich jedesmal so viel leisten werde, so viel mir meine Kräfte und mein Amt gestatten werden.

In der ersten Ankündigung dieses Werkes, habe ich zwar mit jedem Monate 30 Bögen versprochen; allein der allgemein herrschende Mangel am Papier setzet mich ausser Stand, mein Wort zu halten; und ich bitte diesfalls meine Leser um Vergebung. Eben aus diesem Grunde erscheinet auch gegenwärtiges Stück so spät.

Bin ich nun so glücklich, mit dieser Arbeit dem Publiko nicht zu mißfallen, so soll mir dieß der größte Antrieb seyn, wieder in zwey oder höchstens 3 Monaten eine neue Lieferung von 30 Bögen herauszugeben.

Prag am letzten des Erndtemonats.
1785.

I.

Ueber die Vortheile der Thierarzney. *)

Meine Herren!

So sehr ich das Vergnügen empfinde, Ihnen heute durch unsern würdigsten Hrn. Dekan als Lehrer der Thierarzney in Gegenwart dieser ansehnlichen,

*) Eine akademische Vorlesung, gehalten am 8. Jenner 1785. da der Verfasser als öffentlicher Lehrer vorgestellt wurde.

und gelehrten Männer vorgestellt worden zu seyn, so sehr fühle ich auch die Schwierigkeiten, welche mit diesem Amte, mit dieser Würde verbunden sind, besonders, da ich Ihnen eine Wissenschaft vortragen soll, die bisher größtentheils nur Schmieden, Abdeckern, Scharfrichtern, Hirten — kurz! der gemeinsten Klasse von Menschen überlassen war; Eine Wissenschaft, welche die Vorurtheile zu einer der schimpflichsten und verächtlichsten gemacht haben.

Es war eine Zeit — zur Schande des menschlichen Verstandes — wo kein Mann von Ehre sich um das Wohl der Hausthiere annehmen durfte; wo diejenigen, die sich mit den Thieren, vorzüglich mit todten Thieren abgaben, verachtet — ja sogar als ein Auswurf der menschlichen Gesellschaft betrachtet wurden. Nicht genug an dem — so gar das Kind mußte die Schande seines Vaters, mit der ihn das Vorurtheil brandmarkte, erben. Sie wissen M. H. H. man schloß es von Künsten, Wissenschaften, Handwerken — jeder bürgerlichen Ehre aus. — Selbst ihrer Vorzüge und Talente würde man vergessen haben, und Ihnen verächtlich begegnet seyn, hätten sie es gewagt, ein gefallenes Thier zu berühren, oder wohl gar, mit dem Messer des Anatomen, in seinem Eingeweide der Wahrheit nach zu spüren.

Am-

Ammulete — Lukaszettel, Tolentinbrode, Dreykönnigswasser und Kreide, Hexenrauch, Monikagürtel, Ignatiusbilder, Exorzismen, und dergleichen Spezifica mehr, mußten die Stelle vernünftiger Arzneymittel einnehmen, uud ich würde es niemandem gerathen haben, hier die Rechte der Vernunft geltend zu machen.

So tief wurzelten Aberglaube und Vorurtheil. Nur nach und nach näherte man sich ihrer Vernichtung — aber freylich mit geringem Erfolge. Charlatane, Vieh und Roßärtzte, auch nicht selten unerfahrne Menschenärzte kamen, schrien aus vollem Halse gegen diese allgemein herrschende Methode — und priesen ihr Werk. — Dem, durch üble Nahrung und schlechte Behandlung geschwächten, seinem Grabe zuwankenden Thiere nahm man nicht selten noch die lezte Stütze seines Lebens, das Blut; dem, dessen Säfte innerlich gährten, und brennend alle Kanäle durchwallten, begegnete man mit Steinöl, Theriak und anderen hitzigen Kompositionen. Heiße Ställe, verderbte Luft, Schweißtreibende Mittel, und sinnlose Purganzen waren es, was man izt, ohne zu wissen, warum, statt der ältern Rockenphilosophie frommer Beaten brauchte, und dadurch beynahe nur noch ein grösser Uebel

stiftete. Mit einem Worte: man warf die Götzen um, und stellte andere wieder auf.

Und mit Recht wundert sich Woltstein — einer der ersten Lehrer und Thierärzte unserer Zeit — in seinem vortrefflichen Buche, über die Viehseuchen, wie bey diesem Verfahren, das erkrankte Thier jemals dem drohenden Tode entweichen konnte.

Diese und noch mehrere andere Schwierigkeiten sind es also, die mit unserer Wissenschaft so eng verbunden waren, und traurig ist es, daß ich gestehen muß — sie sind es zum Theil noch. Doch Dank sey der Vorsicht, die uns einen Joseph schenkte — Ihn, den Eifrer für alles Gute — den Feind des Vorurtheils! Unter seinem wohlthätigen Scepter blühen Künste und Wissenschaften. Der Philosoph lehrt ungescheut die Kunst des Lebens: der Theolog predigt mit Sanftmuth Duldung und Verträglichkeit: der Gesetzverständige richtet nach menschenfreundlicheren Gesetzen: der Arzt, geübter am Krankenbette, vermag mit mehr Zuverläßigkeit Hülfe den Leidenden zu leisten, und angefeuert von Würden und Ehren ergreift der Wundarzt die grossen, seinetwegen gemachten Anstalten all, und eilt zur Vollkommenheit.

Dies that Josephs väterliche Sorgfalt, aber noch war der Hang zum Wohlthun damit nicht befriedigt. Seine Liebe für den Unterthan hatte noch viel weitschichtigere Gränzen, und zu dessen Besten sieht er auch auf das Wohl selbst des Thieres herab. Den elenden Zustand dieser Geschöpfe sah er, sah das Unrecht, das sie bisher erdulden mußten, da sie es doch sind, die uns ihre Kräfte borgen, uns nähren, uns unaufhörlich dienen. Diesem Ubel zu steuern beschloß Er. Oeffentliche Schulen wurden errichtet, Lehrer gebildet und angestellt, damit ausgerottet würde, das Vorurtheil, unter dessen Joche die Thierarzney so lange seufzen mußte. Und dies war abermal eine der vielen Gelegenheiten, welche die Väter unseres Vaterlandes, unermüdet das allgemeine Beste zu befördern, ohne Verzug ergrieffen, und ihr stets für Böhmens Vervollkommung wachendes Bestreben rühmlichst bewiesen. Durch sie erhielt unsere hohe Schule diese Kanzel, durch ihre Unterstützung ward ich zum Lehrer gebildet, und von ihrer Großmuth wird auch in Zukunft die Emporbringung der Wissenschaft, wird mein, und auch derjenigen Glück abhängen, die sich darauf verwenden.

Zu welchen Pflichten der Dankbarkeit bin ich also nicht verbunden? Zu Pflichten, deren ich mich nicht anders entledigen kann, als wenn ich mich

nach allen Kräften bemühe, meiner Bestimmung zu entsprechen.

Die allererste dieser Pflichten ist unstreitig: Ihnen M. H. H. die Wissenschaft, der Sie sich dermal widmen wollen so interessant zu machen als es mir nur möglich ist; O! wär ich beredt genug, Ihnen den ausgebreiteten Nutzen der Thierarzney lebhaft zu schildern! Aber ich fühle zu sehr die Schwäche meines rednerischen Talents — doch sollten sie mir wohl Ihren Beyfall gänzlich versagen, wenn ich Ihnen, nur in der Sprache des Umgangs, auch ohne oratorischen Prunk beweise: erstlich, die Thierarzney sey eine der nothwendigsten, und nützlichsten, Wissenschaften, zweytens, daß eben Sie es sind, nämlich als geschickte Aerzte und Wundärzte, die das meiste zur Emporbringung derselben beytragen können.

Alles scheint mir hierin ihre Aufmerksamkeit zu versprechen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, Ihre zahlreiche und meine Erwartung übertreffende Versammlung, und der bekannte Eifer, mit dem Sie alles das ergreifen, was immer Ihre Aufklärung befördern kann, — alles dies schmeichelt mir, daß Ihnen mein Bestreben, Sie mit den grossen Vortheilen dieser Wissenschaft bekannt zu machen, nicht mißfallen werde.

Die

Die Nothwendigkeit und Nutzbarkeit einer Wissenschaft sind wir dann erst im Stande gehörig zu beurtheilen, wann uns der Gegenstand ganz bekannt ist, mit dem sie sich eigentlich beschäftigt. Das Objekt der Thierarzney aber, machen die Hausthiere, ihre Gesundheit, ihre Vollkommenheit, und ihre Gebrechen aus.

Wie nützlich, wie nothwendig diese Thiere dem Staate, und überhaupt der ganzen menschlichen Gesellschaft sind, bedarf man nur einer historischen Erzählung ihrer zum Besten des Menschen abzweckenden Handlungen, des Nutzens, den von ihnen der Landmann zieht, der Vortheile, die sie ganzen Staaten bringen; und man hat den Beweis in Händen.

Unter den verschiedenen Thierarten, welche die ersten Menschen bezähmt, und zu ihrem Gebrauche abgerichtet haben, verdient, seiner vortrefflichen Eigenschaften wegen, unstreitig den ersten Rang, das Pferd. Hr. Büffon sagt: "der Mensch hätte unter allen Thieren, worüber er seine Herrschaft bestättiget, nicht leicht eine grössere Eroberung machen können, als durch die Zähmung dieses edlen, stolzen, und flüchtigen Thiers" und Büffon hat Recht. Denn, betrachten wir die ausneh-

menden Gaben des Pferdes, seinen symetrischen Körperbau, sein prächtiges Ansehen, seinen stolzen Gang, seine Kühnheit, Schnelligkeit, Dauer und Stärke, seine Unbändigkeit im Stande der Natur, und dann, wann es die Freyheit verlor, seine Folgsamkeit, Gelehrigkeit, Dienstfertigkeit, sein gutes Gedächtniß, seine Zuneigung gegen den Menschen; so finden wir, daß es der Schöpfer mit allen Eigenschaften begünstiget habe, die man nur immer von einem Thiere fodern kann. Sein Nutzen ist auch in jeder Betrachtung der ausgebreitetste. Vom Regenten an bis zum niedrigsten Bewohner der Strohhütte herab, bedienen sich alle Menschen seiner Dienste; Ja, es hat sich in allen gesitteten Ländern so unentbehrlich gemacht, daß Reichthum, Wohlstand, Stärke und Sicherheit der Staaten zugleich auch in der Menge und Vortrefflichkeit ihrer erzeugten Pferde gesucht werden.

Welche Vortheile müßten wir entbehren, hätten wir das Pferd nicht? Es dient uns zur Bequemlichkeit, hülft uns in der Befriedigung unserer Bedürfnisse, und befördert unsere Gesundheit. Bringt den Reisenden in Eile von Land zu Land. Ihm werden Briefe, Traktate und die wichtigsten Geschäfte des Staats anvertraut; es hülft uns Wohnungen, ja sogar Festungen bauen, indem es un-

geheuere Lasten von Bergen und Wälder daher schleppt. Es trägt gerüstete Helden auf seinem Rücken, bekämpft Feinde, und vertheidiget das Vaterland; versieht Heere mit Nahrungsmitteln, führt Pulver, Bomben, Karkaßen, und all die Werkzeuge des Krieges zu, wodurch unüberwindbar scheinende Festungen zu Steinhaufen verwandelt werden. — Mit schneidendem Pfluge spaltet es die Erde, und macht sie zur Hervorbringung der Früchte locker und bereit. Es verherrlicht die Pracht der Großen, zerstreuet den Schwermüthigen. Bey Jagden, Turnieren und Wettrennen hat es sich durch seine ungemeine Schnelligkeit im Laufen so ausgezeichnet, daß es beynahe unsere Begriffe übersteigt, denn man weis, daß es Pferde gegeben habe, die in Zeit von 6. Minuten und 40. Sekunden 4. englische Meilen zurück gelegt hatten. Ihr grosser Einfluß in die Handlung, und Schiffahrt ist ohnehin jedermann bekannt. Und damit ich mich kurz fasse, das Pferd ist eines von denen Geschöpfen, welche sich selbst zu verläugnen scheinen, um blos dem Willen des Menschen zu gehorchen. Ja, dieser Gehorsam gehet so weit, daß sie sich oft so sehr im Dienste ihres Herrn anstrengen, und das Maas ihrer Kräfte so sehr überschreiten, daß man Beyspiele hat, wo sie plötzlich todt darnieder fielen.

Dies wären denn einige Vorzüge des Pferdes, Vorzüge, M. H. H. die allerdings wichtig genug sind, Ihre Aufmerksamkeit auf dieses Geschöpf zu lenken. Auch lehrt uns die Erfahrung, daß man nicht so leicht irgend jemanden finde, dem dieses Thier verhaßt wäre; vielmehr hat es sich eine allgemeine Liebe der Menschen erworben. Jeder, der Sinn und Gefühl für das Edle, für das wahre Schöne, und feines Gefühl für die Übereinstimmung des Mannigfaltigen zum Ganzen besitzt, schätzt es, und bewundert die wirkende Natur, die so verschwenderisch mit ihren Gaben bey diesem Thiere war.

Minder schön und prächtig als das Pferd, aber eben so nutzbar für den Staat ist das Hornvieh. Der größte und solideste Theil unseres Nahrungsstoffes aus dem Thierreiche, nur mit einer geringen Ausnahme, kömmt meistens von ihm her. Kaum wird es gebohrn, so muß es schon oft ein Schlachtopfer werden, und mit seinem noch zarten schmackhaften Fleische den Gaumen des Menschen befriedigen. Bleibt es am Leben, und gelangt es zu seinem Wachsthume, so giebt uns das Weibchen, Milch, Butter, Käse, daraus wieder die Industrie des Menschen durch mannigfaltige Bearbeitung verschiedene andere Produkte hervorzu bringen weis. Auf die Schulter des Ochsen hingegen hat

man

nian die ganze Last der Feldarbeit gewälzt, und man übertreibt nichts, wenn man ihn als die Stütze der Landwirthschaft betrachtet, und von ihm die Stärke des Ackerbaus herleitet. Der Ochse ist es, durch den die Erde eine andre Gestalt, eine andre Natur bekam. Durch ihn werden dürre Heiden, und wüste Gegenden in fruchtbare Aecker umgestaltet, nützliche Gärten angelegt, Städte gebaut, und Königreiche blühend erhalten. Und kömmt endlich der Zeitpunkt heran, wo der Ochse, seines Alters wegen, uns nicht mehr seine Kräfte leihen kann, ist die Kuh unvermögend, uns ferner mit ihren nährenden Produkten zu versehen, so mästet man beyde, macht durch eine besondere Fütterung ihr Fleisch schmeichelnd unserem Gaumen, und ihr Fett zu einem beträchtlichen Gegenstand des Handels und der Haushaltung. Ueberhaupt wird der ganze Körper ein nothwendiges Befriedigungsmittel unserer Bedürfnisse. Nach dem Fleische seufzen so wohl die reichen Tafeln der Großen, als die dürftige Schüßel der Armuth. Aus dem Fett werden Kerzen, Seife, und verschiedene andere Nothwendigkeiten des häuslichen Lebens zubereitet. Kleidungsstücke und mannigfaltiges Geräthe, dem Bürger und Krieger unentbehrlich, liefert uns die Haut. Aus den Klauen weis man Leim zu sieden, dessen Nutzen allgemein bekannt ist, und der sogar, wenn

allge=

allgemeine Noth herrscht, oder anhaltende Belagerungen den Städter drücken, den traurigen Mangel an Nahrungsmitteln ersetzen muß.

Das Horn, Knochenwerk, und die Haare werden unter der Hand des Künstlers zu nothwendigen Erfordernissen des gesellschaftlichen Lebens. Und auch der Mist, so sehr er zuweilen unsere Nase beleidigt, ist von einem unschätzbaren Werth in der Landwirthschaft. Seine, die Fruchtbarkeit der Erde hervorbringende Kraft bewirkt uns Ueberfluß an Getraid, Grase, Obst, Wein, Garten und Küchengewächsen. Ja, in manchen Ländern mit Stroh vermengt, macht er den kläglichen Abgang des Holzes erträglich.

Ganz ähnliche Vortheile und Erzeugnisse, nur verhältnißmäßig geringer, geben uns die Schaafe. Diese leichtfüßigen Bewohner der bergigten Gegenden erklättern das steilste Gebirge, dem Menschen und anderen Vieh nicht leicht besteigbar, suchen ihre Nahrung, und wählen sich bittere und aromatische Kräuter, oder begnügen sich auch mit solchen Weideplätzen, wo die Pferde und das Hornvieh fruchtlos nachsuchen würden, in dem sie mit einem kleinen Munde ausgerüstet, auch das kleinste Gräßchen fassen, oft sammt der Wurzel der

Mut-

Muttererde entreissen können. Die Vortheile, die der Mensch von dieser Thiergattung genießt, sind, nebst denen, die man schon beym Hornviehe anzeigte, allerdings beträchtlich.

Welch einen ungemein großen Nutzen verschafft uns ihre Wolle nicht! Durch sie kleiden wir uns; durch sie bestehen Fabricken und Manufakturen, ihr Absatz ist ein ergiebiger Kanal, woraus dem Staate ungeheure Summen Geldes zufließen. Die Haut wird zum Pergamente verarbeitet, und bekömmt dadurch einen neuen Werth. Aus den Gedärmen wird die Saite gemacht, ein Werkzeug, M. H. H. dadurch der Künstler harmonische Töne schaft, und Herzen bezwingt; sanfte Empfindungen erregt, Zärtlichkeit nährt, und Thränen dem Auge entlockt, sich in das Innere unserer Seele hineinzaubert, und Wonne an die Stelle schwermüthiger Regung pflanzt.

Und wenn wir den Esel betrachten, ein Thier, das seiner auffallenden Gestalt, seiner grossen Ohren, und des vielen Pflegma wegen, in einem sehr geringen Ansehen steht; so nehmen wir so viele gute Seiten an ihm wahr, daß wir gezwungen sind, zu gestehen, die über ihn gewöhnlich ergehenden Urtheile, seyen nicht nur blos bitter und hart,

sondern auch ungerecht. Seine Güte, Geduld, Genügsamkeit und Nutzbarkeit verdienen wohl die Verachtung nicht, mit der man ihm insgemein begegnet. Er ist ein vorzüglich gesundes Thier, das weit wenigern Krankheiten unterworfen ist als das Pferd. Die Kosten, die seine Unterhaltung erheischt, sind unbeträchtlich. Seine Stärke verdient Aufmerksamkeit; denn er trägt in Vergleichung der Grösse seines Körpers unter allen unsern einheimischen Thieren die größten Lasten. Dabey hat er einen sanften Gang, und wären Vorurtheile nicht dagegen, so könnte man ihn eben so, wie das Pferd reiten.

Auch das Schwein leistet der Landwirthschaft grosse Vortheile. Bey einem unbedeutenden Futter wächst es zu seiner gehörigen Grösse empor; reicht uns ein schmackhaftes Fleisch, und eine sehr brauchbare Haut, sogar die Borsten weis man zu häuslichem Gebrauche anzuwenden. Zudem hat es noch das Gute an sich, daß es im Herbste auf abgenützten Stoppelfeldern die tiefen Wurzeln, den Keim des künftigen Unkrauts, heraus wühlt und verzehrt. Deswegen, daß das Schwein sumpfigte Gegenden liebe, sich mit einer Art von Behaglichkeit und Wollust im Kothe herumwälze, deswegen, sag ich, kann es sich unsre Verachtung

kei-

keineswegs zuzlehen! Es sind diese Handlungen Folgen seines natürlichen Instinktes. Sie wissen M. H. H. daß die Schweine sehr viel Fett unter ihrer Haut haben. Die Sommerhitze schmelzet es, und flüßiger gemacht schwitzt es durch die Dunstlöcherchen der Haut durch, wird ranzig, scharf, und verursachet dem Thiere Jucken, und manche andre Unbequemlichkeit, dadurch es denn veranlasset wird, im Kothe und Unreinigkeiten gleichsam Linderung zu suchen. Es macht beynahe hier dasselbe, was wir thun, wenn wir fette Flecken aus unsern Kleidungsstücken heraus bringen wollen.

Sie sehen, M. H. H. daß ich Ihnen nur einige Thiere, und auch nur einige Vortheile derselben angeführt habe; denn sowohl die Kürze der Zeit, als auch mein Vorsatz, Ihre Aufmerksamkeit vielleicht mit bekannten Sachen nicht zu ermüden, verbieten mir weitläuftiger zu seyn.

Die gedachten Vortheile, gleich wie diejenigen, deren ich hier keine Erwähnung machen konnte, hängen jedesmal von dem Glücklichen oder unglücklichen Zustande des Thieres ab, und je nachdem dessen Menge und Vollkommenheit wächst oder fällt, so erhebt oder verringert sich gleichfalls das Wohl des Staats, die Glückseligkeit des Unterthans.

Die

Die ersten Bewohner der Erde scheinen von dieser wichtigen Wahrheit besser überzeugt gewesen zu seyn, als ihre Nachkömmlinge. Viehzucht und Ackerbau sahen sie als die einzigen Quellen an, woraus wahre Güter, die ihren Werth in sich selbst, und nicht in dem falschen Wahne der Menschen haben, herzuleiten sind. Sie sahen ein, daß sie als sichere Mittel betrachtet werden können, wodurch sie nicht allein vom Nachbar unabhängig, sondern ihm auch nothwendig werden. Sie wußten, daß es Länder giebt, die obschon sie Gold, Silber, und Edelgestein besitzen, dennoch bey allen diesen Schätzen darben müßten, wenn ihnen der Nachbar Getraid, Vieh, und die daher entstehenden Produkte versagte. Sie waren überzeugt, daß sie auch mit sonst unbezwingbaren Armeen nichts ausrichten würden, wenn sie Mangel am Vieh hätten. Daher die ungemeine Liebe für diese Thiere — daher die ganz besondere Achtung für diesen Nahrungsweg bey den Alten. Heldenthaten, edle Handlungen und wahres Verdienst wurden mit Heerden belohnt. Statteten sie ihre Kinder aus, so waren es Schaafe, Rinder, und anderes Vieh, was sie ihnen als Morgengabe mittheilten; denn es war das Beste in ihren Augen, was sie hatten. Ja die Egiptier verehrten das Vieh wie einen Gott. Nicht eben auf die Art, wie wir den unsrigen ver-

eh-

ehren als ein ursprünglich vollkommenes Wesen — Nein! Denn so roh, so eingeschränkt in ihren Begriffen waren sie nicht — dies war gewiß nicht ihr Sinn. Dankbarkeit für das mancherley Gute, so ihnen stündlich aus der Viehzucht zufloß, war es, was sie zur werkthätigen Hochschätzung des Thieres verleitete. So wesentliche, dem menschlichen Geschlechte so unentbehrliche Vortheile unbelohnt zu lassen, schien ihnen höchst unbillig — und des Menschen unwürdig. Dies vorausgesezt, mußten natürlich ihre Herzen in eine Art von Verehrung ausbrechen, und dies um so mehr, weil sie glaubten hiedurch das beste Mittel gefunden zu haben, auch der Nachkommenschaft, das Wohl der Hausthiere zu einem wichtigen Gegenstande ihrer Sorgfalt zu machen.

Auch die Griechen waren nicht minder dem Viehe dankbar. Sie schätzten diejenigen Thiere, die ihrer vorzüglichen Eigenschaften wegen merkwürdig waren, eben so wie die Egyptier nicht nur in den Tagen ihres Lebens, sondern errichteten ihnen auch nach dem Tode Denksäulen und Mausoläen. Dieses Verfahren legte man ihnen als Aberglauben — als Abgötterey aus. — Ob aber mit Recht, M. H. H.? dies ist eine andere Frage? Mit mehrerem Grunde kann man diesen Vorwurf der Nachwelt machen, die — jenen Denkmälern die ursprüngliche

Bedeutung nahm, und sie als Götter in der Zeitfolge angebetet hatte. Ob aus Unverstand — oder listigem Betrug ihrer Priester? — ist nicht meine Sache zu untersuchen. Dieser, dem Herzen unserer Urväter Ehremachende Gebrauch, Hausthiere durch öffentliche Monumente zu ehren, ist nach und nach abgekommen: so wie auch derselben Werth und überhaupt der Werth des Ackerbaus, und jeder andern Kunst nach und nach in Verfall gerieth.

Die Engländer sind vielleicht noch die einzigen, die diesem löblichen Gebrauche des Alterthums am nächsten kommen. Uber ihre Pferde führen sie ordentliche Geschlechtsregister, und, wenn sie ihnen gleich keine Säulen und Mausoläen setzen lassen, so stechen sie sie nicht selten in Kupfer, und erinnern sich mit Vergnügen des verdienstlichen Thieres. Dagegen ärnten sie aber auch den beynahe ausschliessenden Nutzen, daß ihre Racen für die besten Racen jeder Gattung des Viehs allgemein angenommen werden. Besonders locken ihre Pferde ungeheure Summen Geldes aus fremden Staaten ins Land, und verzinsen doppelt die angewandte Mühe ihrem sorgsamen Beschützer. Und nun die Frage, M. H. H. Ist wohl die Wissenschaft unnütz, deren Gegenstand das Wohl dieser unschätzbaren, uns allen so nothwendigen Thiere ist? —

Ich

Ich denke nicht, daß Sie Anstand nehmen werden, sie als eine der nützlichsten zu erkennen. Um Sie aber von dieser Wahrheit noch deutlicher zu überzeugen; so wollen wir auch den unermeßlichen Schaden, der aus Vernachläßigung der Thierarzney entstehet, in möglichster Kürze gemeinschaftlich erwägen. Aus den Beobachtungen meines vortrefflichen Freundes, und rühmlichst bekannten Menschen- und Thierarztes zu Wien, Herrn Adami, und aus meinen eigenen Nachforschungen bin ich belehrt worden, daß keine Stadt, kein Dorf, ja kein Ort im ganzen Lande existire, wo in einem Jahre nicht wenigstens ein Stück Hornviehs dem Abdecker zu Theil werden sollte. Ich sage wenigstens ein Stück, da doch an manchem Orte 3 auch 5 — 6 und mehrere Stücke in einem Jahre umfallen, und dies zwar nicht alterswegen, wohl aber aus Mangel der Einsicht in eine vernünftige Thierarzney. Wenn man nun die gewiß nicht geringe Anzahl von Städten, Märkten, und Dörfern in unserem Vaterlande überdenkt; dann nach dieser Angabe den jährlichen Verlust am umfallenden Viehe berechnet, so ergiebt sich eine Summe, die zu auffallend ist, als daß der Schade der hierdurch dem Staate zuwächst, nicht jeden wahren Patrioten rühren sollte.

Es ist bekannt M. H. H. daß in Kriegszeiten und Feldzügen oft die besten Pferde gefährlich verwundet — gedruckt oder auf verschiedene andere Art beschädiget werden. Ueble Witterung, schlechte Nahrung, unreines Wasser sind nicht selten die veranlassenden Ursachen mancherley innerlichen Krankheiten. Drüsen, Rotz, Wurm, Lungenentzündung, sind Fälle, die sich nur zu oft bey dem Pferde ereignen; und dasselbe gewiß aufreiben würden, wenn die Natur nicht Kräfte genug hätte, die Krankheit so wohl, wie auch den ungeschickten Roßarzt zu besiegen, allein nicht allemal vermag sie es, und das arme Thier wird ein Opfer seines traurigen Geschicks. Und doch ist die Kavalerie, das Fuhrwesen, die Seele der ganzen Armee; wie viel ist also nicht dabey gewagt, wenn ihr ganzes Wohl der Unerfahrenheit des Schmiedes anvertrauet wird? besonders, da uns die Erfahrung lehrt, daß viele dieser Leute kaum ein erträgliches Hufeisen zu schmieden, und gehörig anzuschlagen, vielweniger die verborgenen Ursachen der Krankheiten einzusehen, den Zufällen vorzubeugen, und eine vernunftmäßige Heilart zu bestimmen im Stande sind. Statt vieler Beyspiele, will ich Sie nur auf den letzten Krieg in unserm Vaterlande aufmerksam machen. Hier in Prag ist eine ungeheure Menge der besten Pferde darauf gegangen, und das Aerarium mußte für

die

die methodische Behandlung viele 1000 fl. bezahlen: Aber noch unendlich auffallender ist der Schaden, welchen die Viehseuchen beynahe alle Jahre in verschiedenen Gegenden anrichten. Diese bösartigen Krankheiten haben ohngefehr seit 70 Jahren im Deutschlande viele Millionen Thiere weggerafft, und unzählige Familien in die größte Dürftigkeit versetzt, ja selbst ganze Länder der Armuth zugeführt.

Italien, Holland, Dänemark und Holstein geben uns gleichfalls die traurigsten Beyspiele dieses Uebels. Die vereinigten Provinzen haben allein vor einigen 20. Jahren gegen 200000 Stücke des schönsten Viehes verloren, die, nach Hallers Berechnung, eine Summe von 24. Millionen Gulden ausmachen. Um eben diese Zeit hat Dännemark eben so viel durch Viehseuchen eingebüßt.

Dazu rechnen Sie noch M. H.H. allen den Abgang an Milch, Butter, Käse, und den übrigen Produkten, so uns die Hausthiere liefern, und der Schaden wird um so gewichtvoller. Ja er wird ausserordentlich, wenn wir bedenken, daß der Ackerbau, diese Quelle des Nationalreichthums, ins Stecken gerathe.

In Niederösterreich wütete die Viehseuche ununterbrochen fort vom Jahre 765. bis 771, und rieb alljährlich 4 bis 6 tausend Stücke Rindvieh auf. Nur im Herzogthum Steyermark allein hat dieselbe in einer Zeit von 2. Jahren 20000. Stücke dem Lande entrissen. Doch wozu brauchen wir Beweise aus dem Auslande zu nehmen, da uns, Leider! unser Böhmen selbst dergleichen darbietet. Kein Jahr gehet dahin, in dem wir nicht, mehr oder weniger, bald in dieser, bald in jener Gegend des Königreichs Folgen verderbender Seuchen erfahren müßten.

Besuchen Sie das Land, M. H. H. und Sie werden sehr traurige Erfahrungen sammeln. Ganze Familien, Dörfer, ja ganze Gegenden werden von Hornvieh und Schaafseuchen verwüßtet, Menschen dadurch zu Bettlern gemacht.

Sie sehen den Schaden, der seinen Grund in den Seuchen hat, und wünschen allerdings mit mir, ihn durch Hülfe der Thierarzney abzuwenden oder wenigstens, so viel möglich, zu verringern.

Es ist demnach auch billig, daß man alles anwende, dieser Kunst die gehörige Vollkommenheit zu geben. Niemand kann aber zu diesem En-

de mehr beytragen, als eben Sie: M. H. H. in dem Arzney und Wundarzney Sie dazu vorzüglich geschickt machen. Und dies ist der zweyte Satz, den ich noch kürzlich zu berühren mir vorgenommen habe.

Alle diejenigen, die jemals mit der Thierarzney etwas zu thun hatten, waren Bauern, Hirten, Abdecker, Schmiede, Stallmeister, Bereiter, Aerzte und Wundärzte. Die Hirten und Bauern haben freylich vor uns etwas bevor: Sie werden mit den Thieren geboren, wachsen bey ihnen auf, sind ihre besten Freunde und Kenner — werden sich auch gewiß die größte Mühe geben, um sie, als ihr Eigenthum gesund zu erhalten, und die vorkommenden Krankheiten zu heilen. Allein eben diese genaue Verwandschaft mit den Thieren, eben dieser von Kindesbeinen an mit ihnen gepflogene Umgang, macht sie auch an Vernunft ihnen sehr ähnlich, brauchbar zwar als Hirten, jedoch zu armseeligen Aerzten. Und wäre auch das nicht; so weis man schon aus der Erfahrung, wie roh und unausgebildet die Verstandskräfte dieser Leute zu seyn pflegen, und wie sehr sie an Vorurtheilen, albernen Gewohnheiten kleben, als daß sie fähig seyn könnten, richtige Beobachtungen anzustellen.

Die zwote Klasse, die vielleicht auf thierärztliche Kenntnisse Ansprüche machen könnte, wären die Abdecker; indem diese oft Gelegenheit bekommen, Thiere zu zergliedern, und auf diese Art den Ursachen des Todes und der Krankheit nachzuspüren. — Wahr ist es allerdings, daß die Zergliederung die treueste Lehrerinn von dem Sitze der Natur und Beschaffenheit der Krankheiten sey: Jedoch wenn sie dies seyn soll, so muß sie von einem ganz andern Manne, und auf eine ganz andere Art ausgeübt werden. Der Anatom muß nicht nur blos gelernet haben, sein Messer mit Geschicklichkeit und möglichster Genauigkeit zu führen, sondern er muß auch der Mann seyn, den wahrer philosophischer Beobachtungsgeist beseelt: damit er ächt untersuche kranke Theile mit gesunden vergleiche, und sehe, in wie weit sie sich von ihrem natürlichen Zustande entfernen. — Ja er muß die große Fähigkeit in sich vereinigen, das entdeckte Widernatürliche gehörig zu beurtheilen, damit er bestimme, ob es eine Folge der Ursache, der Krankheit selbst, oder aber eine Folge des Todes sey. Und kann man wohl alle diese Kenntnisse bey einem Abdecker voraussetzen? Doch gesetzt — ein solcher Mann sey im Stande, die Krankheit und ihren Sitz zu bestimmen, weis er auch schon die Mittel, sie zu heilen? die Ursachen zu entfernen? Und über dies, liegt gemeiniglich

dem

dem Abdecker mehr die Haut am Herzen, als die Gesundheit des Thieres. Jene ists, um derentwillen er zergliedert — sie ists, was er im Auge hat.

Die Schmiede? Sind im jeden Betrachte dem Staate als Schmiede nothwendig. Aber als Aerzte? — — Von diesen Leuten konnte sich also die Thierarzney nichts versprechen, und nur wenig von den Beobachtungen verschiedener Bereiter und Stallmeister; denn so gut sie auch sind, beziehen sie sich blos auf einen Theil derselben, nämlich auf die Pferdewissenschaft.

Dadurch aber, M. H. H. will ich keineswegs behaupten, daß sonst niemand anderer Fortschritte in der Thierarzney machen könne als Sie. Jeder kann es, der sich auf ihre Grundsätze ernstlich verlegt; Sie aber ohne Schwierigkeit, weil Sie dazu vorbereitet sind.

Denn Sie sind von Ihrer ersten Jugend an, eine reife, feste, und geläuterte Denkungsart gewohnt. Sie haben Grundsätze, nach denen sie denken, Grundsätze die Sie zur Wahrheit führen. Bücher sind Ihnen verständlich; daher Ihnen auch das Gute nicht entgeht, das, wenn gleich schon vor Jahrhunderten, zur Aufnahme der Thierarzney geschrie-

schrieben worden ist. Vorurtheile und Aberglaube blenden Ihren Geist nicht. Bescheidenes Zweifeln führt Sie zur Untersuchung, Untersuchung zur Wahrheit. Der künstliche Bau des menschlichen Körpers, sein gesunder und kranker Zustand, die Ursachen der Krankheiten und ihre Heilmittel, dies alles M. H. H. ist Ihnen bereits bekannt.

Die menschliche Wundarzneykunst macht Sie zugleich fähig, eben dieselben Handgriffe bey dem Thiere anzuwenden. Ueberhaupt besitzen Sie alle die Erfordernisse, die die Thierarzney verlangt, wenn sie den gehörigen Grad der Vollkommenheit erreichen, und den Nutzen stiften soll, den der Staat von ihr erwartet.

Sie werden also im Stande seyn, in einzelnen Krankheiten der Thiere Rath zu schaffen. Von Ihnen wird der Landmann giftige Kräuter kennen, sie von der Weide künstlich entfernen, oder wenn dies nicht thunlich ist, sie zu Hause von gesunden Gewächsen absondern lernen, und Ihnen Dank wissen, wenn Sie das davon schon erkrankte Thier dem frühzeitigen Tode entreissen.

Einfache epidemische, oder vielmehr epizootische Krankheiten werden Sie von den wirklich ansteckenden unterscheiden, und in jedem Falle die besten Mittel vorschlagen. Statt Kometen, Sterne, den Mond und Finsterniss zu beschuldigen, werden

Sie

Sie vielmehr in schlechter Nahrung, vernachläßigter Pflege und Wartung, Unreinigkeit der Stallungen in Mangel an reiner Luft, und anderen dergleichen natürlichen Ursachen das Entstehen der Seuchen suchen. Sie werden kostspielige Wachen, Kordonen, Kontumazen, Sperrung der Häuser und Dörfer, Abtödtung ganzer Heerden nicht allemal anrathen, sondern nur höchstselten, und bey äusserster Nothwendigkeit mit Verstand und Ueberlegung zu dergleichen Verwahrungsmitteln Ihre Zuflucht nehmen. Zur Verhütung der Seuche wird unter Ihrer Aufsicht, nicht mehr wie es ehemals geschah, die Erde etliche Schuhe tief aus den Ställen herausgegraben, die Mauern abgetragen, alle Geschirre zerschlagen, das übrig gebliebene Futter, Geräthschaften und Kleider, Dunger, ja die Thiere selbst mit grossen Schaden verbrannt werden. Sie M. H. H. werden jene Fälle bestimmen, wo das gefallene Thier sammt seiner Haut der Erde übergeben, oder wo sie ohne Nachtheil benuzt werden kann. Pferde, das Hornvieh, die Schaafe und Schweine werden nach dem Fingerzeige der Natur, und nach ihrem besondern Instinkt, behandelt und gepflegt werden.

Alles dieses, und was ich hier anzuführen nimmermehr Zeit habe, werden Sie zum Besten des ganzen Landes beytragen können; denn Ihre bisherigen Kenntnisse, Ihre Wissenschaften, und vorzüglich

lich Ihre medizinischen und chirurgischen Einsichten haben Sie dazu vorbereitet.

Welch einen Antrieb haben Sie also nicht, sich aus allen Kräften dem Studium der Thierarzney zu widmen, da Sie ein so grosses Feld vor sich sehen, dem Staate in mehr als in einer Rücksicht dienen zu können; zumal da Sie die Wohlfahrt derjenigen Klasse ihrer Mitmenschen befördern, die es am meisten benöthigen, und die die gerechtesten Ansprüche auf ihren Beystand haben. Von frühen Morgen an bis in die späteste Nacht, allem Ungemach der Witterung ausgesetzt, mit Lumpen bekleidet, und mit der schlechtesten Nahrung zufrieden, muß der Landmann, im Schweiße seines Angesichts, die Erde bearbeiten, und ihr die Früchte entlocken. Sein Vieh ist ihm das einzige, was ihn nährt, was ihm seine harte Arbeit erleichtert. Fällt ihm dieses, so ist er — seine ganze Familie unglücklich, und als Bettler dem Staate zur Last. Sie M. H. H. werden es ihm durch Ihren Rath retten können. Und sollten Sie es wohl nicht? — Gewiß? Keiner denkt so lieblos, so unmenschlich aus Ihnen.

Aber gesetzt auch, Sie wollten sich um die Heilung der Thiere nicht annehmen, Sie kämen nie in solche Gelegenheiten, wo Sie von der Thierarzney einen unmittelbaren Gebrauch machen könnten,

ten, so sind Sie dennoch nicht weniger verpflichtet, sich dieses Studium höchst angelegen seyn zu lassen, weil Sie zugleich die am Thiere angestellten Beobachtungen auf die Gesundheit des Menschen anwenden können. Denn der Einfluß der thierischen in die menschliche Arzney ist so groß, daß nur derjenige daran zweifeln kann, der in der Geschichte der Medizin ein Fremdling ist.

Von den Thieren haben wir den Gebrauch vieler unserer besten Arzneymittel und Operationen erlernt; von den Hunden, z. B. die auflösende Kraft des Grases, von den Ziegen die Nieswurz ꝛc. So sollen wir auch einer gewissen Gattung Pferde das Aderlassen — einem Vogel das Klistiren abgesehen haben. Und eben auf diesem Wege können wir vielleicht auch noch die wichtigsten Entdeckungen machen, indem uns an Thieren auch solche Versuche anzustellen erlaubt ist, die an Menschen — Religion und Menschenliebe verbieten.

Was soll ich erst von den Vortheilen sagen, welche der Arzneykunst aus der Zergliederung der Thiere zugewachsen sind.

Egyptens Weisen, die zugleich Priester und Arzte waren, erwarben sich ihre Heilungskenntnisse grösstentheils aus der oftmaligen Besichtigung der thierischen Eingeweide. Denn da sie, nach ihrem Gesetze nur gesunde Thiere opfern durften, so waren

sie

sie gezwungen, das Thier auf das sorgfältigste zu zergliedern damit sie überzeiget würden, daß ihr Schlachtopfer keinen Mangel habe.

Um unzählige andere hieher gehörige Beyspiele zu übergehen, will ich nur eines Harwey eines Hallers gedenken. Der Erste hat mittelst der Thiere die wichtigste aller Verrichtungen im menschlichen Körper — den Umlauf des Blutes entdeckt. Haller bestimmte auf eben diesem Wege, die Eigenschaften und den Nutzen der Reizbarkeit, und dies zwar mit mehr Menschlichkeit und Genauigkeit als Härophil und Erisistrat, die die Menschen lebendig öffneten, um gewisse innerliche Bewegungen zubeobachten.

Dieser Zusammenhang der thierischen Arzney mit der menschlichen könnte Sie vielleicht. M. H. H. zu dem Einwurfe verleiten, daß es also überflüssig sey, darüber einen besondern Unterricht zuertheilen, und hinreiche, ein Arzt oder Wundarzt zu seyn, um zugleich das kranke Thier heilen zu können.

Eben dieser Irrthum, war eine der wichtigsten Ursachen mit, warum die Thierarzney bisher einen so geringen Fortgang gemacht hat. Zufrieden mit den Grundsätzen der Medizin oder der Chirurgie, kümmerte man sich nicht viel, oder wohl gar nicht um die Grundsätze der Thierarzney.

Das

Das Pferd oder der Ochse vertraten die Stelle erkrankter grossen Menschen, und wurden auch so behandelt, mit dem einzigen Unterschied, daß man nach Masgabe der Grösse ihres Körpers, auch die Dosen der angewandten Mittel vergrösserte. Mit einem Worte, der Mensch wurde in der Haut des Thieres kurirt. Jeder, der etwas mehr von der Medizin und Chirurgie weis, als Recepte zu schreiben, oder Pflaster aufzulegen, wird eingestehen, daß nicht der Arzt, nicht das Arzneymittel die Krankheiten heilen, sondern die Natur. Aerzte und Arzneyen räumen nur die Hindernisse aus dem Wege, geben den Naturkräften die gehörige Richtung und diese wirken dann Heil.

Dies wäre denn die Wissenschaft, die ich Ihnen vorzutragen die Ehre und das Glück habe. Was das eingeschränkte Maaß meiner Kräfte zuläßt, will ich leisten, und Ihnen alles das treulich mittheilen, was ich durch die ganze Zeit meiner diesfälligen Verwendung gutes gesehen, selbst gedacht, in Büchern gelesen, und von meinem vortrefflichen Lehrer Wolstein gelernet habe. Lohnen Sie mich mit Nachsicht und Billigkeit, wenn ich manchmal Ihrer Erwartung nicht so wie Sie, wie ich selbst wünschte, genug thun sollte.

Und ich hoffe dieses um so mehr, da ich es mit Männern zu thun habe, die nur zu gut wissen,

daß

daß selbst der Menschenarzt, all der grossen Vervollkommung seiner Wissenschaft ohngeachtet, begränzt sey, und es also der Thierarzt um so mehr seyn müsse, da uns noch immer die grossen Hülfsquellen mangeln, deren sich jener erfreuet. Wir haben keine Hippokrate Winslowe, keine Haller, Sydenhame und Switten, alles, was wir besitzen, sind theils Abhandlungen, von Viehseuchen einiger Aerzte, theils Beobachtungen, und Krankheitsgeschichten, die uns einige Stallmeister und Bereiter geliefert haben. Dieses wie Sie von selbst sehen, ist nicht hinlänglich, um sagen zu können, unsere Wissenschaft habe den gehörigen Grad von Vollkommenheit erreicht, im ganzen genommen beginnt sie sich vielmehr erst zu entwickeln. Jedoch können wir uns immer eine sehr schmeichelhafte Zukunft versprechen. Besonders, da sich izt die größten und würdigsten Männer darauf verlegen. Selbst unsere hohe Schule hat Männer aufzuweisen, die sich zur Ehre rechnen, theils nützliche Versuche an den Thieren anzustellen, theils ihre Gebrechen zu heilen. Sie können Sie M. H. H. und ich würde sie nennen, fürchtete ich nicht ihrer Bescheidenheit zu nahe zu treten.

Und endlich, wer kennt Woltsteins grosse Verdienste um die Thierarzney nicht? Eines Mannes, dessen Name schon eine Lobrede ist.

II.

Bernard Ramazzini

ehemaligen ersten Lehrers der Arzneywissenschaft

zu Padua.

Abhandlung

von der

ansteckenden Epidemie,

welche

in der Gegend von Padua, und fast im ganzen Venetianischen Gebiete das Hornvieh ergriffen hat.

Auf der Akademie zu Padua

am 9. November 1711 gehalten.

Aus dem Lateinischen neu übersetzt.

Anmerkung des Herausgebers.

Ohngeachtet ich mit der Meinung des Verfassers nicht gänzlich zufrieden bin, und besonders seiner Heilart, meinen Grundsätzen gemäß, in allem nicht beytreten kann, so glaube ich doch, nichts unnützes zu thun, wenn ich diese Abhandlung meinen Lesern liefere; indem Ramazzini einer der allererssten in diesem Jahrhundert ist, die was gründliches über die Seuchen hinterlassen haben.

Durchlauchtigster Doge!

Wie würde ich es gewagt haben Ew. Durchlaucht diese wenigen Blätter zuzueignen, wäre ich nicht überzeugt, daß auch Privatärzte sich Höchstdenenselben nähern dürfen; besonders in einem Zeitpunkte, wo Tod und Verderben das Hornvieh allgemein bedrohen. Zwar übertrugen, Ew. Durchlaucht, die diesfällige Sorgfalt an das Kollegium der Aerzte dieser Stadt: allein auch mir, als einem Mitgliede desselben, ist dieser Antrag wichtig, und was das Maaß meiner Kräfte zuläßt, leiste ich freywillig.

Jedermann kennt, und bewundert Ew. Durchlaucht angebohrne Güte; Eine Güte, die dem Hause Corneli eigen, und gleichsam ein Erbe desselben zu seyn scheint; Eine Güte,

die jeden ihrer Diener mit der größten Herablassung aufnimmt, und keinen zurückkehren läßt, ohne ihn der Hoffnung eines erhabnen Schutzes zu versichern.

Daher entschloß ich mich denn, gegenwärtige Abhandlung von dem dermaligen Umfalle des Rindviehes, die ich unlängst auf der hohen Schule zu Padua hielt, der Presse zu übergeben, und Ew. Durchlaucht ehrfurchtsvoll zu widmen.

Nebst den Mitteln, die ich theils zur Heilung des Uebels, theils zur Vorbeugung dienlich zu seyn glaube, und von deren heilsamen Wirkung mich auch zum Theil meine eigene Erfahrung überzeugt, empfehle ich darinn eine Methode, wie nämlich diese Mittel angewandt werden sollen; Eine Methode die vielleicht von Ew. Durchlaucht tiefer Einsicht nicht mißbilliget werden wird, wenn es anders die ungeheure

Men-

Menge von Geschäften gestattet, daß Höchstdieselben diesen Aufsatz Dero Lektüre würdigen. Und hieran zweifle ich keineswegs; indem das allgemeine Wohl, folglich auch die Erhaltung des Hornviehs, keine geringe Sorge von Ew. Durchlaucht ist.

Wie sehr das Alterthum den Feldbau, der ohne die Mitwirkung des Hornviehs nicht bestehn kann, geschätzt habe, davon zeugen ihre Monumente zu Genüge. Die ersten Stifter Roms, nachdem sie mittelst des Pfluges ihre Gränzen festgesezt hatten, sahen vor allem andern darauf, ihre Kinder zu verheurathen, und den Ochsen am Pfluge zu erhalten; denn so glaubten sie, die Wohlfarth des Staats zu sichern, und zu erhöhen.

Mit eben diesem Eifer, wie uns die Geschichte sagt, trieben ihre Enkel den Ackerbau. Hatten sie den Feind besigt, waren sie eingezo-

hen im Triumphe, zurückgekehrt von den Geschäften des Volks, so eilten sie zu ihrem Acker, besorgten ihn mit eben dem Fleiße, den sie ihrem Kriegslager zu widmen pflegten. Die Erde freute sich, wenn triumphirende Pflüger mit begränztem Pflugschaar ihre Feste zerrissen. Und als Rom den höchsten Grad seiner Grösse erstiegen hatte, die Regierungskunst sich zur Vollkommenheit emporhob, da verewigten sich Konsule und Kaiser: ihr Name ward unsterblich; indem sie den Ackerbau ihre Sorge seyn ließen, und dadurch Nahrung einer der volkreichsten Städte gaben. Konsul Marius ward mit einer Gedächtnißmünze belohnt, worauf ein Gespann Ochsen, und Vespasian, Roms nachmaliger Kaiser, in seinem achten Konsulate mit einer silbernen, und ehernen beehrt, worauf Zugochsen geprägt waren.

Nicht weniger sind auch Ew. Durchlaucht, ja der ganzen Republik Venedig, die-

se

se Tugenden Roms eigen, nicht minder der Acker-
bau wichtig. Es beweisen dieses alle die hohen
Befehle und Edikte, alle die würdigen Män-
ner, die Ew. Durchlaucht gewählt haben, einer
Krankheit zu steuern, die des Hornviehs, selbst
im Kern unserer Mauern, nicht schont, ja, die
dasselbe vor dem Angesichte des Bürgers tödtet.
Sollte nun wohl Venedig, die Königinn des
Adriatischen Meers, sollte wohl diese Stadt,
die, um die einzige in ihrer Art zu seyn, keine
Gränzen kennt, sollte sie wohl eine gleichgültige
Zuschauerinn bey einem so gräulichen Uebel seyn?
Nein! Sie empfindet die Schwere desselben,
fühlt die Leiden des festen Landes all, woher ihr
ehedem Uberfluß und Freude in Fülle zuströmten.
Aber hoffet auch zugleich auf Ew. Durch-
laucht väterliche Sorgfalt; sieht sie erlöschen,
die alles um sich her verzehrende Flamme des
Uebels; sieht ihn zurückkehren ihren ehemaligen
Wohlstand. — O! Möge doch die Vorsicht,
die Welten schuf, und erhält, Ew. Durch-

laucht segnen, und nur erst nach langen Reihen von Jahren aus dieser Sterblichkeit rufen — nicht eher, als bis er in seiner vollsten Blüthe seyn wird, der Staat von Venedig!

Euerer Durchlaucht!

Am 12ten December
1711.

unterthänigster treu gehorsamster

Bernard Ramazzini.

Abhandlung
von der
ansteckenden Epidemie.

Wenn die gewöhnliche Behauptung wahr ist, wofür sie auch die Philosophen annehmen: daß die Gewohnheit die Kraft eines Gesezes erhalte, und der Uebertreter derselben wo nicht bestraft, doch wenigstens nie belobt werde, so fühle ich nur zu sehr, welch eine Verbindlichkeit ich mir auferlegt habe. Zwölf Jahre sind bereits, daß ich auf dieser ansehnlichen Akademie die praktische Arzneywissenschaft lehre: zwölf Jahre, daß ich allemal bey dem jährlichen Anfange meines Unterrichts die Studirenden, nach den lange genossenen Ruhetagen, wieder zum neuen Fleiße aufmuntern, und unser litterärisches Beginnen mit einer Eingangsrede zu feiern pflege. Und dieses Gewohnheitsgesetz ist es, was ich heute abermal zu erfüllen habe. Aber, wie vermag ich es? da ein verzehrendes Alter mir alle körperliche Kraft entrissen, und meinen Geist geschwächt hat. Allerdings eine grosse Last für mich, wenn ich diese noch nie unterbrochene Gewohnheit befolgen, und Ihre Erwartung nicht täuschen soll. Doch, ich wagte diesen Schritt, sam-

sammelte die mir noch übrigen Kräfte, um nur Ihnen, meine Herren, auch heuer das zu werden, was ich Ihnen vormals war: und fand endlich einen gewiß nicht unangenehmen Gegenstand, mit dem ich meine Geisteskräfte beschäftigte. Allein die dermalige höchst ungewöhnliche, und drohende Herbstwitterung verbietet mir die völlige Ausführung desselben, und zwingt mich, einen Stoff zu wählen, der, zwar weit von medizinischer Anmuth entfernt, doch Ihrer Aufmerksamkeit, meine Herren, nicht unwerth ist. — Jedermann weis, wie unerwartet und heftig, gleich einer Flamme, das Hornvieh von einer Seuche ergriffen worden sey, die keine menschliche Hülfe lindern, vielweniger vertilgen konnte. Nur sehr unmerklich begann sie zuerst im Vizentinischen bald aber breitete sie sich in der Gegend von Padua aus. Hier war es, wo sie hellaufloderte, und, wie Feuerflammen weit um sich grief, bis in unsere Vorstädte drang, und mit Furcht und Schrecken die Einwohner füllte. Traurend und betäubt steht der Landmann vor seinem leeren Stalle da, und blickt, im Jammer versenkt, auf die Grabstätten hin, die die Stützen seines Wohls — ihm theuerer vielleicht als seine Kinder — decken, und seufzt, da er sich gezwungen sieht, Pferde — minder zum Feldbau tüchtig — statt ihrer zu brauchen.

Quid labor, aut benefacta juvant, quid vomere terras,
Invertisse graves?

So wollen wir das traurige Loos des Pflügers mit dem größten der Dichter beklagen, der eben auch in seinem dritten Buche von der Landwirthschaft, eine der unsrigen nicht unähnliche Niederlage des Hornviehes beschreibt. — Gewiß, den aus einer solchen Quelle entspringenden ängstlichen Kummer können weder Bürger noch Edle verbergen; denn sie sehen ihre Güter und Höfe von einem Schmucke entblößt, der der kostbarste war, beraubt eines Werthes, den sie von ihren Vätern erbten. In Klagetöne bricht der sich nährende Städter aus; denn Nahrungsmangel droht ihm, Theuerung sieht er vorher. Niemand ist, der hier nicht Schaden empfände; niemand, der nicht eine klägliche Zukunft fürchtete. — Von dieser unseligen Verheerung des Rindviehes habe ich mir also vorgenommen in dieser Abhandlung, oder vielmehr Vorlesung, zu handeln, sie meinem Traktate von Fiebern, und zwar von den bösartigen, und pestilenzialischen Fiebern anzuhängen. Ich werde mich bemühen, die Beschaffenheit dieser Krankheit zu erforschen, und einige Mittel, womit man ihr begegnen kann, dabey vorzuschlagen.

Man

Man mache mir den Einwurf nicht, es sey wider den Wohlstand, wenn ich auf dieser berühmten Universität, und von einem Lehrstuhle, welcher den ersten Rang seines Ordens behauptet, statt hippokratischer Lehrsätze, aus dem Varro, Palladius, Kollumella, Vegetius, und andern Schriftstellern der Vieharzneykunst Proben vorlege. Ich antworte hierauf: Auch der grosse Hippokrat, dem keine Kenntniß geringfügig war, nahm keinen Anstand, von den Zufällen des Hornviehs zu reden. Sein Werk von den Gelenken giebt hier den Beweis; wo er die Ursachen angiebt, warum diese Thiere so oft ihre Hüften verrenken.

Ueberdies, wenn die Analogie der Gegenstände, welche doch allemal von Bedeutung ist, auch hier in Betrachtung gezogen zu werden verdient, so macht die Untersuchung dieser Epidemie, würdige Lehrer, zugleich einen Theil unserer Amtsgeschäfte aus. Und dann, bedenken Sie an welchem Orte wir leben, und wo wir das Lehramt verwalten! Sind wir nicht auf einer hohen Schule, der unsere Vorfahren das Sinnbild eines Ochsen beygelegt haben? um damit gleichsam anzuzeigen, daß Kraft und Stärke ein Eigenthum unserer Lehre seyn sollen. Auch waren sie es noch immer. Ueberall lohnt man uns mit Beyfall, allenthalben wird

Paduas Schule geschätzt. Ja es wäre unbillig und sträflich, hier unthätig zu seyn; besonders, da von dem Kollegio der Aerzte zu Venedig, und nachher von dem Durchlauchtigsten Doge selbst unserer Fakultät der Auftrag geschehen, die Ursachen dieses herrschenden Uebels zu untersuchen, und die diesfälligen Heilmittel zu bestimmen, damit der täglich immer mehr und mehr anwachsenden Seuche gesteuert werden könne.

Daß diese dem Hornviehe einen gänzlichen Untergang drohende Krankheit ein Fieber sey, beweisen der Frost, die Erstarrung, das Schaudern, und die bald hierauf erfolgende heftige, brennende durch den ganzen Körper ausgebreitete Hitze, vergesellschaftet mit einem geschwinden Pulsschlage. Daß aber auch dieses Fieber zugleich ein bösartiges, oder, wenn man lieber will, ein pestartiges Fieber sey, lassen uns die Zufälle erkennen, die es begleiten, sie sind: grosse Beängstigung, heftiges Keichen, Schnauben und Dummheit, im Anfange des Fiebers, gleichsam eine Art von Schlafsucht, ein anhaltender Ausfluß einer übelriechenden Materie aus dem Maule, und der Nase; ein überaus stinkender Durchfall, der zuweilen mit Blut vermischt ist, verlorne Freßlust, und gänzliches Ausbleiben des Wiederkäuens, ein Ausschlag,

der sich am 5ten 6ten oder 7ten Tage der Krankheit auf dem ganzen Leibe zeiget, und den Pocken ähnliche Blattern hervorbringt; endlich, der fast bey allen auf einerley Art am 5ten oder 7ten Tage erfolgende tödtliche Ausgang: denn das Aufkommen einiger wenigen ist mehr Zufall als Wirkung der angewandten Mittel. Dies, meine Herren, sieht unser Auge. Was aber das arme Thier in seinem Innern leidet, wann es beängstigt und stöhnend da liegt, unbeweglich steht, und den Kopf zur Erde hängen läßt, dies können wir nur vermuthen. Es redet nicht im artikulirten Tone zu uns, vermag nicht, uns seinen innern Zustand zu entdecken. Und hierinn liegt vielleicht auch die Ursache, warum es mit der Heilung so schwer hält. Lassen Sie uns also die Ursachen des Uebels, so weit wir können, aufsuchen.

Alle Epidemien, wenn sie von einzelnen, oder sporadischen Krankheiten unterschieden seyn sollen, haben dies besondere, daß ihnen eine gemeinschaftliche Ursache zukömmt: es sey nun, daß diese Ursache aus Fehlern der Luft, verderbter Nahrung, oder aus irgend einem andern ansteckenden, von einem Körper in den andern übergehenden Zunder entstehe.

Daß die Witterung dieses Jahres tadelhaft gewesen sey, kann man nicht läugnen. Der Sommer näherte sich dem Frühjahre mehr, und die Hitze der Hundstage war nicht heftig; die Heuschrecken verheerten unsere Fluren nicht sehr. Ueberhaupt aber war das Jahr doch noch nicht Ungesund; denn Aerzte und Apotheker hatten müssige Stunden genug. Es ist dieses nicht blos eine örtliche Erfahrung, bezieht sich nicht allein auf unsere Stadt: auch andere Gegenden wissen es, ja sogar die Einwohner jenseits des Po wissen es. Hippokrat scheint daher nicht recht zu haben, wenn er lehrt, daß man Herbstkrankheiten zu erwarten habe, wenn der Sommer dem Frühlinge gleich ist. Ferner — haben die Wetterkündigen keine Luftzeichen bemerkt: an Kräutern und Früchten fand man keine Spuren vom Mehlthau, wie im vorigen Jahre, wo Kräuter und Früchte Flecken hatten, und doch weder Schaafe und anderes Vieh erkrankten. Weder die Sommer- noch Herbstfrüchte, die alle sehr spät reiften, verriethen Merkmale, daß sie der Nebel verbrannt hätte.

Den Himmel habe ich zwar nicht zu Rathe gezogen, um zu sehen, ob man aus einem bösen Einfluß der Gestirne die Ursache der Seuche ableiten dürfe, und überlasse willig, seitdem ich die

Schrif-

Schriften eines Pikus Mirandola gegen die Sterndeuter gelesen, dergleichen Alfanzereyen dem Marsilius Ficinus, der in seinem medizinischen Rathe zur Ursache der Pest, welche im Jahre 1478 ganz Toskana und besonders Florenz entvölkerte, die Verbindung des Mars mit dem Saturn im Menschenzeichen angiebt.

Dieses vorausgesetzt müssen wir also die Gestirne, Luft und die Winde der Schuld, Ursache des gegenwärtigen Uebels zu seyn, lossprechen; denn wer kann sich wohl vorstellen, daß Felder und Wiesen solche Feuchtigkeiten aus der Luft eingesogen haben sollen, die blos für das Hornvieh ein so grausames Gift abgeben, andern Thieren aber, die von eben diesen Pflanzen geniessen, gar nicht schädlich sind. Lassen Sie uns, meine Herren, vielmehr einer andern Ursache nachspüren, und solche von einer ansteckenden Materie herleiten. Es ist dieses keine Muthmassung: es ist Wahrheit, die ich beweisen will.

Es ist bekannt, und auch in den Zeitungen lesen wir es, daß sich von den Heerden, welche die Viehhändler aus Dalmatien und den angränzenden Gegenden in diese Provinz zu treiben pflegen, ein Ochse entfernt habe. Ein Hirte fand ihn, und

brach-

brachte das Thier auf ein Landgut des Grafen Trojan Borromäus, Domherrn von Padua. Hier wird er aufgenommen, und befleckt für die Aufnahme mit eben der Seuche, mit der er angesteckt war, seine übrigen Mitbrüder alle. Einige Tage gehen vorüber — er stirbt. Doch siehe! Eben dasselbe Uebel tödtet nach und nach die ganze übrige Heerde, nur einen ausgenommen, dem am Halse ein Haarseil gezogen worden. Unstreitig, meine Herren, ein Zufall, der die ganze Nachbarschaft in Schrecken setzen mußte. Alle angewandte Sorgfalt half nichts, und keiner vermochte seine Wohnung vor der einbrechenden Flamme zu schützen, keiner die ansteckende Ursache von sich zu entfernen. Mit leisen Schritten griff sie immer weiter um sich, verheerte im kurzen das ganze weitläufige Gebiet von Padua, erstreckte sich bis über den Po, und drohete Kampaniens Einwohnern eben diese Verheerung.

Da nun die Materie dieser Krankheit von der Art ist, daß sie sich leicht fortpflanzet, und unsäglich vermehrt, wenn sie einen empfangbaren Gegenstand findet, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn diese Seuche sich weit und breit erstrecket. Wir sehen davon ein überzeugendes Beyspiel an der Lustseuche, die aus Westindien von einigen

wenigen Seefahrenden zu uns überbracht, erst Italien, und bald darauf ganz Europa mit der schändlichsten, und unausrottbarsten Krankheit in der größten Geschwindigkeit angesteckt hat. Uebers dies geben zu der geschwinden Ausbreitung unseres Uebels Gelegenheit: der Mangel aller Hülfe, die Ausdünstungen der kranken und gefallenen Stücke, der Ställe und Weiden, die schon selbst damit beflecken Kühhirten, und ihre Kleider; denn wir wissen, wie willkommen es der Pest sey, auf Wolle weich zu ruhen.

Wenn also diese vergiftete Luft ein vorher gesundes Stück Rindvieh anwehet; so verbindet sie sich mit den Lebensgeistern, und dem Blutwasser. Mit diesem im Kreise getrieben, verletzet sie die natürliche Beschaffenheit des Bluts, und verdirbt die Säfte der Eingeweide. Daher müssen nothwendig nach und nach die Verrichtungen der Eingeweide fehlerhaft, die so sehr nothwendigen Ausleerungen aber unterbrochen werden. Allein es geschieht dieses nicht plözlich. In allem beobachtet die Natur einen stuffenweisen Fortgang. Jene, so von tollen Hunden gebissen werden, scheinen oft lange gesund, bis endlich der Zeitpunkt herangerückt ist, wo das versteckte Uebel zum Vorschein kommen kann. — Ich sagte oben, die ganze Beschaf-

fenheit des Blutes leide bey diesem ansteckenden Zunder; denn ich setze zum voraus, ja, ich nehme als ausgemacht an: dieses Gift gehöre in die Klasse derer, die das Blut mehr verdicken, als auflösen. Fürs erste beweisen es die das Fieber begleitenden Zufälle, nämlich die Angst, das schwere Keichen, das Schnauben, und die Dummheit. Dann lehrt es auch der Augenschein; denn alle jene gefallenen und geöffneten Stücke, obschon sie noch warm waren, hatten bey der Zergliederung wenig, oder gar kein flüssiges Blut.

Zudem ist der Ochse von Natur träge und langsam: er hat, wie Hippokrates sagt, im Verhältnisse mit andern Thieren, ein hartes und schwerwiegendes Fleisch, daher auch sein Blut mehr dick als dünne seyn muß. Dioskorides *) rechnet das Blut von Stieren unter die Gifte; weil es nach dem Genuße leicht im Magen gerinnen kann, Prävotius aber darum; weil es Blähungen macht. Themistokles zog sich, wie Plutarch erzählt, den Tod durch das Rinderblut zu. Daher ist es kein Wunder, wenn die gedachte ansteckende Materie, das bey dieser Thierart schon von Natur dicke Blut noch mehr gerinnen macht. Diese Verdickung des

 rothen

*) 6. Buch, 25. Kap.

rothen Blutes merken verschiedene Schriftsteller in bösartigen Fiebern an. So hat Peter Salius, *) nach seiner Erzählung, bey einer, an einem bösartigen Fieber verstorbenen Person, das Blut in der grossen Pulsader so geronnen gefunden, daß er es, gleich einem Degen aus der Scheide, herausziehen konnte. Auch Lover **) bezeuget in seinem Traktate vom Herzen, daß sich eben dasselbe zuweilen zur Pestzeit ereigne. — Uebrigens, wenn in der dermaligen Epidemie des Hornviehs das Blut nicht von der Art wäre, so würde das Fieber nicht so viele Tage anhalten; denn wo das Blut zu aufgelöst ist, und die tödtenden Kräfte stärker sind als die Kräfte der verderbten Säfte, da ist die Fieberhitze so gelinde, daß die Kranken oft kein Fieber zu haben glauben, und indessen den ersten oder zweyten Tag hinweggerafft werden. — Wenn demnach dieser pestartige, gährende Zunder durch die Blut- und Pulsadern durchwandert ist; dann bricht er, wie der Feind aus seinem Hinterhalte, hervor, zeigt sich in seiner ganzen Wuth, erregt ein bösartiges Fieber, und tödtet binnen 5 oder 7 Tagen, ohne Unterschied, Pflugochsen, Stiere, Kühe, Ferse und Kälber.

Die

*) Vom Pestfieber u. s. f. 4. Kap.

**) 2. Kap.

Die Untersuchung: woher diese Pest ursprünglich entstanden sey? Ob jener Ochse sie anders woher erhalten? oder ob sie in demselben erzeugt worden? Alles dieses hat auf uns wenig Einfluß. Nothwendig muß man doch einmal, wie Frakastorius in seinem Buche von ansteckenden Materien, und Joseph Aromatarius in der Schrift vom tollen Hundsbiße zeigen, auf ein Stück Vieh kommen, in welchem der Saame der Krankheit hervorgebracht worden ist. Denn es ist ausgemacht, daß nicht nur in Thieren, sondern auch in Menschen Gifte und bösartige Säfte erzeugt werden können, die auf andere gleichartige oder ähnliche Körper übergehn. Schwindsüchtige stecken auf diese Weise leicht ihre Angehörigen an, wenn sie mit ihnen Umgang pflegen, und eine alte Bemerkung sagt schon: die Triefaugen seyen ansteckend.

Dum spectant oculi læsos, lædunntur & ipsi
Multaque corporibus transitione nocent.

In den Körpern der gefallenen Thiere, so viele ihrer in Gegenwart der berühmten Professoren Molinetti und Viskardi geöffnet worden sind, hat man dies Sonderbare, bey allen, wahrgenommen: In dem Blättermagen war ein harter, festzusammengesezter Körper, der an den Seitenwänden des

Magens stark anhieng, von beträchtlicher Grösse, und einem unleidlichen Geruche. In andern Theilen fand man Wasserblasen, als im Gehirne, und den Lungen; andere waren blos Luftblasen, die, geöffnet, einen starken unangenehmen Geruch von sich gaben. An der Wurzel der Zunge fand man Geschwüre, und an den Seiten mit Blutwasser angefüllte Blasen. Jener harte, und wie Kalk feste Körper, der im Blättermagen angetroffen wurde, ist nach meiner Ueberzeugung die erste Brut der ansteckenden Materie; indem sie unmerklich ihre Wuth äussert, und die Dauungssäfte des Magens schwächt; verdirbt. Denn es ist unwahrscheinlich, daß nach der Erregung des Fiebers dieser Körper erst in so wenigen Tagen erzeugt werden soll, zumal das Vieh, wenn sich die Fieberanfälle einfinden, alle Nahrung verabscheut, und ihm nichts als Flüssigkeiten eingegossen werden können. Das übrige möchte ich wohl für Folgen des bösartigen Fiebers halten; und würde mich tiefer in die Sache einlassen, gestattete es die Kürze einer Stunde. Um Sie also, meine Herren, nicht länger aufzuhalten, eile ich zu dem Reste meiner Rede, und setze folgende Fragen fest: Welchen Ausgang wird die Seuche gewinnen? Wird sie sich noch verschlimmern? Und was hat man dabey zu thun? In Ansehung der ersten Frage glaube ich, werde

es eben so gehen, wie bey andern Epidemien. Nach vielen Versuchen, und besonders durch die Beobachtungen der heilenden Natur, wird vielleicht ein Heilungsplan entworfen, und ein wahres spezifisches Mittel gegen dieses Gift gefunden werden, wodurch man diese bösartige Materie ganz zu vertilgen im Stande seyn wird. Auch läßt der herannahende Winter einige Linderung des Uebels erwarten; vorzüglich der Nordwind, welcher die Luft reinigt, und den Südwind von uns treibt, der den ganzen Weinmonat hindurch die Oberhand hatte. Es ist merkwürdig, meine Herren, was uns Vitruv von dem Einfluße der Winde auf den menschlichen Körper hinterlassen hat. *) Auf der Insel Lesbus, sagt er, liegt Mitylene, zierlich und prächtig gebaut, aber minder klug angelegt. Wenn in der Stadt der Südwind wehet, ist jedermann krank, wehet der West, so husten die Einwohner, und wenn den Nordwind die Reihe trifft, so erhalten sie alle ihre Gesundheit wieder. Wie groß die Wuth der Pest bey Ost- und Westwinden gewesen, ist bekannt. Manche Tage waren so tödtlich, daß zweymal wiederholtes Anzünden der Scheiterhaufen das scheußliche Fieber nicht lindern, viel weniger verscheuchen konnte. Ich weis zwar wohl, daß

*) 1. Buch, 6. Kap. von der Baukunst.

pestartige Krankheiten sich nicht sehr weder an Hitze, noch an Frost kehren. Beyspiele lehren uns, daß Hitze und Kälte, beyde sehr groß, die Pest im geringsten nicht verändert haben. Jedoch, da unsere jetzige Epidemie im Sommer entstand, im Herbste zunahm, und den höchsten Grad ihrer Stärke erreichte, so können wir allerdings die Hoffnung hegen, der Winter werde sie mit göttlicher Hülfe endigen, und uns von ihr befreyen.

Ob aber diese Seuche des Hornviehs, wenn sie lange fortdauern sollte, auch dem menschlichen Körper schädlich werden könnte, wie einige vermuthet haben, wird nicht überflüßig seyn, zu untersuchen.

Wenn in bösartigen Krankheiten, welche oft alle unsere Raisonnements beschämen, Vernunftgründe statt finden; so kann man hoffen, daß die Menschen ohne allen Schaden und Nachtheil in Ansehung ihrer Gesundheit davon kommen werden; denn hat diese Seuche seit 3 Monaten keine andern wiederkäuenden und horntragenden Thiere, die doch mit dem Rindvieh eine grosse Aehnlichkeit haben, hat sie Pferde, Schweine und andere Waldthiere verschont; so ist kein Grunnd vorhanden, warum

rum sie die Menschen, die von diesen Thieren so sehr abweichen, betreffen sollte.

Doch weis ich auch, daß unter die Zeichen einer bevorstehenden Pest nicht nur das Sterben unter dem Hornviehe, sondern auch unter andern Thieren gezählt wird. Von dieser Art war die Pest, welche die Insel Aegina entvölkerte, von der Ovid:

Strage canum primo, volucrumque, aviumque baumque,

Ingleichen diejenige, deren Livius gedenket. *) welche in Sicilien die Römische und Karthaginensische Armee beynahe aufrieb, und von der Silius Italikus schreibt: **)

Vim primi sensere canes, mox nubibus atris
Fluxit deficiens penna labente volucris.

Einer dieser nicht unähnlichen Pest macht Dionis von Halikarnaß Meldung ***). Zuerst überfiel sie Pferde und Ochsen, bald aber auch das Stallvieh, und

*) 3. Dekade, 5 Buch. 20. Kap.
**) 14 Buch.
***) 9 Buch.

und andere Thiere, den Hirten und den Bauer, und nachdem sie Roms Gebiet durchstreift hatte traf sie auch die Stadt selbst. Die Pestfieber dieser Zeiten aber übten ihre Tyranney nicht an dem Hornviehe allein, sondern auch an allen andern Thieren aus. So erzählet uns Lukrez von einer Pest, die weder die Fische im Wasser verschonte. Alle diese Pesten entstanden aus ungesunder Luft, die wir aber bey der unsrigen gar nicht im Verdacht haben können. Nur an dem Hornviehe allein, und besonders an den stärkern und feistern mehr, sättigt sie ihre Raubsucht.

Demohngeachtet heischt die Verscharrung der gefallenen Stücke eine genaue Vorsicht, und tiefe Gruben, wie ohnehin die öffentlichen Edikte vorschreiben. Denn, wenn etwas Furcht erwecket, so ist es die gar zu grosse Menge Ochsen, woher, wenn sie nicht tief genug vergraben werden, und in Fäulniß übergehn, im ersten Frühlinge leicht schädliche Dünste die Luft erfüllen können. Gut wäre es, wenn man unbesuchte Oerter, und Plätze, die nicht bepflüget werden, dazu bestimmte; indem man nicht genug vorsichtig seyn kann, wenn man es mit ansteckenden Krankheiten zu thun hat. Weil es aber, wenn das Aas durch die Fäulniß aufgelöst ist, erfordert wird, Erde aufzutragen, so hielte ich

für

für zuträglich, man trüge neue Erde auf, und streute Gras, oder einen andern Krautsaamen darauf. Peter Forestius erzählt *) zu Delft in den vereinigten Niederlanden habe man nach überstandner Pest, nachdem man eher untersucht hatte, ob die Gottesäcker mit Kalk oder Steinen überschüttet werden sollen? beschlossen, solche mit allerley Gewächssaamen zu besäen, in der Absicht, durch das aufschiessende Gras und Verstopfung der Dunstlöcher, einen neuen Ausbruch der Seuche zu hemmen.

Ferner kann ich nicht verschweigen, daß man auch zuweilen wahrgenommen habe, daß auf eine Pest unter dem Rindviehe eine Pest unter den Menschen erfolgt sey, und so auch umgekehrt. Das erste Beyspiel giebt uns Livius, **) und das zweyte finden wir beym Rippamont in seinem Buche von der Pest. Allein diesen zween Gründen haben wir eben so viele, und noch mehrere entgegen zu setzen. Frakastorius meldet in seinem gelehrten Werke von der Kontagion, im Jahre 1614 sey eine Seuche blos unter dem Hornviehe gewesen, welche in dem Gebiete von Forogiuglio entstanden, von da sich in den Kirchenstaat, alsdann ins Veroneſi-

*) 6. Buch, 25. Bemerkung in der Note.
**) 5. Dekade, 1. Buch. 21. Kap.

ſiſche, und andere Gegenden Venetiens erſtrecket, und eine groſſe Niederlage unter dem Rindvieh angerichtet habe: faſt auf eben die Art, und mit denſelben Zufällen, wie die unſrige, und die daher auch gleichſam ihre Brut zu ſeyn ſcheinet. Dann erzählt Anton Faccius in den geſchriebenen Büchern von der Schlächterkunſt, welche in dieſer Stadt aufbewahret werden, und glaubwürdig ſind, im J. 1699 habe eine ſehr ſtarke Seuche unter dem Rindviehe geherrſcht, ſo zwar, daß der Senat von Venedig gezwungen war, alles Rindfleiſch, blos das Hammelfleiſch ausgenommen, friſchen Käß, Butter, und Milch unter Todesſtrafe zu verbieten. Menſchen aber blieben verſchont; welche Beyſpiele denn unſere Hoffnung auch um ſo mehr erhöhen. Die Frage: ob der Genuß des für geſund gehaltenen Rindfleiſches zur Zeit der Epidemie ſo ganz ſicher ſey? verdient bey dieſer Gelegenheit wohl eine Unterſuchung. Ohne allen Verdacht iſt die Sache freylich nicht; denn wenn man einen Ochſen, ehe er in den Schlachthof gebracht wird, auch noch ſo friſch und munter geſehen; wenn gleich die Eingeweide kein Zeichen eines Verderbniſſes verrathen, die man ſonſt bey den an der Seuche verſtorbenen zu finden pflegt, ſo ſind wir doch nicht gewiß, ob nicht dieſer Ochſe die anſteckende Materie bey ſich gehabt habe, die er andern mittheilen könnte; beſon-

sonders, da der Saame dieser Krankheit so sehr im verborgenen schleicht, und aus einem Thiere in das andere seiner Art übergehen kann, ohne daß dabey daß erstere üble Zufälle empfinden müßte. Wir haben hievon an der Lustseuche ein Beyspiel. Nicht selten trägt es sich zu, daß ein von einem Frauenzimmer angesteckter Mann die Seuche aufnimmt, ohne davon was zu empfinden, und solche seiner Frau mittheilt, bey der in wenigen Tagen weisser Fluß oder Beulen zum Vorschein kommen; daher auch oft nicht geringe Streitigkeiten und Zänkereyen unter den Eheleuten zu entstehen pflegen. Man lese hierüber Paulus Zachias, Merkurialis, und Kaspar von Rejes. *) Wegen des Genusses des Rindfleisches erzählet Dietrich Schenck den wichtigen Vorfall: **) In Venedig und Padua sey einst ein Streit unter den Schlächtern und Einwohnern entstanden, weil jene ungarische von einer Seuche befallene Ochsen auf dem Markte verkauft hatten, welche einen blutigen Bauchfluß hatten, und die meisten dahin fielen, auch die Ansteckung auf andere fortpflanzten. Die Paduanischen Aerzte, die man hierinnfalls zu Rathe zog, waren der Meinung,

*) Unters. aus der rechtl. Arzneyw. 3. B. 6. Frage.

**) Hist. hum. Gener. Cap. 2.

nung, man könne dieses Fleisch ohne Nachtheil verspeisen, weil es eine besondere, und diesen Thieren allein eigene Ansteckung sey, alle Bösartigkeit aber durch die vor dem Schlachten vorgenommene starke Bewegung gemildert und verringert werde. Die Venetianischen Aerzte hingegen, waren der gegenseitigen Meynung, wie Christoph Friedrich Garmann berichtet in seinen Buche von den Wundern der Todten. Fabius Paulinus *), ein Arzt von Modena; hat sich bemühet, den Streit zu theilen. Er sagt: Wenn die Noth zwänge, könnte man dieses Fleisch wohl gebrauchen, nur müsse man es vorher mit Salz und Essig einpöckeln, das Eingeweide wegwerfen, weil dieses gleichsam der Sitz der ansteckenden Materie sey. Ob diese Vorsicht zureiche, und alle Zweifel hebe, überlasse ich eines jeden eigener Beurtheilung. Und nun zu der beteutenden Frage: Was soll man bey der dermaligen Epidemie, die dem Rindviehe ein gänzliches Verderben prophezeyet, anfangen? Ich antworte: da wir noch kein besonderes, und eigenes Gegengift haben, so müssen wir dahin sehen, durch allgemein wirkende Mittel diesen pestartigen Zunder zu vertilgen, oder wenigstens zu ent-

*) Præl. Martin.

entkräften. Wir müssen bewirken, daß die gestärkte Natur ihn in die Oberfläche der Haut führe, und austreibe, besonders da sie uns selbst bey denjenigen Stücken, die davon kommen, den Fingerzeig dazu giebt, wo sie das Ubel, durch Pusteln, Geschwüre und Blattern ausführet. Nach meiner Meinung, muß man hier ohngefähr so verfahren, wie verständige Aerzte in der Heilung des Pockenfiebers bey Kindern. — Zur Zeit der Wallung des Geblütes, wird man also mit hitzigen Mitteln sehr vorsichtig umgehen müssen, um die Fieberhitze nicht zu vermehren, und die Blutmasse in Gährung zu bringen, weil darauf leicht eine gestörte Kochung der Krankheitsmaterie erfolgt. Ich glaube daher, es sey ein wichtiger Fehler, wenn man im Anfang dieses Fiebers zu hitzigen Herzstärkungen schreitet, und vorzüglich zu einem starken Wein mit vielem Theriak seine Zuflucht nimmt, und bin versichert, daß der voreilige Gebrauch solcher Arzneyen mehr Stücke ums Leben gebracht habe, als das Fieber selbst. Gelehrte Schriftsteller empfehlen bey pockenartigen Zufällen im Anfange des Fiebers niederschlagende Arzeneyen. Lancisius schrieb unter verschiedenen hieher gehörigen Erinnerungen auch diese: Man muß herzstärkende Mittel mit sauern Sachen verbinden. Im Anfange des Fiebers gebe man dem Gifte widerstehende Arzeneyen mässig, im

Fortgange der Krankheit aber, dann zur Zeit des Ausbruchs und der Schwörung, sey man mit schweißtreibenden Mitteln freygebiger. — Doch es ist Zeit, daß ich mich meinem Zwecke nähere: zuerst also von äusserlichen Mitteln.

Das Aderlassen schien nicht zu glücken. Man unterließ es: jedoch ward die Krankheit nicht gelinder, ja sie ward ärger. Denn in allen Epidemien ist Blutlassen und Purgiren gleich verdächtig: daher widerräth Celsus *) Ader zu lassen, und abführende Mittel zu gebrauchen. Im Pockenfieber läßt man dennoch hin und wieder Blut: bey Kindern von 2 — 3 Jahren durch Schröpfköpfe, an einigen Orten sogar durch die Adern; doch im Anfange des Fiebers. Ich würde demnach in diesem Fieber des Viehes das Aderlassen nicht nur für heilsam, sondern für nöthig halten, damit die Wallung des Blutes überhaupt gedämpfet würde, und es langsamer cirkuliren mögte. Ich sagte oben, das Ochsenblut sey seiner Natur nach dicke, und zum Gerinnen geneigt. Das Gift der Seuche macht es noch dicker. Womit kann man also wohl eher Hülfe schaffen als durch das Blutlassen? Zudem ergreift

*) 2. B. 7. Kap.

greift die jetzige Seuche das starke und fette Vieh, wo die die Magern verschont, die kaum in ihren Knochen hängen. Das Fieber ist entzündungsartig, gleich wie jenes, das man beym Seitenstich, der Lungenentzündung, der Bräune beobachtet. Kann man hier also nicht wegen des erhitzten, wallenden, und zum Gerinnen geneigten Blutes das Aderlassen mit Nutzen empfehlen?

Man schreie sich immer dagegen heiser: Man wird doch nach der Aehnlichkeit bey der Heilung dieser Krankheit zu Werke gehen müssen, wie bey der Cur des Pestfiebers, welches Menschen befällt. Nun sehe ich aber nicht, warum das arme Vieh, wenn es das Fieber plagt, und es uns gleichsam mit thränendem Auge um Hülfe anruffet, ihm diese versagt werden sollte, zumal die Schwere der Krankheit, die Anlage zur Vollblütigkeit, wegen der heurigen Fülle der Weiden, das Aderlassen offenbar fodern. Freylich nur im Anfange des Fiebers, wo es die Kräfte noch erlauben, und da habe ich würdige Aerzte und Schriftsteller an meiner Seite, einen Sennert, Septalius, Anton Ponce, Sancta Crux, Frakastorius und mehrere andere. Auch sind mir die Kräfte des Viehes selbst in der Wuth der Krankheit stark genug vorgekommen. Aus dem Stalle gebracht, und im Felde herumgeführt, in

der Absicht, ob sie zu einer Pflanze Lust haben, gehen sie fest, und ihrer Willkühr überlassen, laufen sie hurtig in ihre Wohnung zurück. Was die Wahl der Ader anlangt, so darf man nicht lange anstehen; denn wenn man Blut lasset, um die zu vollen Gefäße zu entledigen, kommt es nicht darauf an, ob man diese oder eine andere Ader nimmt.

Ausserdem kann man auf beiden Seiten des Halses mit breiten glühenden Eisen Stellen brennen. Wird die Schärfe abgenommen, so entstehen Geschwüre, welche statt anderer Blasenziehenden Mittel dienen können. Auch kann man die Ohren mit einem runden Eisen durchboren, und Niesewurz darein thun, wie die Schriftsteller der Vieharzney anrathen. Ferner durchbore man unter dem Kinne die hängende Haut, und ziehe ein Seil durch. Man nennet dieses ein Haarseil, und es dienet der Natur zu einer Ableitung, wodurch sie das Gift fortschaffet; denn noch hat man keine genesen sehen, wo nicht an der Haut Blattern hervorgekommen wären, aus denen viele dicke und stinkende Materie floß; auch habe ich von keinem Stücke, das auf solche Art gereiniget worden, gehört, daß es noch einmal befallen worden wäre. Hippokrates sagt im 6ten Buche von den Epidemien, daß man nach geschehener Eiterung keinen Rückfall zu befürch-

fürchten habe. *) Merkwürdig ist Frakostorius Beobachtung, der Zufolge, diejenigen Stücke, bey denen der Geifer von dem Rachen bis an die Schulter, und von da bis zu den Füssen floß, genasen, wo aber dieser Absatz nicht geschah mehrentheils umfielen. **) Die Zunge und der Gaumen müssen oft mit Eßig und Salz gewaschen, auch das Vieh täglich einigemale gestriegelt werden, um eine leichte Ausdünstung zu erhalten. Da sich oft im Rachen, wie bey den Pocken, Geschwülste und Rinden ansetzen, die alles Eingiessen durch das Maul verhindern, so hat man, diesen Zufall zu heben, gut gefunden, einen grünen, wenigstens eine Elle langen Weidenstock mit Butter zu beschmieren, und eine Elle weit, und tiefer ins Maul zu schieben.

Die innern Hülfsmittel liefern die drey Naturreiche. Aus dem Gewächsreiche haben wir herzstärkende Pflanzen in grosser Menge. Man kann daher Blätter des Lachenknoblauchs, Kardubenedikten, Kretischem Diptam, Tausendgüldenkraut, Entianwurzel, Tormentille, Skorzonere und dergleichen

*) 3. Abschnit.
**) 1. Buch. 12. Kap.

chen im Wasser abkochen, und um ihre Hitze zu mäßigen Cichorien hinzuthun. Das Dekokt kann man 2 — 3mal täglich, zu 2 — 3 Pfunden eingießen. Wenn sich aber das Fieber festgesetzt hat, so muß dieses Dekokt gesättigter seyn, um das Austreiben zu befördern. Kampfer angezündet, und ins Wasser geworfen, kann, als ein gutes Mittel gegen die Pest, einen Trank geben, der die pestartige Materie ändern, und die Ausdünstung der Haut befördern kann. Pulver aus den genannten Pflanzen bereitet, und im Herzstärkenden Wasser aufgelöst können auch gebraucht werden.

Nebst diesen allgemeinen Gifttreibenden Mitteln, welche zur Heilung des pestartigen Fiebers aus dem Gewächsreiche dienlich sind, muß ich noch ein besonderes vorschlagen. Ob nämlich nicht die Chinarinde auch gegen unser bösartiges Fieber mit Nutzen gebraucht werden könne? In periodischen Krankheiten wirkt dieses Mittel Wunder, besonders aber in bösartigen dreytägigen Wechselfiebern, welche im heftigsten Anfalle selbst die Kranken jezuweilen tödten, und deren ich in meinen Modenesischen Betrachtungen über die Epidemien gedacht habe. Was die anhaltenden und Entzündungsfieber anlangt, so habe ich noch nicht gesehen, daß die Chinarinde solche gehoben hätte. Wenn man indessen

Richard Mortons Gründen und Versuchen, der im jeden Fieber ein den Lebensgeistern feindseliges Gift annimmt, trauen darf, warum wollte man nicht bey dieser Krankheit des Rindviehes die Kraft der Fieberrinde versuchen? denn dieses anhaltende Fieber (Febris acuta continua) ist gar nicht von anhaltenden Fiebern, welche ein Entzündungsfieber begleitet, und welche uns Menschen befallen, unterschieden; wenn gleich schon Joseph Aromatarius *) aus der Theorie der Alten einen Unterschied zwischen dem Fieber der Thiere und der Menschen annimmt. Man könnte daher, weil man die Chinarinde in grössern Dosen zu geben anfängt als sonst, auf 6 Loth derselben 10 — bis 12 Pfund herzstärkenden Wassers, oder eines nicht sehr hitzigen Weins giessen, und diesen Aufguß, der 4 — 5 Dosen ausmachet, des Tages 2mal geben; jedoch nur im Anfange des Fiebers, und wenn die Krankheit beginnt.

Auch das Thierreich liefert seinen Beytrag. Unter die ersten Mittel dieser Klasse rechne ich das Hirschhorn aufgegossen, und abgekocht, so wie auch die übrigen Präparate davon gebraucht werden kön-

*) Part. I. par. 10. de rab. conta.

nen. Ein Vipernpulver, welches die Fieberhitze nicht so sehr vermehret, kann man zu einem Quentchen zweymal des Tages, im warmen Herzstärkenden Wasser aufgelößt, geben. Wirksamer wird aber eine und die andere Viper im Herzstärkenden Wasser abgekocht seyn, da das Fieber in wenigen Tagen seinen Lauf vollendet. Weil aber unter andern Zufällen das Vieh auch von schwerem Keichen und Schnauben geplagt wird, so kann Wallrath. zu zwey Quentchen, im warmen Weine zerlassen, verordnet werden. Es ist ein Mittel, das die geronnenen Bluttheile auflöset, und in der Engbrüstigkeit gerühmet wird.

Aus dem Mineralreiche, dessen Produkte nicht so leicht von der Lebenswärme und der Daungskraft verändert werden, als wie die Produkte des Pflanzen und Thierreiches, sondern ohne Verlust ihrer Wirkung den Körper durchlaufen, hebe ich vorzüglich das Schweißtreibende Spießglas heraus. Man bereitet es, wenn man rohes Spiesglas zu Pulver reibt, und mit gleichen Theilen Salpeter in einem Tiegel, oder metallenen Mörser, durch Hülfe brennender Kohlen, oder eines glühenden Eisenstabes verpuffet, dieses dreymal wiederholet, und bey jeder Verpuffung eine gleiche Menge Salpeters hinzu thut. Es ist dies ein vor-

tref-

treffliches Mittel, das Gift von innen nach aussen zu treiben. Weil man auch Spuhl und andere Würmer im Darmkanal gefunden haben will — und es ist dieses wohl zu glauben, da in der Menschenpest auch Würmer wahrgenommen worden — so wird man zu Wurmtreibenden Mitteln seine Zuflucht nehmen müssen. Dieses bestättiget der Jesuit Kircher in seinem Versuche über die Pest.

Ein Queckſilberaufguß zu 1 1/2 Pf. auf warmer Asche, in einem von den gedachten Wässern, wird das beste und vorzüglichste Mittel seyn. Wenn gleich gestritten wird, ob saure oder süsse Sachen die Würmer tödten, so weis man doch gewiß, daß das Queckſilber, obschon ohne Geschmack dieses thue, und auch oft gebraucht werde. Eben diese Eigenschaft hat das Steinöl von Modena, welches ausserdem, daß es die Würmer tödtet, der Fäulniß widersteht, auch den Schweiß treibt. Unsere Bauern geben dieses Steinöl mit Milch, wenn die Kälber Würmer haben, welches sie aus dem Geruche derselben gewahr werden, und gieſſen ihnen solches zu einigen Tropfen ins Maul.

Zur Nahrung kann man Tränke aus Gersten, oder Weizenmehl, aus geriebenem Brodt in Ptisanen geben. Zum Tranke rühmt man wohl-

riechendes Heu im Wasser geweicht. Und wie ich selbst bemerket habe; so ist dieser Trank dem Viehe sehr angenehm.

Auch äussere Mittel sind nicht zu vergessen! Das Vieh muß warm, und mit Decken belegt, inne gehalten, vor dem Zugange der kalten Luft gesichert, auch täglich der Stall mit Wachholderbeeren und Gummi Galbanum ausgeräuchert werden.

Dies wäre etwas von der Heilung, und nun auch einiges, bevor ich ende, von der Vorbeugung; denn es ist allerdings besser, einer Krankheit vorzubeugen, als sie zu heilen, so wie es besser ist, ein Gewitter vorhersehen und ihm entgehen, als vom selben ereilt durchzukommen.

Wenn also das Vieh, nach verrichteter Arbeit, gegen den Winter, aus dem Felde in den Stall gebracht wird, so hat man mit großem Fleiße dahin zu sehen, daß dergleichen Oerter, wo das Vieh gesund stehen soll, so rein als möglich gehalten, öfter ausgeräuchert, andere Thiere, als Schweine und Schaafe, aber nicht zugelassen werden. Die Bauern pflegen, um den Stall durch den Winter warm zu erhalten, den Mist und an-

dern

dern Unrath des Viehes darinn anhäufen zu lassen. Besser wäre es, wenn dieser Unrath täglich ausgetragen würde. Die Juden hatten ein Gesetz, dem gemäß sie die Mauern, wo ein Aussätziger gelegen, abkratzen mußten, welche sie dann wieder mit frischem Kalk übertünchten. Wo also krankes Vieh stand, wird hinlänglich seyn, die Mauern abzukratzen, weil übrigens zu befürchten stünde, der frische Kalk möchte dem eingesperrten Viehe schaden. — Auch darauf hat man zu sehen, daß das Futter rein und sauber sey, nicht von Regen und Ueberschwemmung verdorben werde. Das Vieh selbst muß man sparsam füttern, damit es nicht zu fett, sondern dieses Jahr nur gesund erhalten werde.

Im Sommer, wo es durch Arbeit wieder viel ausdünstet, kann man es stärker füttern. Des Winters, und vorzüglich in diesem Jahre, ist das Mästen nicht rathsam, und besser, man läßt das Vieh mager und mäßig.

Das Striegeln kann einigemale des Tages vorgenommen werden, nicht blos mit der Hand, sondern auch mit Striegeln. Dadurch wird das Blut in seiner Flüßigkeit erhalten, der Körper, wie Celsus aus dem Hippokrates schreibt, abgehärtet. Wird das Vieh zu fett, so kann auch eine Aders

lasse

lasse vorgenommen werden: gute Diät aber vertritt die Stelle des Aderlassens, und Purgirens.

Da uns weiter die Natur lehrt, daß Geschwüre bey den genesenden Thieren die Krankheitsmaterie gleichsam ausführen, so ist es rathsam, daß man an gesunden Stücken eine ableitende Wunde errege, wodurch, wenn allenfalls Spuren der Ansteckung vorhanden sind, dieselbe nach und nach einen Ausgang findet. Hippokrates schreibt: Decubitus quidem, in quibus facta tollit, hæc antea facta prohibet. Valesius erkläret diese Stelle so, daß man deutlich sieht, wie nützlich dergleichen Ableitungen sind. Es würde daher nicht undienlich seyn, dem gesunden Viehe die Haut unter dem Kinne mit einem glühenden Eisen zu durchboren, ein Seil durchzuziehen, und zum Ausfluße offen zu erhalten.

Doch warum halte ich Sie, meine Herren, mit diesen Untersuchen so lange auf? Gott ist es, der uns dieses Uebel zur Strafe unserer Vergehungen schickte! Gott ist es, der es auch wieder von uns abwenden wird. Unser erhabner Fürst, den die Vorsicht zum Wohl dieser Stadt vom Himmel gesandt hat, giebt uns das beste Mittel dagegen an die Hand, nämlich Gebete zum Throne des göttlichen

lichen Rächers. — Als einst Hannibal vor Roms Mauern lag, und Verderben dem Volke drohte, ergriff Entsetzen die Einwohner. Schaarenweise flohen sie zu den Altären ihrer Götter, und flehten um Hülfe. Silius Italikus sagt bey dieser Gelegenheit:

Tanta adeo, cum res trepidæ, reverentia Divum
Nascitur, & raræ fumant felicibus aræ.

Ob diese Verse auf unsere Zeiten passen, überlasse ich Ihrer Beurtheilung, meine Herren!

III.

Nachricht von der Hornviehzucht,

Fütterung und Nutzung inder Gegend von Nürnberg, nebst zween Briefen von Hrn. Büchoz.

Obgleich die Landwirthe daselbst gerne gestehen, daß ihre Art, das Hornvieh zu füttern, zu ziehen und zu nutzen, noch nicht die allerbeste sey, und immer mit auf deren Verbesserung gedenken, so hat sie doch gewiß, mit andern Gegenden verglichen vieles zum voraus. Zu erwägen möchte es seyn, wenn man die Ursache davon allein darinn suchen wollte, daß man dort das Vieh meistens kalt, anderwärts aber immer warm füttert, doch, daß die Franken überhaupt unermüdeter sind, ihrem Hornviehe gute, gesunde und frische Kräuter, Kraut und Kohlblätter, auch rothe, weisse, und gelbe Rüben zuzutragen und vorzulegen, das ist gewiß.

Giebt dieses Futter dem Viehe bessere Nahrung, so stehet es gewiß auch besser in der Nutzung, es wird leibiger, und ist wegen seiner Kräfte weniger Zufällen unterworfen.

Um nun dem Hornviehe, besonders die Wintermonate hindurch, sattsam Futter zu verschaffen,

er=

erbauet sich jeder Landmann etwas weisse, und gelbe Rüben, Kraut und Kohl, schlägt besonders die Rüben noch vor dem stärksten Frost in eine Grube, so er in die Erde eine Elle tief und breit, und nach Beschaffenheit des Vorraths lang machet, und deckt diese sorgfältig mit Stroh, Brettern und Erde zu, wenn er zuvor sie recht reinlich abgeblattet, und abgeputzet hat, die Kohlarten aber hebet er im Keller auf. Den ersten Abgang bey dem Einschlagen bekommt das Vieh zuerst, so wie dasjenige Gemüße, so der Landmann zu Markte trägt, bey der Verrichtung und Säuberung noch immer etwas, für solches abwirft. Ist dieses verfüttert, greift man nach dem Vorrath in Gruben uud Kellern, und nimmt, von welcher Sorte man will heraus, und stampfet es ganz klein; wie mit allem frischem groben Futter geschehen muß, und mischet etwas Häckerling oder Siede, dem Mastviehe aber Treber mit darunter. Kann man, zwischen diesem ordentlichen Füttern, dem Viehe noch etwas Heu auf die Raufen stecken, so ist es noch besser.

Nichts aber ist dem Hornviehe ersprießlicher, als die sogenannten Torschen oder Kohlrüben; solche mästen das Vieh ganz ungemein, und machen überaus schmackhaftes Fleisch. Ist der Wirth mit diesem Futter, den Winter hindurch ausgekommen;

so

so sorget er schon, daß, wenn der Boden im Februarius oder Martius nur etwas offen, ihm das Gesinde, so wenig es auch im Anfange seyn mag, frische Kräuter eintrage, welche man auf denen, dem Winter über ohnbesäet liegen gebliebenen Aeckern am ersten findet, und mischet, wenn Kraut und Rüben verfüttert, etwas Stroh mit darunter; Denn um diese Zeit wird das Futter bey wenigem Wiesenwachs überhaupt rar. Allein gegen das Ende des Aprils bis zu Ausgang des Junius, ist am Futter gar kein Mangel, indem man unter dem Weizen und allen Hülsenfrüchten genugsames Gras und Unkraut findet.

Zu diesem Ausjäten kann man auch die schwachen Kinder mitnehmen, nur müssen die Erwachsenen das gesammelte nachhero in den Grastüchern nach Hause tragen, und ehe man es dem Viehe vorleget, sorgfältig waschen. Dieses gehet am besten an, wenn man in dem Bach, deren doch durch die meisten Dörfer fließen, einen kleinen Damm von Steinen macht, dahinein das Ausgejätete schüttet, und immer mit einem Rechen wendet, bis aller Sand und Unrath heraus fällt, und sich alle Kräuter wieder erfrischen, worauf man es dem Viehe vorleget, das es recht hastig frißt. Kommt der Julius heran, so fähret man mit dieser Fütterung fort,

treibet aber auch das Vieh mit auf die gemeine Weide, bis in October. Ueberhaupt aber giebt doch jedermann den Feldkräutern den Vorzug vor den Wiesenkräutern, und glauben viele, daß letztere allein gefüttert, die Milch verseigen.

Der Windisch (Convolvulus minor) so weiß und rosenfarb blühet, ist ohnstreitig das allerbeste Milchkraut. Kommt der Herbst näher, so werfen die Gemüßarten, so der Bauersmann zu Markte tragen will, und zuvor saubert und zurichtet, wieder vieles für das Vieh ab, man blattet gleichfalls Kraut und Kohl ab, und leget die kleinen Rüben und das Kraut, so keine Häupter gewonnen, sogleich bey dem Einfahren für das Vieh zurück, und fängt damit wiederum das Stampffutter an. Unterdessen muß man doch bey den Rüben und ihrem Kraute die Vorsicht gebrauchen, daß man solche dem Viehe nicht zu schnell und auch nicht zu kalt, sondern etwas zuvor in der Stube überschlagen vorleget, widrigenfalls es das Vieh aufblähet, und wohl gar, wenn man ihm nicht sogleich zur Hülfe kommt, hinraffet. Was das Getränke betrifft, so wird selbiges dem Vieh alles kalt gegeben, und in wenigen Fällen nur warm, wenn zum B. die Kuh im starken Winter ihr Kalb bekommt, da giebt man ihr klein geschnittene Rüben mit Kleyen, die man etwas warm

anmachet zu fressen, und die ersten drey oder vier Tage warmes Wasser zu saufen. Bekommt sie aber daß Kalb, wenn keine Rüben mehr sind, so giebt man ihr Kleyen und Brod, oder auch gehackte Brennesseln, und pflegt immer das Kalb mit Kleyen zu bestreuen, damit es die Kuh fleißig lecke. Ein Kalb so zum Schlachten weggethan wird, läßt man nicht leicht über drey Wochen bey der Kuh, da ihr hingegen eines so zum Aufziehen bestimmt wird 6 bis 8 Wochen gelassen werden muß, bis es Fressen gelernet hat.

Soll endlich der Nutzen bestimmet werden, den eine auf solche Weise gefütterte Kuh giebt, so ist es nicht anders zu machen, als wenn man die Mittelstraße wählet, in dem ja, wie bekannt, ein Stück Vieh aus einem Stalle und bey einem Futter ohngleich mehr oder weniger giebt, als ein anderes. Es vergleichen sich dahero die meisten Berechnungen darinn, daß eine wohlgefütterte Mittelkuh, wenigstens das Jahr 50 Gulden, so 28 Rhlr 8 gr. Conventionsmünze ausmachet, einbringet, wenn man nämlich die Milch zu Markte trägt und verkaufet. Allein wenn man solche ausbuttert, belauft sich der Nutzen nicht gar so hoch.

Bekommt eine Kuh gar kein Kalb, läſſet ſich ſolches der Landmann auch gefallen, indem ihn die Milchnutzung dafür ſchadlos hält. Insgemein aber ſtehet eine gutartige Kuh nur 2 Wochen vor der Zeit ihres Kalbens ohne Milch. Eine geringere 4 bis 5 Wochen. Die Schweizerarten ziehen die Nürnberger allen übrigen vor, ſie haben daher meiſtens rothes, wohlgebautes, langes und großes Vieh, welches ſo zu ſagen, auf vorſtehende Art gefüttert, täglich zum Schlachten tauget. Niemand aber wird mehr Vieh halten, als er reichlich füttern kann; denn nicht die Menge, ſondern gutes und wohlgefüttertes Vieh, machet viel und guten Dünger, und giebt gröſſern Nutzen.

S. Leipziger Anzeigen der ökonom. Soc. 1779. pag. 51.

Erſter Brief.

Von Pflanzen, die das Fleiſch und die Milch der Thiere übelſchmeckend machen.

In dem Gewächsreich iſt alles von Wichtigkeit. Diejenigen Pflanzen, ſo den Thieren zum Fut-

ter dienen, verdienen nicht weniger Achtung als die, von welchen wir uns nähren. Sie geben bisweilen ihrem Fleisch, und ihrer Milch einen unangenehmen Geschmack, und wohl manchmal eine purgirende Eigenschaft. Ich will Ihnen in gegenwärtigem Schreiben einige Beyspiele davon anführen.

Sie kennen den Bauernsenf, diese so gemeine Pflanze in unsern brachen Feldern, die alle zwey Jahre verwelket. Es giebt eine Gattung derselben, die fast wie Knoblauch riechet, und in warmen Ländern von sich selbst wächst. Wenn die Kühe und Schaafe dieses Kraut fressen, so bekommen sie einen Geschmack davon, und zwar bisweilen ohne daß sie eine Beschwerlichkeit dadurch empfinden. Ihr Fleisch und ihre Milch erhalten davon eine böse Eigenschaft, die sich sogar bis in die Butter und den Käß, so man aus ihrer Milch machet, ziehet. Es ist also eine Sache von Wichtigkeit für einen Ackersmann, dieses Kraut auszurotten, oder wenigstens die Schaafe und Kühe abzuhalten, daß sie selbiges, zumal das so nach Knoblauch riechet, nicht fressen.

Wenn man die Substanz des Fleisches solcher Thiere, die vom Bauernsenf gefressen haben, verbessern will, so muß man ihnen ein anderes Futter geben, und sie sieben bis acht Tage lang im Stall

las-

lassen. Wenn man ihnen gutes trockenes Heu anstatt dieses Bauernsenfts giebet, so wird sich der üble Geschmack am Fleisch, und in der Milch nach und nach verlieren. Der Bauernsenf vermehret sich bey uns am stärksten im Herbst in den Feldern.

Der Bergeppig oder Liebstöckel, der auf den hohen Alpengebirgen wächst, und in unsern Gärten gezogen wird, giebt dem Fleisch und der Milch der Kühe gleichfalls einen widrigen Geschmack, ungeachtet sie sehr begierig darnach sind. Ich bin hievon durch die Erfahrung überzeugt, die ich auf einem Landgute meines seligen Vaters gemacht habe. Ich ließ einmal Abends einer Kuh eine oder zwey Handvoll Liebstöckel vorwerfen, sie fraß selbigen, mit der größten Begierde. Da wir des andern Morgens ihre Milch trinken wollten, so hatte sie einen so widrigen Geschmack, und einen so starken Geruch, daß man sie unmöglich innerlich gebrauchen konnte.

Das Euphorbium, so für eine Gattung der Wolfsmilch (Tithymalus) gehalten wird, wie alle andere milchartige Pflanzen von dieser Art, die einen scharfen, ätzenden, und milchfärbigen Saft haben, giebt der Milch, und dem Fleisch ebenfalls einen übeln Geschmack. Sobald die Schaafe da-

von gefressen haben, so bekommen sie den Durchfall. Und doch sind sie sowohl, als die Kühe sehr begierig darnach; die Kühe werden aber öfter darauf krank, wenn sie davon gefressen haben. Bey den Ziegen hingegen, hat man bis anhero noch keine üble Wirkung von dergleichen Arten von Pflanzen bemerket. Bey dieser Gelegenheit will ich nur eine kurze Erinnerung von der Ziegenmilch machen. Sie ist, wie bekannt, anziehend, und man verordnet selbige deswegen in den auszehrenden Krankheiten, besonders wo sich ein wässeriger Bauchfluß äussert. Die anziehende Kraft dieser Milch kommt von nichts anderm her, als weil diese Thiere gerne die Schossen der Eichen, Weißdorne, und anderer solchen Stauden, die eine anziehende Kraft haben, abnagen. Wenn man also die Ziegenmilch als ein Arzneymittel gebrauchet, so muß man die Ziegen sorgfältig abhalten, daß sie ja keine solche Pflanzen fressen, die scharfe und ätzende Säfte haben.

Die Esel fressen gerne den Hasenkohl (lactuca leporina) eine Pflanze, die in unsern Feldern, Weinbergen und Gärten allenthalben zu finden ist. Wenn die Kühe davon fressen, so wird ihre Milch verderbt. Die Haasen hingegen fressen diese Pflanze am allerliebsten. Herr Hagstram — ein berühmter schwedischer Arzt — hat bemerket, daß überhaupt alle

Um-

Umbellenpflanzen den Geschmack der Milch gänzlich verändern.

Wenn die Milch, wie gar nicht daran zu zweifeln ist, ihre Eigenschaft von den Pflanzen erhält, die dem Thier, dessen Milch wir genieſſen, zur Nahrung dienet, sollte es nicht möglich seyn, dadurch eine wider den Scharbock dienliche Milch zu bekommen, wenn wir dergleichen Thiere, mit dem Löwenzahn, Löffelkraut, Bachbungen, Sprößlingen von Tannen, Fichten und andern antiscorbutischen Pflanzen fütterten? Sollte es nicht möglich seyn, aus der Milch ein besonderes eigenes Mittel wider das Podagra, und das Fieber zu bereiten, wenn man die Kühe, oder die Ziegen mit Nachtschatten, Saukraut, oder Tythymalus fütterte? Es hat schon der scharfsinnige Herr Steno Carl Bielke, Mitglied der königlichen Akademie zu Stockholm, diese Anmerkung gemacht, und er gründet seine Meinung darauf, daß die Aerzte, wenn die Kinder krank sind, den Ammen, die selbige säugen, Pflanzen als Arzneyen verordnen. Man pfleget täglich den Säugammen die Sorzonerewurzel in einer Abkochung zu verordnen, um die Masse sowohl ihres, als der Kinder ihres Geblütes dadurch zugleich zu reinigen. Nichts ist gewöhnlicher, als daß man die säugenden Kinder auf solche Art purgiret, da man nämlich

lich der Säugmutter purgirende Arzneyen verordnet. Da die Milch also an der Eigenschaft der Arzneymittel Antheil nimmt, welche die Mütter gebrauchen, warum sollte nicht eben dieses bey den Speisen auch statt finden? Und wenn sich die Milch der Frauen nach der Beschaffenheit der Speisen, die sie geniessen, verändert, warum nicht auch die Milch der Thiere? Die Schlußfolge dieses Satzes ist auf das richtigste und nach allen logikalischen Regeln in den Vordersätzen gegründet. Man sagt, daß die Linsen, und der Laktuki säugenden Frauen viel Milch verschaffen.

Es giebt noch unterschiedliche andere Gewächse, die die Eigenschaft haben, den Frauen viele Milch zu verschaffen. Unter andern hat das Eisenkraut auch diese Eigenschaft; wenn man ein Quärtchen von dem Infuso des Eisenkrautes drey Stunden nach dem Essen nimmt, so thut es in diesem Fall guten Nutzen, nur muß die säugende Person sich hüten, des Nachts etwas zu essen. Nichts macht mehr Milch, als wenn man eine Abkochung von den Wurzeln und Blättern der Pappeln, des Fenchels und der Münze zum ordentlichen Getränk gebrauchet. Man empfiehlt auch bisweilen den Säugammen, denen es an Milch fehlet, ein Infusum von Till- und Anissaamen.

Wenn man den Kranken den Gebrauch der Kuh-Esels-Stutten-oder Ziegenmilch verordnet, so geschieht solches mehrestentheils im Frühling, wenn die Kräuter alle ihre Stärke und Kraft haben, und im Herbst, da sie noch einen Theil ihrer Kraft übrig behalten, und gleichsam noch neu aufzuleben scheinen, ehe sie kurz darauf gänzlich verwelken.

Der Klee, der spanische Klee (Lucernes) der türkische Klee, oder das Sainfoin, die Blätter der Acacia, und andere Pflanzen von dieser Art, verschaffen den Kühen Milch im Ueberfluß. Und die Milch, so von diesen Pflanzen herkommt, ist sehr angenehm von Geschmack. Sie können diese guten Sorten nicht zu viel vermehren, und müssen sorgfältig alle böse Kräuter um Ihr Landgut herum, und in Ihren Huten auszurotten suchen, damit Ihr Vieh nicht davon fressen, und dadurch seine Milch verderben könne. Auf diesen Umstand geben die Landleute insgemein nicht genugsam Achtung.

Man hat zu unserer Zeit bemerket, daß die Wurzel der Färberröthe, wenn sie die Thiere fressen, die Farbe ihrer Beine verändert, und selbige roth machet. Wenn man solchen Thieren, die davon gefressen haben, nachhero ein anderes Futter giebt, so verlieret sich nach und nach die rothe Far-

he ihrer Beine, und am vierten oder fünften Tage bekommen sie wieder ihre natürliche Farbe. Ich habe hievon schon in meinem Schreiben von der Färberey und Malerey gehandelt. Die Wurzeln der Cinanchine und des Meyerkrauts thun die nämliche Wirkung.

Zu mehrerem Beweis von der Wirkung der verschiedenen Nahrung auf die Thiere, und wie vieles selbige zur Veränderung des Geschmacks ihres Fleisches beytragen kann, will ich nur den Haasen anführen. Im Sommer ist der Haas eine niedliche Speise. Warum? Aus keiner andern Ursache, als weil er sich zu dieser Zeit von allen Arten junger Pflanzen nähret, die voll angenehmen Saftes, und anmuthigen Geruches sind, da er sich hingegen im Winter mit dem neuen Roggen, den er verwüstet, und mit der Rinde der jungen Sprossen der Zitterpappeln, Apfelbäume und anderer Bäume so er benaget, begnügen muß. Was ist die Ursache, daß die Kramisvögel im Herbst einen so niedlichen Geschmack geben? Nichts anders, als die Wacholderbeeren, die sie zu dieser Zeit fressen, und wornach sie sehr begierig sind. Im Sommer ist ihr Fleisch bey weitem nicht so schmackhaft, weil sie sich alsdann blos von Insekten nähren. Man suchet auf allen, und selbst auf den niedlichsten

Ta-

Tafeln das Fleisch der Schaafe aus der Provence, und aus Languedoc. Die Ursache davon ist ganz leicht, und bestehet in dem Ueberfluße des Rosmarins, Thymians, wilden Gaendels, Majorans, und anderer gewürzartigen Kräuter, die in diesen Provinzen wachsen. Die Schaafe, welche die Kräuter fressen, müssen also nothwendig ein solches Fleisch bekommen, das den Geschmack dieser Pflanzen an sich ziehet.

Ich habe Sie nunmehro durch die Wirkungen überzeugt, wie viel die Gewächse zur guten Eigenschaft des Fleisches, und der Milch der Thiere beytragen. Ich gehe aber noch weiter, und behaupte auch, daß selbige zur Veränderung der Farbe und des Geruchs, sowohl unsers als der Thiere ihres Unrathes sehr vieles beytragen.

Sie wissen, daß die alten Aerzte den Kuhharn zur Kur unterschiedlicher Krankheiten verordnet haben. Sie behaupten, daß er eine purgirende Eigenschaft habe, und alle wässerigen Feuchtigkeiten ohne Reissen abführe; und sie verordnen denselben bey der Engbrüstigkeit; Wassersucht; bey den Flüssen, der Gicht; bey dem Lendenweh, und den Krämpfungen. Sie haben ihm dem Namen der Tausendblüthe, oder des Tausendblümchen-Wassers

gegeben, um dadurch seinen wahren Namen den Kranken zu verbergen, damit sie keinen Abscheu davor bekommen. Sie pflegten ihn mehrentheils zu Ende des Maymonats zu verordnen. Die Ursache davon ist leicht einzusehen; die Kühe nähren sich in diesem Monat von lauter solchen Kräutern, die in der Blüthe stehen, und noch alle ihre ersten Säfte haben. Die alten Aerzte trieben ihre Aufmerksamkeit noch weiter, und verlangten, daß die Kühe im freyen Felde, und nicht in verschlossenen, oder eingezäunten Gegenden weiden sollten. Sie machten hiebey die Erinnerung, daß der Urin derselben im leztern Fall viel kräftiger würde; weil die Kühe unter den verschiedenen Kräutern, nur diejenigen auswähleten, so ihnen am anständigsten, und zuträglichsten sind. Der weise Schöpfer hat ihnen einen Naturtrieb eingepflanzet, vermittelst dessen sie dasjenige, was ihnen schädlich ist vermeiden. Dieser Naturtrieb der Thiere ist vielfältig, weit regelmässiger als die Vernunft, wegen des Mißbrauches, den die Menschen aus selbiger machen.

Man ziehet auch im Monate May aus dem Kuhmist ein Wasser über, so man ebenfalls das Tausendblümchenwasser nennet, und welches zur Schminke gebraucht werden kann, und die Haut im

Ge-

Gesichte lind machet. Dieses Wasser kann seine Kraft, wenn es welche hat, von nichts anderm als von dem Safte der Pflanzen bekommen, die den Kühen zu der Zeit zur Nahrung dienen.

Lesser versichert, daß der Costus, und der indianische Feigenbaum den Urin roth färben. Wenn man rothe Rüben ißet, so bekommt der Urin gleichfalls diese Farbe. Es ist eine bekannte Sache, daß die Rhabarbara einen gelben Urin machet, und der Spargel einen widrigen Geruch des Urins verursachet. Bey dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, Ihnen von einem Mittel Nachricht zu geben, welches der berühmte Chimist Herr Maqver erfunden hat, um dem Urin den üblen Geruch, den er von dem Spargel erhält, zu benehmen. Man darf nur in den Nachttopf ein wenig Wasser schütten in welchem so viel Salzspiritus aufgelöset ist, daß das Wasser so scharf wie der stärkste Weinessig wird. Dieser Salzspiritus ist hierzu um so viel leichter zu gebrauchen, weil er selbst an und für sich nicht den mindesten widrigen Geruch hat, und nicht viel kostet. Riechende Wasser können zwar den übeln Spargelgeruch zum Theil vertreiben, aber der Salzspiritus vertreibet ihn gänzlich, ohne die mindeste Spur davon zurück zu lassen. Ausser diesem Nutzen sagt Herr Lesser, welchen man auf solche Art von

dem

dem Salzspiritus erlangen kann, können wir vielleicht dadurch auch die Beschaffenheit des hauptsächlichen flüchtigen Theiles des Spargels entdecken, welcher sich in dem menschlichen Körper durch die Verdauung entwickelt.

Der Terpentin giebt dem Urin einen ganz andern Geruch als der Spargel. Der Urin solcher Personen, die Terpentin genommen haben, riecht von Veilchen, und das besonderste dabey ist dieses: daß der Urin schon an und für sich diesen Geruch habe, wenn man auch keinen Terpentin innerlich eingenommen hat. Man darf sich nur eine Zeitlang an einem solchen Orte aufhalten, wo Terpentin ist. Neu gefirnißte Zimmer thun bey uns auch diese Wirkung, weil unter den Firniß Terpentin gemenget wird.

Da der Urin in Ansehung der Nahrungsmittel, die wir geniessen, so vielen Veränderungen unterworfen ist, so können Sie, werther Freund, daraus schliessen, von welcher Unzuverläßigkeit die Urinwissenschaft bey den Krankheiten sey, und welcher Charlatanerie sich diejenigen theilhaft machen, die sich dieser Kunst widmen. Ein röthlicher Urin, sagt man, zeigt von einer Entzündung der Nieren. Der indische Feigenbaum thut eben diese Wirkung;

der

der Spargel macht den Urin trüb und stinkend; der Terpentin giebt ihm einen Violengeruch, unterschiedliche Pflanzen machen ihn hell, und dergleichen vermeintliche Urinkenner glauben alsdann, und vielfältig ohne allen Grund, daß der Urin roh, und nicht genugsam ausgekocht sey. Man kann demnach dergleichen Leuten, welche die Leichtgläubigkeit des Volks so sehr mißbrauchen, nicht hart genug begegnen.

Auch der Schweiß hängt oft von der Beschaffenheit der Speisen ab. Man hört in Pohlen nichts häufiger, als daß sich Personen vom hohen Stande rühmen, daß ihr Schweiß nach dem Ungarischen Weine rieche. Die Juden und alles was um sie ist, Häuser, Kleider, Mobilien, haben einen unerträglichen Geruch. Es befinden sich derselben zu Metz bey sechs tausend, sie haben ein besonderes eigenes Viertel in der Stadt, sobald man in dieses Viertel hineinkommt, so ziehet sich schon der allerwidrigste Geruch jedermann entgegen. Gehet man zu ihnen ins Haus, so muß man sich augenblicklich wieder entfernen, so heftig ist der ansteckende Gestank darinn. Man hat lange Zeit die Ursache dieses Gestankes untersuchet, und solche vielfältig ihrer Unreinlichkeit zugeschrieben, und aus diesem Grunde hat man eine Zeitlang geglaubt,

daß

daß dergleichen Leute fähig wären, in einer Stadt eine pestartige Luft zu verursachen. Allein man hat dermalen ganz andere Begriffe hievon, und ist überzeugt, daß der üble Geruch, den sie ausdünsten blos von der Nahrung, die sie genieſſen, herrühre, besonders aber von dem Knoblauch, den sie häufig essen. Diese Pflanze ist aber ein Verwahrungsmittel wider die Pest.

Ich werde in meinem folgenden Schreiben diejenigen Pflanzen anzeigen, welche den zahmen Thieren dienlich sind, wie auch die, so selbigen schaden. Es ist dieses für einen Landmann ein sehr wichtiger Umstand. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Zweyter Brief.

Von den Pflanzen, die dem Vieh zur Nahrung dienen können.

Die Materie, so ich im gegenwärtigen Schreiben abhandeln will, ist für einen Landmann vielleicht eine der allerwichtigsten. Sie betrifft diejenigen Pflanzen, die den zahmen Thieren zur Nahrung dienen können, und die, so ihnen schädlich sind. Ich verstehe unter den zahmen Thieren, die Pferde, Kühe, Schaafe, und die Schweine. Ich wer-

werde von dieser Sache keinen Umstand anführen, der sich nicht auf die wiederholten Erfahrungen gründet, und die mehrentheils von dem berühmten Linnäus angestellet worden; und ich getraue mir ohne alle Scheu diesen berühmten Naturkenner zum Bürgen aller derjenigen Vorfälle und Erfahrungen, die ich anführen werde, darzustellen. Ich habe den größten Theil dieses Schreibens aus seinen unsterblichen Schriften gezogen. Unter der so grossen Zahl der Naturforscher wird man wenige finden, die bey ihren Versuchen und Beschreibungen es dem Linnäus an zuverläßiger Richtigkeit gleich gethan haben.

Ungeachtet das Feldleben seinen Ursprung von der Schöpfung der Welt an zählen kann, und die Menschen gleich nach ihrer Erschaffung sich mit dieser Lebensart eigentlich beschäftiget haben, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Feld- oder Hirtenwissenschaft fast noch in der Wiege liege.

Ich werde in meinem folgenden Schreiben weitläuftiger darthun, welche grosse Unwissenheit in Ansehung derjenigen Pflanzen, die dem Vieh zu Arzneymitteln dienen können, bis auf die vergangenen Jahrhunderte geherrschet habe. Erst seit kurzem haben die Herren Bourgelas, de la Tourelle,

und der Abt Rosiers diesen Theil der praktischen Kräuterkunst, der bis dahin ganz unbekannt war, in einiges Licht gesetzet, und gleichwohl müssen sie selbst gestehn, daß man noch wenige Zuverläßigkeit von dem Maaß der Arzneymittel aus dem Gewächsreiche für das Vieh habe.

Diejenige Wissenschaft, welche die Pflanzen, in sofern sie dem Vieh zur Nahrung dienen können, betrachtet, ist fast eben so unbekannt; man sieht allenthalben Pflanzen, man tritt sie mit Füssen, und kennet nirgend ihre Kräfte und Tugenden. Es hat sich noch niemand bemühet, diejenigen Pflanzen zu entdecken, welche die zahmen Thiere vorzüglich gerne fressen, und die, so sie verabscheuen: Herr Linnäus, der berühmteste Botaniker, hat am ersten dieser Materie nachgeforschet, und im Jahr 1734 sich dazu entschlossen. Er war durch die Lappländischen Alpen gereiset, und dazumal nach Norwegen gekommen; er hielte in einem dicken, und schattigten Walde still, um auszuruhen, und die Pferde, so er mit sich führte, weiden zu lassen, seine Begleider, die ebenfalls mit ihm auf die Untersuchung der Kräuter reißten, waren für Mattigkeit eingeschlaffen. Dieser berühmte Naturforscher, der in seinen Bemühungen jederzeit unermüdet war, spazierte in dem Walde herum, mehr in der Absicht,

ficht, neue Entdeckungen, und Untersuchungen anzustellen als auszuruhen: indem beobachtete er, daß seine Pferde gewisse Pflanzen vorzüglich vor andern zum Fressen aussuchten, daß selbige einige mit der größten Begierde fraßen, und andere hingegen, wie z. E. den Geißbart, den gemeinen Baldrian, die Mayenblümlein, die Angelika, die Chamädrion, oder das Kind vor dem Vater, den wässerigen Comaret, den Storchschnabel, mit dem Beynamen Bratrachioides, die Niesewurz, das lappländische Eisenhütlein, und verschiedene andere Pflanzen, von denen in der Folge gehandelt werden wird, nicht einmal berührten. Von diesem Augenblicke an faßte Linnäus den weitläuftigen Entschluß, eine genaue Untersuchung derjenigen Pflanzen anzustellen, die den Pferden, Kühen, Schaafen, Ziegen, und Schweinen anständig, und die ihnen zuwider sind. Dieser Vorsatz beruhet nicht auf einer bloßen Neugierde, sondern ist vielmehr von dem größten Nutzen; denn ein Landwirth kann, ohne Zweifel von dieser Kenntniß einen grossen Vortheil ziehen. Es wurde aber Herr Linnäus durch seine verschiedenen Reisen, und Beschäftigungen in dieser seiner Absicht verhindert, und er konnte solche nicht eher, als in den Jahren 1747 und 1748 vor die Hand nehmen.

Er nahm einige junge Leute, die seinen Unterricht genossen, zu sich, und trug ihnen diese Beschäftigung zugleich mit auf. Selbige bereiferten sich um die Wette, ein jeder die besten Entdeckungen zu machen, und solche ihrem verdienstvollen Lehrer mitzutheilen. Ungeachtet die mehrsten dieser Versuche in Schweden angestellet worden, so sind sie anderwärts nicht weniger nützlich; indem die Pflanzen, mit welchen man die Versuche gemacht hat, in andern Gegenden so gut wie in Schweden gefunden werden.

Man kann sich leicht vorstellen, wie viele Mühe und Arbeit dergleichen Versuche gekostet haben. Man findet nicht sogleich alle Pflanzen, die in einem Lande wachsen unter der Hand; man kann aber einige mit andern ersetzen, und alle Thiere kann man auch nicht zu solchen Versuchen gebrauchen. Man muß tausend geringe Umstände bemerken, wenn man eine richtige Beobachtung machen will; man muß z. E. auf die Jahrszeit Achtung geben, in welcher man sich befindet; denn manche Pflanzen fressen die Thiere im Frühling, wenn sie noch zart sind, gerne, da sie solche hingegen im Sommer nicht mehr achten; weil ihnen entweder alsdann die Stengel zu holzig sind, oder der Geruch und Geschmack derselben zuwider ist; wir können

nen hievon von uns selbst ein Beyspiel von der Nessel geben; wann sie jung ist, speisen wir sie als einen Salat: welcher Mensch wird sich aber wohl beyfallen lassen, davon zu essen, wann sie anfängt stark zu werden? Ferner muß man wissen, welchen Theil der Pflanze die Thiere vorzüglich lieben; denn einige fressen nichts als die Blüthe, andere nur die Blätter und den Stengel, wieder andere nur die Blätter allein; ungeachtet es, nach dem Bericht des Herrn Linnäus, wenig Thiere giebt, die, wenn sie die Blätter einer Pflanze einmal fressen, nicht zugleich die Pflanze selbst fressen; es dürfen über dieses die Thiere, mit welchen man dergleichen Versuche anstellen will, nicht hungrig seyn, die Ursache davon liegt vor Augen; denn der Hunger kann sie öfter zwingen, etwas zu fressen, das sie zur andern Zeit nicht berühren würden. Aus eben diesem Grunde darf man ihnen auch die Kräuter nicht sogleich geben, wann sie aus dem Stalle kommen, denn da würden sie aus Hunger alles grüne Zeug, das man ihnen geben würde, fressen. Die schicklichste Zeit zu dergleichen Versuchen mit den Thieren ist, wenn sie beynahe gesättiget sind. Ich sage beynahe; denn ganz sättigen sie sich niemals, man muß sich aber wohl hüten, ihnen Kräuter mit schwitzenden Händen vorzulegen; denn dieser Umstand allein ist öfter

schon hinlänglich, daß sie eine Sache, die ausser diesem ihre liebste Speise wäre, unberührt lassen. Man thut also besser, wenn man dergleichen Pflanzen vor sie auf die Erde hinwirft, als daß man sie ihnen mit der Hand giebt.

Zur richtigen Zuverläßigkeit einer Erfahrung ist es aber auch noch nicht genug, wenn nur einige Thiere irgend eine Pflanze verwerfen, sondern man muß sie mehrern vorlegen, und Achtung geben, ob alle Thiere von einerley Gattung dieselbe verwerfen. Um eine dergleichen Probe noch besser zu berichtigen, wird es noch dienlicher seyn, wenn man solche Kräuter, die den Thieren zuwider sind, mit andern saftigen Pflanzen, denen sie begierig nachgehen, vermenget; wenn sie nun beständig fort selbige von den saftigen aussuchen, so muß man nothwendig daraus schliessen daß sie ihnen zuwider sind. Sie werden in der Folge dieser Schreiben sehr viele Erfahrungen finden, die mit aller möglichen Genauigkeit, wie ich solche erst angezeiget habe, angestellet, und mehrstentheils öfter als zwanzigmal wiederholet worden sind. Sie können also daraus leicht urtheilen, auf welcher Zuverläßigkeit dergleichen so richtig erwiesene Erfahrungen beruhen.

Die Gewächse sind zu keinem anderm Ende erschaffen, als um den Thieren zur Nahrung zu dienen. Diese haben ihre Erhaltung und Daseyn jenen zu danken; und obgleich einige Thiere sich nur vom Fleisch nähren, so kann man doch sagen, daß sie sich mittelbarer Weise von den Gewächsen nähren; denn das Fleisch, welches sie fressen, entstehet von nichts anderm als aus der eigenen Substanz der Gewächse. Man kann sogar sagen, daß auch selbst die Fleischfressenden Thiere alle ohne Ausnahme sich doch bisweilen auch unmittelbar von den Gewächsen nähren.

Welcher bewunderungswürdiger Gegenstand zeiget sich nicht einem christlichen Weltweisen, wenn er nur einen Augenblick lang seine Betrachtungen über die Natur der Pflanzen anstellet! Der in seinen Geschöpfen so weise als wunderbare Schöpfer, hat selbige so erschaffen, daß eine Pflanze, die diesem oder jenem Thiere unschmackhaft ist, einem andern sehr angenehm ist, und das, was dem einen schädlich zu seyn scheinet, ist öfter einem andern sehr heilsam. Auf solche Art finden alle Thiere unter den verschiedenen Pflanzen diejenige Nahrung, so ihrer Natur am gemässesten ist. Diese so mannigfaltige Verschiedenheit, und zu gleicher Zeit vollkommene Gleichförmigkeit darf man kei-

neswegs einem blinden Ohngefähr, sondern vielmehr dem unendlich weisen und verständigen Wesen zuschreiben, welches dadurch für die Unterhaltung des allergeringsten Thieres zugleich gesorget hat. Wenn die göttliche Weisheit den Thieren nicht einen unterschiedenen Geschmack zu verschiedenen Pflanzen beygelegt hätte, so würde unfehlbar eine gewisse Art von Thieren, die sich zu stark vermehrt hätte, alle Gewächse in einer grossen Gegend des Landes verzehret haben, wodurch andern Gattungen der Thiere nichts übrig geblieben wäre, und solche nothwendig würden haben Hungers sterben müssen, ehe sie ihre Nahrung, die sie öfter so weit hätten holen müssen, hätten erlangen können; da es hingegen eine ganz andere Bewandtniß hat, wenn die Thiere von einer Art nur gewisse Kräuter fressen: denn in diesem Fall finden die Thiere von einer andern Gattung, in der nämlichen Gegend des Landes wieder andere Pflanzen, welche die andern Thiere verachtet haben, und die ihnen zu einer angenehmen und kräftigen Nahrung dienen; und auf solche Art findet sogleich ein jedes Thier die ihm anständige Nahrung. Auch dieses ist ein besonderes Kennzeichen der göttlichen Weisheit, daß selbige einer jeden Gattung der Pflanzen dasjenige Erdreich angewiesen hat, so ihr am dienlichsten ist, und in welcher sie am besten forkommet; denn

dar-

daraus folget, daß diejenigen Thiere, so eine gewisse Pflanze vorzüglich gerne fressen, genöthiget sind, sich an solchen Oertern aufzuhalten, wo sie wächst; wie denn die Rennthiere, die im Winter eine gewisse Art Moos gerne fressen, welches in den kalten lappländischen Gebirgen wächst, dieses Gebirg selten verlassen. Das Taubkorn, oder der Lulch, so man insgemein den Schaflulch nennet, wächst in trockenen, und dürren Feldern, die Schaafe gehen ihm sehr gierig nach, und halten sich eben deswegen auch nirgend lieber als an dergleichen Oertern auf. Dem Saamen der Zwergbirken gehen die Bergratten stark nach; damit sie nun eine für sie so kräftige Nahrung nicht verlieren; so pflegen sie sich am liebsten in den kältesten nordischen Gegenden Europens aufzuhalten. Die Kameelheublumen wachsen nirgend als in den sandigten Gegenden Arabiens; die Kameele, so sich davon nähren halten sich gleichfalls am allerliebsten in diesen dürren Oertern auf. Ich könnte noch unzählige dergleichen Beyspiele anführen, um aber nicht gar zu weitläuftig zu werden, so will ich nur der Bäume erwähnen. Die Stämme dieser Gewächse ragen bis an die Wolken, weswegen ihnen die vierfüssigen Thiere nicht leicht beykommen können. Hingegen welch einer unzähligen Menge von Insekten geben sie nicht eine anständige Nahrung? Man betrachte einmal

die Eiche, die Weide, den Birnbaum; welche erstaunliche Menge und Arten von Thieren bemerket man nicht auf ihren Blättern, und Zweigen? Eine jede Gattung derselben macht fast unzählige Heere aus. Ich werde die Ehre haben, Sie in einigen meiner folgenden Schreiben mit denselben bekannt zu machen.

Der Schöpfer hat also einem jeden Thiere eine Vorschrift gegeben, die ihm eine gewisse Pflanze vorzüglich anweiset, und um das Thier in Stand zu setzen, diese Vorschrift besser begreifen zu können, so hat er es mit so scharfen Sinnen und Empfindungen versehen, daß es wider dieses Naturgesetz gar nicht fehlen kann. Gleichwie aber auf eine jede Uebertretung eines Gesetzes nothwendig eine natürliche Strafe erfolget, so hat das höchste Wesen gleichfalls wider die Thiere eine gewisse Bestrafung verordnet, wenn sie dieses ihnen aufgelegte Gesetz übertreten, so, daß sie, wenn sie eine Pflanze fressen, die nicht für sie bestimmet ist, dafür augenblicklich entweder mit Krankheiten oder mit dem Tod bestrafet werden; sie pflegen aber selten sich dergleichen Vergehungen schuldig zu machen. Man kann sie nicht einmal mit den Streichen zwingen, das ihnen von der Natur aufgelegte Gesetz zu brechen, und wenn sie solches von Ohn-

gefähr thun, und einige ihnen widrige und schädliche Pflanzen fressen, so sterben sie öfter davon. Wir sagen alsdann, aber im uneigentlichen Verstande, daß sie vergiftet worden wären. Einige vermeintliche starke Geister nehmen daher Gelegenheit, sich über den Schöpfer zu beschweren, daß er so viele Kräuter erschaffen habe, die giftig sind. Wenn sie aber die Sache genau untersuchten; so würden sie einsehen, daß es eigentlich zu reden, gar keine giftigen Pflanzen gebe, daß alles, was von dem Schöpfer seinen Ursprung habe, gut sey, und daß dasjenige, was einem Thier schädlich ist, einem andern nütze, und daß das höchste Wesen zu gleicher Zeit ein jedes Thier mit so scharfen Sinnen versehen habe, daß es das, was ihm nützlich ist, von dem, was ihm Schaden verursachen kann, ganz wohl zu unterscheiden fähig ist.

Man pfleget in der Arzneykunst diejenigen Pflanzen giftig zu nennen, welche scharfe, und ätzende Theilchen in sich enthalten, die vermögend sind, die Fibern der Eingeweide zu verletzen, und die Feuchtigkeiten zu verderben; man darf solches aber nur verhältnißweis in Rücksicht auf verschiedene Gattungen der Thiere verstehen. Ich will zu einem Beweis hievon die Wolfsmilch, Tithymalus, anführen: diese Pflanze hat einen milchartigen Saft,

der

der so ätzend ist, daß, wenn man ihn auf die äußerste Haut des Menschen spritzet, sogleich Bläschen davon entstehen: und innerlich thut er die nämlichen Wirkungen auf die Fiebern des Magens, und aus diesem Grund ist diese Pflanze in Absicht auf den Menschen giftig, und doch ist sie zu gleicher Zeit der Rauppe heilsam, und nahrhaft, die man insgemein auf den Blättern derselben findet. Diese Rauppe verwandelt sich nachgehends in einen Nachtschmetterling, den man dieser Wirkung wegen Phalenam Tithymali nennet. Wenn wir diese Materie noch weitläuftiger betrachten wollen, so werden wir sehen, daß der Schirling, woran die Kühe sterben, für die Ziegen eine fortreffliche Nahrung ist. Das Eisenhütlein verursachet den Pferden nicht den mindesten Schaden, ziehet aber den Ziegen den Tod zu. Wenn man einem Hund bittere Mandeln giebt, so ist er auf der Stelle davon des Todes, da solche hingegen den Menschen nicht im mindesten schädlich sind. Die Sperlinge sterben vom Petersil, welcher den Schweinen nicht den geringsten übelen Zufall verursachet. Die Schweine greift der Pfeffer tödtlich an, den man doch den Hühnern giebt, wenn sie krank sind. Und also sehen Sie, werther Freund, daß ein jedes Gewächs einer gewissen Gattung der Thiere, je nachdem es selbigen anständig oder nützlich ist, bestimmet ist. Durch den Geschmack

schmack und Geruch erkennen die Thiere was ihnen zuträglich ist. Je jünger die Thiere sind, desto schärfer sind ihre Sinne, und um desto besser erkennen sie folglich, welche Pflanzen ihnen am anständigsten sind. Allein, der Hunger, verursachet oft, wie ich schon erinnert habe, daß sie solche Dinge fressen, die ihnen ausser diesem zuwider sind. Wenn sie sich aber davon beschweret finden, so thun sie solches nachhero niemals mehr, weil sie alsdann durch die Erfahrung belehrt sind.

Aus diesem Grunde berühren diejenigen Thiere, so in einem gewissen Bezirk ordentlich zu weiden pflegen, niemals mehr gewisse Kräuter, wenn sie einmal einen übeln Versuch damit gemacht haben. Da hingegen fremdes Vieh, wenn man es auf dergleichen Weiden führet, bisweilen alle Kräuter ohne Unterschied frißt, und öfter davon krank wird. Das Eisenhütlein betrüget sehr viele Thiere. Solche Thiere, die gewohnt sind, sich auf Ebenen aufzuhalten, pflegen insgemein die Ruhr zu bekommen, wenn man sie in den Wäldern weiden läßt; hingegen die, so die Wälder einmal gewohnt sind, empfinden nichts von dieser Krankheit. Die Ursache davon ist ganz begreiflich, weil nämlich diejenigen Thiere, so zu ebenen Plätzen gewöhnt sind, alsdann in den Wäldern solche Pflanzen fressen, wel-

che diejenigen Thiere, so insgemein zu den Wäldern gewöhnt sind, verwerfen.

Man darf auch daraus, daß eine Pflanze den Thieren schädlich ist, daß sie selbige auch den Menschen schädlich sey, keineswegs folgern. Mann kann aus solchen Erfahrungen, die man z. E. mit Hunden gemacht hat, keinen richtigen Schluß auf die Menschen machen, sondern man muß vorläufig auch bey den Menschen selbst eine Probe damit gemacht haben. Ungeachtet man aber dergleichen Folgen daraus nicht ziehen kann, so ist doch leicht aus den von mir angeführten Umständen zu ersehen, wie vortheilhaft einem Landwirth die Kenntniß derjenigen verschiedenen Pflanzen sey, die den verschiedenen Gattungen der Thiere zuträglich sind. Wie oft sehen wir nicht, daß junge Kühe mager werden, weil man sie in eine Verzäunung einschliesset, wo fast nichts als Geißbart wächst, welche Pflanze diesen Thieren schädlich ist. Der gemeine Mann, dem diese schädliche Eigenschaft dieser Pflanze unbekannt ist, bildet sich ein, daß die jungen Kühe von der allzufetten Weide mager werden. Wenn die Landleute hingegen allzeit wüßten, daß diese Pflanze den Ziegen sehr nützlich ist, so würden sie selbige öfter nicht von solchen Verzäunungen abhalten, und ihnen verstatten ein Kraut zu fressen, wornach sie

ein

ein so grosses Verlangen haben, und welches für sie eine so zarte, und angenehme Speise ist. Wenn man weis, welche Gattungen der Pflanzen gewissen Arten der Thiere schädlich oder nützlich sind, so kann man ihnen solche Plätze zur Weide anweisen, wo die ihnen nützlichen Kräuter in Menge wachsen, und wenn man sich bemüssiget findet, künstliche Wiesen anzulegen, so säet man darinn nur solche Kräuter, die denjenigen Thieren, so man darauf weiden lassen will, nützlich sind. In meinen folgenden Schreiben werde ich diese Arten der Pflanzen umständlich anführen. Ich bin u. s. w.

S. Büchotz Samml. auserlesener Briefe ꝛc. Th. I. p. 157 — 183.

IV.

Beschreibung eines dem Viehe schädlichen Insekts.

Bremse. Oestrus.

Aus Grünitz ökonom. Enzyklop.

Bremse, Bräme, Brämse, Breme, Brömse, Vieh-Breme, L. Asilus, Musca armentorum, Oestrum, Oestrus, Tabanus. Fr. Taon, ist eine Art grosser, brauner oder schwärzlicher Fliegen, welche im Sommer Pferde und anderes Vieh plagen, dem sie folgen, um es zu saugen und sich von seinem Blute zu mästen.

In das zur Naturgeschichte dieses Insekts gehörige, kann ich mich hier nicht einlassen, sondern verweise deßhalb auf des Herrn v. Geer vortreffliche und mit Kupfern erläuterte Abhandlung über den Ursprung der Bremsen, im XXII. B. der übers. Abhandl. der Kön. Schwed. Akad. d. Wiss. vom J. 1760, S. 272 — 285, und auf des Herrn D. Martini Naturlexicon. Der eigentlichen Absicht meines Werkes gemäs, habe ich es bloß mit dem Stiche der Bremsen und den Mitteln, das Vieh dawider zu bewahren, zu thun.

Hr.

Hr. Valisneri hält dafür, daß, wenn die Bremse mit ihrem sehr scharfen Stachel das Fell der grösten Thiere durchbohrt, alsdann, so wie nach dem Bisse der Natter und dem Stiche der Binnen, eine Art von sehr beissendem und scharfem Gifte nachfliesse, welches die feinsten Fäden der Nerven mit unerträglichen Krämpfen reize und gleichsam trenne und indem es mit dem Blute in Gährung geräth, die Thiere wüthend mache. Reaumür hingegen ist der Meinung, daß dieser Schmerz die Wirkung einer bloßen mechanischen Wunde, nicht aber eines Giftes oder einer andern scharfen Materie seye, welches die Bremse durch den Stachel durchfliessen liesse. Der berühmte Morgagni untersucht die Gründe dieser beiden Beobachter und glaubt, sich für keine von diesen beyden entgegengesetzten Meinungen erklären zu dürfen, hingegen vermuthet er gewissermassen, man könne eine Meinung mit der andern verbinden und sagen, der Schmerz, welchen die Bremse den Thieren verursachet, rühre von zwey Umständen her, welche sich zuweilen vereinigten, nämlich von einem starken Nerven und von einer beissenden und scharfen Feuchtigkeit zugleich. Hr. Velthusen in Göttingen, untersuchte nach dem Berichte des 72. Stückes des Hannov. Magaz. v. J. 1771, Einige dieser Fliegen. Er hoffte leicht sowohl das Bläschen mit

dieser beissenden Feuchtigkeit, als den hohlen Stachel finden zu können, so wie man sie gar bald an den Wespen und Hornissen entdeckt; aber alle seine Mühe war umsonst, ob er sich gleich der schärfsten Gläser bediente. An dem Stachel, so groß er auch in Vergleichung mit dem Stachel der Binne ist, konnte er weder aus noch einwärts eine Oeffnung entdecken. Eben so wenig war es ihm möglich, das Bläschen oder ein anders Behältniß zu finden, worinn das vorgebliche Gift aufbehalten werden möchte. Auch hat es ihm niemal geglückt, diese giftige Feuchtigkeit herausdringen zu sehen, wenn er stark den äußersten Theil des Bauches und den Anfang des Stachels drückte, da sie doch leicht bei den Binnen, Wespen, Hornissen und allen andern Thieren, welche beym Verwunden Gift in die Wunde laufen lassen, hervorkömmt. Damit indeß gar kein Verdacht wegen des Daseyns dieses beissenden Giftes übrig bleiben mögte, kostete er es selbst und ließ verschiedene andere Personen das ganze Werkzeug kosten, mit welchem die Bremse verwundet. Er nahm es mehrmal mit den benachbarten Theilen unten am Hintertheile in den Mund, und zerqueschte es mit den Zähnen zwischen den Lippen und der Spitze der Zunge. Er fühlte bey diesen Proben nicht den mindesten beissenden Saft, noch die geringste beschwerliche oder widerliche Empfindung.

Wenn

Wenn diese Feuchtigkeit, wie man glaubt, scharf und beissend wäre, und, da sie kaum an lebendiges Fleisch kömmt, stark reizte und sogar die Nerven des Rindviehes brennte, so hätte er bey diesen Versuchen gewiß ein Stechen auf der Zunge empfinden müssen, so wie der kleinste Tropfen von jener Feuchtigkeit, welche die Biene beym Stechen aus ihrem Stachel herausfließen läßt, der Zunge sehr beissend und schmerzhaft vorkömmt. S. Grünütz Enzyklop. IV. Th. S. 482.

Es kömmt folglich, wenn eine Bremse das Fell eines Thieres durchbohrt, kein Gift oder irgend eine beissende Feuchtigkeit aus ihrem Stachel hervor. Der ganze Schmerz ist vielmehr bloß mechanisch und rührt von dem besondern Bau des Werkzeuges her.

Es besteht dasselbe aus drey starken und schneidenden Haken von hornichtem Wesen, welche zusammen gleichsam eine Scheere ausmachen. Gewöhnlich verursachet es keinen grossen Schmerz; wenn es aber zufälliger Weise einen grösseren Nerven, und einen empfindlichern Theil des Thieres trifft, oder, welches noch wahrscheinlicher ist, wenn die Bremse vielleicht aus Schrecken und allzugrosser Eilfertigkeit den Stachel in einer Richtung zurückzieht,

die derjenigen entgegengesetzt ist, in welcher sie denselben in das Thier hinein brachte: alsdann wird der Stachel, da er vermöge seiner Haken die Haut zerreißt und die Nerven gewaltsam auseinander zeret, den so heftigen, fast unerträglichen Schmerz verursachen, welcher das Thier in die größte Wuth bringt.

Zu verhindern, daß das Vieh nicht von den Bremsen gestochen werde, darf man nur dasselbe mit dem Safte aus Kürbisblättern oder mit Wasser, darinn gestossene Lorbeeren gesotten worden, bestreichen. Die Fuhrleute ziehen Hanf sammt dem Kraute aus, wenn sie es haben können, und bestreichen ihre Pferde damit. Wenn man ferner Attichkraut und Knoblauch durcheinander nimmt, den Saft daraus presset, Schmeer dazu thut und Alles in einer Pfanne untereinander prägeln läßt, bekömmt man eine Salbe, darein man einen wollenen Hader werfen und die Pferde an den Orten, wohin sich die Bremsen gern zu setzen pflegen, als: an dem Schlauche, hinter dem Schweife, neben den Augen und an andern Orten damit abstreichen darf, so kömmt keine Bremse noch Fliege dahin. Oder man kann auch Tannenzapfen im Wasser sieden, ein Wischtuch darein tunken und die Pferde oder das Rindvieh damit abwischen.

Nach

Nach des Herrn Dons-en brai zu Paris Vorschlag werden die Blätter, oder auch die grünen Schalen von wälschen Nüssen in einem Kessel mit so vielem Wasser, daß sie völlig bedeckt werden, eine Viertelstunde gekocht, damit das Wasser recht kräftig und bitter werde; alsdann wird das Vieh mit diesen Blättern und Schalen, sonderlich an den Stellen, wo es das Ungeziefer am wenigsten von sich abhalten kann, wohl eingerieben. Sind die Blätter und Schalen verbraucht, so nimmt man einen Lappen, tauchet ihn in dieses Wasser und wäscht das Vieh fleißig damit. Dieses Mittel braucht man in der Zeit, da die Fliegen am meisten stechen, entweder alle Tage oder um den andern und dritten Tag. In Ermanglung der Wallnußblätter und Schalen würde man auch andre bittere Blätter und Kräuter, als: Wermuth u. dergl. dazu gebrauchen können.

Die grossen, braunen Bremsen pflegen beständig zu brummen, daher auch ihr Name entstanden zu seyn scheint. Es giebt aber auch kleinere graue, welche ohne allen Laut dem Viehe auf die Haut fallen.

Zu dem Geschlechte der Bremsen gehört auch ein gewisses Insekt, Bissewurm (Bies- oder Bißwurm)

wurm) genannt, *) wodurch das Vieh zur Sommerszeit dermassen geängstiget wird, daß es heftig zu laufen, oder wie der gemeine Mann im Niedersächsischen redet, zu bissen (bischen, büssen, biessen, Fr. beser oder bezer, moucher) anfängt. Dieses Insekt, so bekannt es unter den Landleuten, ist welche vielfältig die Schädlichkeit desselben erfahren, weil ganze Heerden Viehes verjagt und ins Korn getrieben, auch oftmals Wagen und Pflug zerbrochen werden, wenn sich dieses kleine Thier dem Zugviehe nahet: so unbekannt ist doch der Ursprung desselben. Die gemeinen Leute, welche selbiges am Ersten zu kennen und zu tödten, Gelegenheit haben, rechnen es zu den Bremsen und legen ihm einen Stachel bey, welcher so heftige Schmerzen verursachet, daß um deßwillen das Vieh so wüthend wird und davon läuft. Die Klappe, die am Hintertheile ist und sich im Fliegen niederwärts beugt, nennen sie den Stachel, der zum Verwunden bereit gehalten werde. In diesem Urtheile ist etwas wahr;

et-

*) Der eigentliche Oestrus bovis *Linn.* mit gelben Fliegeln, gelber Brust, mit einer braunen Binde, gelbem zulezt schwarzem Hinterleib. S. Sulzers Kennzeich. d. Insekt. Tab. XX. Fig. 127. Dann die 1 Tafel dieses Werkes Fig. 1. vergrössert. Fig. 2.

etwas aber unrichtig. Jenes besteht darinn, daß dieses Insekt zum Geschlechte der braunen grossen Fliegen oder Bremsen gehört: doch ist es nicht so dick und rund, wie eine Bremse, sondern etwas länglicher und hat grosse hervorstehende Augen. Im Munde hat es einen kleinen Saugrüssel, durch welchen es seine Nahrung in sich zieht, und wenn es ein lebendiges Thier sticht oder sich an demselben ansauget, so macht dieß nicht mehr Schmerzen als ein andrer Bremsen- oder Fliegenstich.

Der Klappe am Hintertheile des Insektes giebt man fälschlich den Namen Stachel, womit ein Thier gestochen werde. Es ist diese Klappe eigentlich der Legestachel, durch welchen die Fliege ihre Eyer leget.

Am Leibe ist derselbe breit, am Ende aber rund und in demselben eine Oeffnung, worinn das Ey, welches die Fliege legen will, anzutreffen ist. In den Sommermonaten kömmt diese Fliege zum Vorscheine. Wenn sie sich gepaaret hat und nun Eyer legen will, sucht sie sich nach dem Triebe, welchen der Schöpfer allen Creaturen eingeprägt hat, einen Ort, wo sie ihre Eyer auf eine solche Art hinlegen kann, daß sie ausgebrütet und die Brut so lang ernährt wird, bis sie fliegen und sich

die Nahrung selbst suchen kann. Diese Stelle findet sie bey den Thieren und zwar bey solchen, deren Haare nicht glatt und fest anliegen, auch nicht dick sind; daher sie weder bey den Pferden, noch auch bey den Schaafen, wo sich diese Fliege ebenfalls oft einfindet, einen bequemen Platz für ihre Eyer antrifft.

Bey dem Rindviehe aber und Rothwildprett findet sie den Ort, sonderlich bey denen, die noch jung sind, oder die wegen Mattigkeit im Frühjahre nur spät starkes Haar wieder bekommen. Ueber dergleichen Thiere hält sich diese Fliege mit ihren Flügeln, und läßt zugleich das Ey aus der Oeffnung der Klappe herabfallen. Das Ey hat etwas Klebriges an sich, und hängt sich an die Haare. Fällt das Ey nun gerad auf den Rücken oder Hals des Thieres, so bleibt es an den Haaren hangen, senkt sich zwischen denselben herab und fällt auf die Haut des Thieres. Hier wird es erwärmet und ausgebrütet und aus dem Eye kricht ein kleiner Wurm heraus, der sich in die Haut des Thieres hineinfrißt und alsdann entstehen an dem Rindviehe und Wildprette die Beulen, deren ich im IV. Theile, S. 353, ꝛc. Erwähnung gethan habe, und die der gemeine Mann, Daselbeulen oder Viehbeulen *) nen-

*) In Böhmen heissen sie Uhři, Ungern. In Oesterreich: Engerlinge.

nennet. In dieser Wohnung bleibt der Wurm den Herbst und Winter über, und nähret sich von den Säften und dem Blute des Thieres. Wenn er sein erstes Alter und Grösse erreicht hat, wird er zu einer Puppe, wie eine Rauppe, und aus der Puppe kömmt die Fliege hervor, welche sich die erste Oeffnung in der Haut, wodurch der ausgebrütete Wurm in die Haut hinein gekrochen, wieder öffnet, herauskriecht, davon fliegt, sich gattet, Eyer legt und alsdann stirbt.

Dieses ist die Lebensgeschichte eines Insektes, welches nicht allein ganze Heerden Viehes schüchtern und wild macht, sondern auch grossen Schaden anrichtet, weil nicht allein das Thier, welches dessen Eyer in seiner Haut ausbrütet, dadurch sehr entkräftet, sondern auch die Haut dadurch zerbohrt wird, daß sie hernach nicht so gut gebraucht werden kann.

Wie der Schöpfer dieser Fliege den Trieb gegeben, sich bey den lebendigen Thieren eine Stelle zu suchen, wo ihre Eyer bequem ausgebrütet werden können, so hat er auch den Thieren einen Trieb eingeflößt, diesem zu begegnen, und eine solche Befruchtung ihres Rückens zu verhindern. Dahin gehört das heftige Laufen der Thiere. Sie

kennen diese Fliege schon an ihrem Tone, den sie im Fliegen von sich giebt, und fangen sogleich an, heftig zu rennen und zu springen und die Schwänze über den Rücken zu bewegen, um dadurch die Fliege abzuwehren, oder zu verhindern, daß sie ihr Ey nicht in gerader Linie auf den Rücken des Viehes fallen lassen kann. Und dieser Trieb ist bey dem Rindviehe dermassen stark, daß wenn ein Mensch nur mit dem Munde den Ton dieser Fliege nachmacht, eine ganze Heerde Viehes sogleich in Unordnung gebracht wird, daß alles davon läuft, was nur laufen kann. Das andere Mittel ist das Streichen durch die Gebüsche, wodurch die Fliege gehindert wird, das Vieh zu verfolgen, auch die Eyer, welche an den Haaren sitzen, abgestreift werden.

Was künstliche Mittel betrifft, welche wider dieses Insekt gebraucht werden können, so lehrt die Beschaffenheit dieses Insektes von selbst, daß es insbesondere auf diese zwey Stücke ankomme: 1) Daß man verhindere, daß aus dem in der Haut des Viehes ernährten Wurme keine Fliege werde. 2) Daß die Fliege gehindert werde, ihre Eyer zu legen. Das Erste läßt sich durch folgendes Mittel erreichen. Man untersucht im Herbste das junge Vieh, welches im Frühjahre sehr mager und matt

ge-

gewesen. An diesem wird man viel Beulen, sonderlich auf dem Rücken uud am Halse finden. Diese Stellen reibt man mit einer Speckschwarte und zwar so, daß man gegen die Haare anstreicht. Das Fett erweicht die Haut und das Salzige tödtet den Wurm unter der Haut. Dieses wiederholt man im Herbste und Frühjahre, und erhält dadurch einen doppelten Vortheil, daß man sowohl sein Vieh von schädlichen Gästen befreyet, als auch die Vermehrung des Insektes verhindert. Im Sommer, wenn die Fliege ihre Eyer legt, ist es vortheilhaft, wenn man dem jungen und magern Viehe den Hals und Rücken wieder oft mit einer Speckschwarte streicht, allein nicht gegen, sondern mit den Haaren, damit diese eines Theiles fester anliegen; andern Theiles aber die Eyer der Fliege sich an die fettigen Haare nicht anhängen können.

Einige Bauersleute pflegen das Rindvieh auf dem Rücken oft mit Salz zu bestreichen. Man macht hieraus wohl gar einen Aberglauben und lehrt dabey alberne Worte sprechen. Die Sache hat aber ihren natürlichen Grund und Nutzen. Das Salz bleibt, wenn es gut eingerieben wird, in den Haaren hangen, schmilzt durch den Regen und schießt alsdenn wieder als ein zarter Krystall an die Haare, und eben hiedurch verhindert es, daß

die

die Insekteneyer, die sich an die Haare hängen, nicht bis auf die Haut zum Ausbrüten kommen können.

S. das 78. St. des Hannov. Magaz. v. J. 1770. Untersuchung von dem eigentlichen Ursprunge der grossen Fliegen, oder sogenannten Daselbeulen des Rindviehes, von C. F. W. (Christ. Fr. Wernich.) ist im 63. St. der Berlin. wöchentl. Relation der merkwürdigsten Sachen ꝛc. v. J. 1754. S. 497. — 499, im 65 St. S. 513 — 516. und im 68. St. S. 537 — 571.

Vorbeschriebene Art Bremsen findet sich in dem äussersten Norden sehr häufig. Sie plagt die Rennthiere, den einzigen Reichthum der Lappländer, also, daß diese sich genöthiget sehen, ihre Rennthiere im Sommer auf die höchsten und mit Schnee bedeckten Gebirge zutreiben, weil sie sonst aus Furcht vor dieser Fliege so wild werden, daß sie alle davon laufen. Diese Rennthierbremse, welche die Lappländer Curbma nennen, und welche Linnäus zuerst, unter dem Namen Oestrus thorace flavo, cingulo nigro, alismmaculatis, pedibus nigris beschrieben hat, ist noch einmal so groß, als die in unsern Ländern einheimischen sind. Dieses Insekt erzeuget sich aus dem Eye, welches auf den Rücken

cken des Rennthieres von den Bremsen geleget wird und fällt in der Mitte des Sommers, wenn das Thier die Haare abwirft, mit denselben aus seiner Wohnung herab. Sobald das Insekt hervorgekrochen ist, schwebt es beständig über dem Rennthiere und sucht sein Ey in die aufstehenden Haare desselben zu legen. Diese Thiere hingegen haben eine so vorsichtige Furcht dafür, daß sie, wenn auch ihrer Tausend beysammen sind und nur eine einzige ohnmächtige Fliege sumset, mit einander ihre Hörner werfen und den ganzen Leib schütteln. Weil aber die Rennthierkälber im ersten Frühlinge ihr Haar nicht abwerfen, sondern fest anliegend behalten, so kann kein Ey zwischen dasselbe gebracht werden. Diese sind daher im zweyten Frühlinge von Geschwüren frey, die sich sonst von den am Rückgrade verborgen liegenden Bremsen erzeugen. Wenn diese Eyer nun am Rücken liegen bleiben und auskommen, so durchsticht das Insekt die Haut, und plagt das arme Thier, vornehmlich im dritten Jahre, so sehr, daß es ganz abgezehrt wird, daher rühret es auch, daß die Felle am Rücken gemeiniglich voll Narben sind. Die Krähen folgen den Heerden in grosser Menge, um die Bremsen von dem Rücken der Rennthiere wegzuschnappen. Zur Vertreibung der Insekten pflegen die Lappländer

Baum

Baumschwamm (Agaricus) bey ihren Wohnungen, wenn sie die Rennthiere füttern, zu verbrennen.

Oestrus Rangiferinus, descriptus a CAR. LINNAEO, ist in dem Act. Soc. Reg. Vpsal. ad A. 1741. stockh. 1746, 4. S, 102 — 115.

Hrn. Linnäi von der Rennthiere Bremseneugeln, oder höhlen Anmerkungen, sind im 12 St. des IV. B. des Oberlausi. Beytr. zur Gelahrh. und deren Hist. Lpz. und Görl. 1743, 4.

Von den Bremsenbeulen in den Häuten der Rennthiere in Lappland, von Carl Linnäus, nebst der Abbild. im I. B. der übers. Abhandl. der Kön. Schwed. Akad. der Wissensch. S. 147 — 157.

Fernerer Versuch und Hülfsmittel für der Rennthiere schlimme Krankheit, Curbma genannt; übergeben von Mart. Triewald, ist im 13. St. des IV. B. des Oberlausitz. Beytr. 2c. und im I. B. der übers. Schwed. Abhandlungen, S. 158 — 163.

V.

Kunstmäßige Benennung aller äußern Theile des Pferdes, oder das Extcrieur.

Da eine jede Wissenschaft und Kunst ihre eigenen und besondern Ausdrücke hat, so halte ich es nicht für überflüssig, meine Leser mit der Sprache bekannt zu machen, deren sich die Pferdeverständigen bedienen, um die verschiedenen Theile dieses Thieres anzuzeigen.

Die Pferdekenner pflegen also das Pferd in drey Theile zu theilen, nämlich in die

A. Vorhand (l'avant main) in den
B. Körper — Leib (le corps) und in die
C. Nachhand (l'ariere main.)

Anmerk. Einige sagen auch statt Vorhand Vordertheil, Vordergestell, so wie sie statt Nachhand, sich der Worte Hintertheil, Hintergestell bedienen.

Zu der Vorhand gehören:
Der Kopf; woran zu betrachten:
Das Genik.

Der Haarschopf.
Die Stirne.
Die Nase.
Das Stirnblatt.
Das Maul.
Die vordere,
Die hintere Lippe.
Das Kinn.
Der Bart.
Der Kehlgang.
Die Ohren.
Die Schläfe.
Die Augengruben.
Die Augenbögen.
Das obere und
das untere Augenlied.
Der äußere und
der innere Augenwinkel.
Die Augenwimpern.
Der Augapfel.
Die Vogelhaut.
Das Glas.
Die Querhaut.
Der Stern.
Die Kanaschen.
Die Backen.
Die Beifeln.

Der Hals; woran
Der Kamm.
Die Kehle.
Die zwey Seitentheile merkwürdig.

Der Widerriß.
Der vordere Theil der Brust.
Die vordern Schenkel; welche bestehen aus
Der Schulter.
Dem kleinen Schenkel.
Dem Ellbogen.
Dem Kögel.
Dem Knie.
Dem Schienbein.
Der Hornwarze.
Der grossen Beigflechse.
Dem Fessel.
Der Köthe.
Der Haarzotte.
Dem Sporn.
Der Krone.
Dem Huf; wo zuunterscheiden:
Der Saum.
Die Zähe
Die Wände.
Die Trachten.
Die Querstreben.

Die Ferſen.
Die Sohle.
Der Strahl.

Der Körper wird eingetheilt in
Den Rücken.
Die Lenden.
Die Ribben.
Die Flanken.
Den Bauch; worauf man wahrnimmt
Den Hodenſack.
Die Hoden.
Den Schlauch.
Die Ruthe beym männlichen,
Die Eiter und
Die Warzen beym weiblichen Geſchlecht.

Die Nachhand machen aus
Das Kreutz.
Die Hanken.
Der Schweif, woran merkwürdig
die Schwanzribbe und
die Haare.
Der After.
Die Schaam.
Die hintern Schenkel, welche beſtehen aus
Dem Dickbein.

Der Keile.
Der Leiste.
Dem Hinterbacken.
Dem Hinterknie.
Der Kniekehle.
Den Schienbein.

Anmerk. Die übrigen Theile haben die nämlichen Benennungen, wie jene des vorderen Schenkels.

Mehrerer Deutlichkeit wegen wollen wir die genannten Theile umständlicher beschreiben.

Die Vorhand.

Vid. Tab. I. Fig. III. L. a. Das Genick, la nuque, ist diejenige Gegend, wo sich oben der Kopf mit dem Halse vereiniget.

b) Der Haarschopf, le Toupet, werden jene Haare genannt, welche oben an dem Kopfe anfangen, und zwischen den Ohren und längst der Stirne herabhangen.

c) Die Stirne, le Fronte, heißt der Theil des Kopfes, der vorne zu sehen ist, und zwischen dem Haarschopf, den Augenbögen, und dem Stirnblatte liegt.

d) Die Nase, le Nez, erstreckt sich von dem untern Theile der Stirne bis an die Vorderlippe. Der mittlere Theil derselben wird gemeiniglich das Stirnblatt, Chanfrein, genannt; der untere aber die Nasenspitze.

e)

f) Das Maul, la Bouche, ist die Queröffnung oder Spalt, welcher von der vordern und hintern Lippe gebildet wird.

g.h) Die Lippen — Lefzen, les Levres, werden in vordere und hintere getheilt, und sind jene zween Ränder des Mundes, welche ihn aufmachen und zuschliessen können.

i) Das Kinn, le Menton, nennet man die Erhabenheit, welche sich ober der Hinterlippe befindet.

Der Bart, la Barbe, bestehet aus den Borstenförmigen Haaren, die man an den Lippen, und dem Kinne sieht.

Der Kehlgang — der Kanal, le canal — auget, nämlich der Raum, welcher zwischen den zwey hintern Kinnbackenknochen wahrgenommen wird.

k)

k) Die Ohren, les oreilles, bilden jene zwo hehle oben am Kopfe befindliche mit Muskeln und allgemeinen Bedeckungen überzogene Knorpeln.

l) Die Schläfe — Augenader, les Larmieres, werden die zween flachen zwischen den Ohren, und den äußern Augenwinckeln auf dem Schlafbeine liegenden Theile genannt.

m) Die Augengruben, les salieres, sind die zwo Vertiefungen ober den Augen.

n) Die Augenbögen — Augenbraunen, les sourcils, machen die zwo Erhabenheiten zwischen den Augengruben und Augenliedern.

Die Augenlieder, les paupiéres, heissen die Deckel, welche den Augapfel einschliessen. Jedes Auge hat deren zwey, nämlich ein oberes und ein unteres Augenlied.

o. p. Die Augenwinkel. Da wo die Augenlieder zusammenlaufen, bilden sie beyderseits einen Winkel, davon der eine gegen die Nase zu, der innere, grössere, le grand angle, der andere, der äusere, kleinere, le petit angle

genannt wird. Der Raum, den diese beyden Augenlieder zurücklassen, wenn sie aufgemacht werden: heißt der Augenspalt.

Die Augenwimpern, les cils, werden von einer Reihe steifer Haare geformet, welche die Ränder der obern Augenlieder umgeben.

Der Augapfel — die Augen, les yeux, sind die glänzenden, mehr oder weniger erhabnen durch den Augenspalt sichtbaren Ballen.

Die Vogelhaut, l'onglet ou l'ongle, ist der halbmondförmige zwischen dem Augapfel und dem inneren Augenwinkel befindliche Knorpel.

Das Glas — Glaskörper — die durchsichtige Hornhaut, la vitre — la cornée transparente, heißt der vordere durchsichtige Theil des Augapfels.

Die Querhaut — der Regenbogen, nennt man jene verschiedentlich gefärbte Haut in dem Innern des Auges, welche von dem Rande der durchsichtigen Hornhaut anfängt, und sich gegen die Mitte des Auges verlängert.

Der

Der Stern, la prunelle, eine quere längliche Oeffnung in der Querhaut.

q) Die Kanaschen, les Ganaches, zwey Aeste des hintern Kinnbackens, nämlich von dem obern Winkel desselben bis zum Kinn.

r) Die Backen — Wangen, les Joues, sind die Seitentheile der Kanaschen.

s) Die Veifeln, les avives, werden von den Schmieden jene zwo beträchtliche Drüsen genannt, welche zwischen den obern Winkeln der Kanaschen, und zwischen den Ohren liegen.

Der Hals, verbindet den Kopf des Pferdes mit dem übrigen Körper. Woran:

t) Der Kamm, l'encolure, der obere Theil des Halses, der sich vom Genick bis zum Widerriß erstrecket, und nach seiner ganzen Länge mit Haaren besetzt ist, die man Mähnen, les crinieres, heißt.

u)

w) Die Kehle, le Gosier, der untere Theil des Halses, fängt bey der Brust an, und endi-

get sich zwischen den Kanaschen; und endlich

x) die zwey Seitentheile des Halses.

y) Der Widerriß, le garot, so heißt der Buckel, welcher den obern Theil des Halses von dem Rücken unterscheidet.

z) Der vordere Theil der Brust, liegt unter der Kehle, und wird von den Schultern eingeschlossen.

Die vordern Schenkel, bestehen aus der Schulter, darunter einige den ganzen Oberthell des Schenkels verstehen, der sich vom Widerriß bis zum Kögel erstrecket. Da aber dieser Theil aus zween Knochen bestehet, so werden auch zween Theile an ihm unterschieden, der obere, welcher vom Widerriß anfängt, und schief vorwärts und hinunter

1) läuft, eigentlich Schulter, l'épaule. Derjenige Theil aber, welcher mit der Schulter vereiniget ist, von vorne nach hinten und hinunter läuft, und sich mit dem Kögel ver-

2) bindet, heißt der Arm — braf. Herr Prof. Wolstein nennet ihn das Querbein, oder den kleinen Schenkel.

3) Der Ellbogen, le coude, entstehet aus der Vereinigung des kleinen Schenkels mit dem Kögel.

4) Der Kögel — Vorarm, avant bras, ist der nächste Theil nach der Schulter, der sich mit dem kleinen Schenkel verbindet.

5) Das Knie, le genou, heißt jene Erhabenheit, welche aus der Vereinigung des Schienbeins mit dem Kögel entsteht.

6) Das Schienbein, le canon, der nächste Theil der am Knie anfängt, und sich beym Fessel endiget.

7) Die Hornwarze — Käste, Kastanie, la Chataigne — Lichene eine ober dem Knie befindliche von Haaren entblöste, beynahe einen Zoll lange eyrunde Erhabenheit.

8) Die Beugeflechse, le Nerve, nennet man jene Flechse, welche hinten über die ganze Länge des Schienbeins herunter läuft. Von den Schmieden wird sie auch sonst der grosse Nerve genannt.

9) Der Fessel, le paturon, fängt am Ende des Schienbeines an, und endet an der Krone.

10) Die Köthe — Knöchel — Köthgelenke, le boulet, das kugelförmige Gelenke, welches aus der Verbindung des Schienbeins mit dem Fessel entsteht.

11) Die Haarzotte, le Fanon, nach Hrn. Wolstein die Kothhaare, sind der Haarbusch, wel-
12) cher den Sporn, ergot, ein weiches Horn über dem Fessel, bedeckt.

13) Die Krone, la couronne, die Haut, welche sich mit dem obern Rande des Hufes vereiniget.

14) Der Huf, le sabot, ist jene hornigte Masse, welche die untersten Theile des Fusses umgiebt. Worauf

15) Der Saum, heißt eine feste Haut, welche am obern Rande des Hufes, da, wo die Haare, sowohl an der Krone, als auch hinten in der Vereinigung, der beyden Ballen ein Ende haben, rings um den Horn herum wahrgenommen wird.

16)

16.) Die Zehe — wird der vorderste Theil des Horns genannt.

17.) Die Wände nennt man die beyden Seitentheile des Hufes.

18.) Die Trachten sind jene Seitentheile des Hufs am untern Rande desselben, welche zwischen den Ballen und der Zehe liegen.

19.) Die Querstreben auch Eckstreben heissen jene winklichten Theile, die man zwischen dem Strahl und den Trachten wahrnimmt.

20.) Die Ballen auch Ferse werden diejenigen runden erhöhten hornichten Massen genannt, welche hinten am Ende der Trachten befindlich sind.

21.) Die Sohle ist derjenige Theil des Hufs, der nebst dem Strahl die untere Fläche desselben formt.

22.) Der Strahl, ein Theil, welcher zwischen den Trachten und Ballen in der Sohle wie ein Keil steckt.

Der Körper.

23.) Der Rücken, le Dos, ist der Raum, der sich vom Widerriß bis zu den Lenden erstrecket.

24.) Die Lenden — Nieren, les Rognons, sind der obere Theil des Leibes, der zwischen dem Rücken und dem Kreuze liegt.

25.) Die Ribben oder Seitentheile der Brust, les côtes, nehmen den ganzen Raum ein, der seitwärts zwischen den Schultern und den Flanken liegt.

26.) Die Flanken, les Flancs, sind die Seitentheile des Bauchs von den letzten Ribben an bis zu den Hüften.

27.) Der Bauch, le ventre, ist der untere Theil des Leibes vom Brustbein an, bis zwischen die hintern Schenkel.

28.)

28.) Der Hodensack, Scrotum, heißt der häutige Beutel, der die Hoden einschließt.

Die Hoden, les testicules, werden jene zwey Körper genannt, die den männlichen Saamen absondern, und hinter dem Schlauche im Hodensacke enthalten sind.

29.) Der Schlauch, le Fourcau, eine Verlängerung der Haut am Bauche, welche die Ruthe umgiebt, und ihr gleichsam zur Scheide dient.

Die Ruthe, la Verge, ist der kögelförmige schwammigte Körper, welcher in dem Schlauche enthalten ist.

Die Eiter, les mamelles, drüßigte Körper, welche zwischen den hintern Füssen am Bauche der Stutten liegen, und bestimmt sind, die Milch zur Ernährung der Jungen abzusondern.

Die Warzen, Zizen, les papilles, heissen jene schwammigte Erhabenheiten der Brüste, welche zur Aussonderung der Milch bestimmt sind.

Die

Die Nachhand.

30.) Das Kreuz, la croupe, der obere Theil der Hinterhand, welcher von den Lenden seinen Anfang nimmt, und sich beym Anfange des Schweifes endiget.

31.) Die Hanken, les hanches, heißen die zwey Erhabenheiten, welche seitwärts neben dem Kreuze liegen.

32.) Schweif, la queue, wird in die Wurzel-Rib-be, le Tronçon, und in die Schweifhaare abgetheilt. Die Wurzel ist die unmittelbare Fortsetzung des Kreuzes, und wird von den Schweifhaaren bedeckt.

Der After, l'Anus — le Fondement, eine runde Oeffnung unter dem Schweife, durch welche der Mist aus dem Leibe geschafft wird.

Die Schaam — der Wurf, la Vulve, ein länglichter Spalt, der sich unter dem After befindet, und von zwey Lippen, Lefzen gebildet wird.

33.) Das Dickbein, la cuiſe, fängt unter den Hüften an, und endet in der Gegend der Leiſte.

34.) Die Keile, la jambe, hat ihren Anfang bey der Leiſte, und ihr Ende beym Knie.

35.) Die Leiſte — Knieſcheibe, le Graſſet, iſt das Gelenke im dicken Fleiſche, wo ſich nämlich der Schenkel mit der Keile verbindet.

36.) Die Hinterbacken, les Feſſes, wird darunter gemeiniglich das Fleiſch verſtanden, welches an jeder Seite des Kreuzes, und unter dem Anfange des Schweifes liegt, auch ſich beynahe gegen die Mitte der Keile erſtreckt.

37.) Das Hinterknie, nach Hrn. Prof. Wolſtein das Sprungelenke, le jarret, macht die Vereinigung des Keilbeins mit dem Schienbeine aus.

38.) Die Kniekehle iſt der Vordertheil des Hinterknies.

39.) Das Schienbein, und die übrigen Theile sind schon beym vordern Schenkel erkläret worden.

40.) Die Hornwarze macht hier den einzigen Unterschied, daß sie unter dem Knie ihre Lage hat.

VI.

Der Haushahn und die Henne. *)

Aus Herrn von Buffons Naturgeschichte der Vögel, nach der Martinischen Uebersetzung.

Obgleich dieser Vogel unter dem häußlichen Federvieh einer der gemeinsten ist, so mögen ihn doch vielleicht viele nicht genug kennen; die gerin-

*) Der Haushahn. Das Weibchen, die Henne. Die Jungen: Küchlein ꝛc. Der verschnittene Hahn: Kapaun. Kaphahn. Gr. ἀλέκτος. Hebr. Gaber. Lat. Gallus domesticus vel gallinaceus, Alector. Franz. Coq. Span. und Ital. Gallo. Savoyard. Gau. Geau. Poln. Kur. Kogut. Schwed. Hoens. Tupt. Engl. Cok. Altfranz. Gal. Gog. Das Weibchen Gallina. Franz. La Poule. Engl. Hen. Die Küchlein: Poulettes. Lat. Pulli. Kapaunen Lat. Capus. *Gesn.* Gallus Spado. *Rzac.* Capo. Gallus semimas. *Schwenckf.* 276. Fr. Chapon. Engl. Capon. It. Capone, Chaponneau, Hesteaudeau, Huraudeau.

ringe Anzahl von solchen Personen ausgenommen, die sich besonders auf die Erforschung der Naturprodukte legen. Es giebt nur wenig Menschen, die nicht noch etwas in Ansehung der äußern Form, der innern Struktur seiner Theile, der natürlichen und angenommenen Gewohnheiten, und solcher Veränderungen, welche die Verschiedenheit des Geschlechts, der Himmelsstriche, und endlich der Abänderungen in den unterschiedenen Arten, die sich entweder früher oder später von der ursprünglichen Art entfernt haben, lernen könnten.

Der Haushahn ist aber nicht allein den meisten Menschen noch ziemlich unbekannt, sondern auch noch immer für die methodischen Naturalisten ein Stein des Anstoßes, besonders für diejenigen, die einen Gegenstand nicht eher zu kennen glauben, als wenn sie für ihn erst eine Stelle in ihren Klassen und Geschlechtern fest gesetzt haben. Nimmt ein solcher Naturforscher, die allgemeinen Kennzeichen seiner methodischen Eintheilung von der Anzahl der Zehen her, so wird er den Haushahn in die Ordnung der vierzeheigen Vögel setzen. Was wird er aber dann mit der fünfzeheigen Henne machen, die doch wirklich eine Henne, und zwar eine von alten Zeiten her bekannte Henne ist, weil von ihr Kolumella schon zu seiner Zeit, als von einer merkwür-

digen Hünerart geredet hat? *) Will er aber aus dem Hahn eine besondere Klasse machen, deren Charakter in der eigenthümlichen Gestalt seines Schwanzes besteht, wo will er alsdann den Hahn ohne Bürzel und folglich ohne Schwanz, der dem ohnerachtet, immer ein Hahn bleibt, hinbringen? Will er hingegen zum Charakter dieser Gattung, die bis an die Knie mit Federn besetzten Füße annehmen; wird er nicht alsdann durch den rauchfüßigen Hahn, dessen Federn bis an den Ursprung der Zehen reichen, oder durch den Japanischen Hahn, der bis an die Klauen befiedert ist, einen grossen Querstrich bekommen? und wenn er endlich die Hünerartigen Vögel in die Klasse der Kornfressenden bringen, auch in der Anzahl und Bauart ihrer Mägen und Eingeweide, deutlich sehen will, sie wären in der That bestimmt, sich von Körnern, und andern zu dem Pflanzenreich gehörigen Materien zu nähren; so frägt sich: wie er sich selbst den vorzüglichen Appetit erklären will, welchen der Hahn beständig nach Regenwürmern, und sogar nach gehacktem, gekochtem und rohem Fleisch bezeuget, wofern er nicht etwa glaubt, die Natur habe den Hahn, vermöge seiner langen Eingeweide und doppelten Magen zu einem Kornfressen-

*) Generosissimæ creduntur, quæ quinos habent digitos. *Columela.* L. *VIII.* c. II.

den, vermöge seines einigermassen gekrümmten Schnabels aber, zu einem Wurm- oder sogar Fleischfressenden Vogel gebildet? Oder würde er nicht, wenn er ehrlich seyn wollte gestehen müssen, daß alle die Muthmassungen, die man sich wegen der Absichten der Natur erlaubet, und alle die Bestrebungen, die man anwendet, um die unerschöpflichen Abänderungen ihrer Werke, in die engen Gränzen einer besondern Methode hineinzuzwingen, blos dazu dienten, um den schwankenden Begriffen, und den geringen Grübeleyen eines Geistes, der nicht grösserer Begriffe fähig ist, und sich folglich von dem wahren Laufe der Natur, und von der wirklichen Kenntniß ihrer Hervorbringung desto weiter entfernet, einen Schwung zu geben?

Ohne uns also vorzunehmen, die zahlreichen Familien der Vögel einer strengen Methode zu unterwerfen, oder sie alle in eine Art von wissenschaftlichem Netz einzuschliessen, aus welchem doch, unserer Vorsicht ohnerachtet, immer einige wieder entfliehen würden, wollen wir uns begnügen, diejenigen einander zu nähern; die uns die meiste Aehnlichkeit untereinander zu haben scheinen, und uns bemühen, sie durch die auszeichnendsten Züge ihrer innern Bildung, besonders aber durch die hauptsächlichsten Umstände ihrer Geschichte kennbar zu machen.

Der

Der Hahn ist ein schwerer Vogel, mit stolzem und langsamen Gange, der, wegen seiner kurzen Flügel nur selten und bisweilen mit einem Geschrey flieget, welches der Ausdruck seiner Ansträngungen zu seyn scheinet. Er krähet ohne Unterschied bey Nacht und bey Tage, doch niemals regelmäßig zu gewissen Stunden. Sein Krähen unterscheidet sich auch von der Stimme der Henne, obgleich einige derselben auch eben den Ton, als der Hahn, hören lassen, oder vielmehr mit eben der Ansträngung der Kehle, nur nicht mit gleichem Nachdruck schreyen; denn ihre Stimme ist nicht so stark, und ihr Geschrey nicht so abgemessen. Er scharrt in der Erde, sein Futter zu suchen, verschlingt fast eben so viel kleine Kiesel, als Körner, und verdauet alsdann am besten. Wenn er trinkt, nimmt er das Wasser in seinen Schnabel, und hebt jedesmal seinen Kopf in die Höhe, um es hinunter zu schlucken. Er schläft gemeiniglich mit einem aufgehobenen Fuße, *) den Kopf unter dem Flügel eben derselbi-

*) Vermöge der öftern Wiederholung dieser gewöhnlichen Stellung, wird auch der Schenkel, der gemeiniglich den ganzen Körper trägt, fleischiger oder stärker, und unsere Schwelger oder Leckermäuler wissen diesen stärkern Schenkel an Kapaunen und gemästeten Hünern sehr gut vom andern zu unterscheiden.

A. D. B.

bigen Seite verborgen. In seiner natürlichen Stellung trägt er den Leib fast in gleichlaufender Linie mit dem Plane seiner Stellung, den Schnabel eben so; den Hals hebt er gerade in die Höhe. Seine Stirne ist mit einem rothen fleischigen Kamm, der Untertheil seines Schnabels mit einer doppelten Haut, von gleicher Natur und Farbe gezieret. Indessen sind, sein Kamm und seine Lappen weder Fleisch, noch Häute, sondern eine besondere Substanz, die keinem von beyden gleichet.

An beyden Geschlechtern findet man die Nase an beyden Seiten des Oberschnabels, die Ohren an jeder Seite des Kopfes, und unter jedem Ohr ein weisses Häutchen. An den Füßen haben sie gemeiniglich 4, zuweilen 5 Zehen; allemal 3 vorn, die andern hinten. Aus jeder Scheide kommen doppelte Federn hervor. Ein ganz besonderer Charakter, der nur von den wenigsten Kennern der Natur bemerkt worden! Der Schwanz ist beynahe gerade, und doch fähig, sich nach dem Hals, und nach der entgegengesetzten Richtung zu bewegen. Bey den Hünerartigen Vögeln, die wirklich einen Schwanz haben, bestehet er aus 14 Ruderfedern, die sich in zwo gegen einander liegende Reihen theilen, und an ihrem obern Rand in einen bald spitzigern, bald stumpfern Winkel zusammen

men

men stossen. Der Hahn unterscheidet sich am Schwanze dadurch, daß die beyden mittelsten Federn desselben weit länger, als die andern sind, und sich in einen Bogen zurückbiegen; daß er längere und schmalere Federn am Hals und Bürzel hat, und seine Füße mit Sporen bewaffnet sind. Zwar giebt es allerdings auch Hüner mit Sporen, aber höchst selten; und dergleichen gespornte Hüner sind in mehrern Stücken den Hähnen ähnlich. Ihr Kamm erhebet sich eben so, wie der Schwanz, ja sie pflegen beynahe wie der Hahn zu krähen, und suchen in wesentlichern Stücken ihm ebenfalls nachzuahmen, *) man würde sie aber deshalb mit Unrecht für Zwitter halten, weil sie zu den wirklichen Verrichtungen eines Hahnes unfähig sind, und einen Widerwillen gegen alles bezeugen, was ihnen dann am liebsten seyn müßte. Eigentlich sind es fehlerhafte, unausgebildete Hüner, die sich weder ihres Geschlechts, noch der wesentlichen Eigenschaften ihrer Gattung bedienen können, weil es ihnen an dem Vermögen fehlt, selbige zu vervielfältigen.

Der ist ein guter Hahn, der Feuer in den Augen, Stolz im Gange, Lebhaftigkeit in den Be-

*) *Aristot.* Hist. Anim. L. IX. c. XLIX.

wegungen, und an seinem Körper lauter Verhältnisse hat, von denen man auf seine Stärke schliessen kann. Ein solcher Hahn würde zwar nicht einem Löwen, wie man oft gesagt, und eben so oft nachgeschrieben hat, Furcht einjagen, aber doch eine grosse Menge von Hünern zur Liebe reizen, von denen man ihm aber, wenn man ihn schonen will, nicht mehr als 12 oder 15 überlassen darf. Kolumela hat ihm zwar nicht mehr als fünf erlauben wollen; man behauptet aber, wenn er auch alle Tage 50 hätte, daß er doch keine vernachlässigen würde *), kein Mensch aber kann in der That versichern, daß alle seine Annäherungen wesentlich, wirksam, und fähig wären, die Eyer der Henne zu befruchten. Seine Begierden scheinen nicht minder stürmisch zu seyn, als er seine Bedürfnisse fleissig fühlet. Sobald man des Morgens den Hünerstall öffnet, worinn er die Nacht über eingeschlossen war, bedient er sich vor allen Dingen seiner Freyheit seine Hüner wieder zu besuchen. Das Nahrungsbedürfniß scheint bey ihm gleichsam das zweyte im Range zu seyn. Wenn er eine Zeitlang der Gesellschaft seiner Hennen beraubt gewesen; so macht er sich an das erste Weibchen, das ihm vorkömmt, wenn es auch zu einer ganz entfernten Gat-

tung

*) *Aldrov.* Tom. II. L. XIV.

tung gehörte *); er bedienet sich sogar des ersten Hahnes, den er auf seinem Weg antrifft, wenn er kein Weibchen findet. Die erste Nachricht ertheilt Aristoteles, die zwote wurde von Edwards durch eigene Beobachtungen **), wie auch durch ein besonderes vom Plutarch ***), angeführtes Gesetz bestättiget, welches jeden Hahn, der dieser widernatürlichen Ausschweifung überführt wurde, zum Tode verdammte.

Die Hüner müssen besonders für einen Hahn ausgesucht werden, wenn man eine reine Art ha-

*) Ex Perdice & Gallinaceo tertium generatur, quod procedente tempore Feminæ assimilatur. *Aristot.* L. c.

**) S. Preface des Glanures Tom. II. Ich hatte 3 oder 4 junge Hähne an einem Orte zusammen eingesperret, wo sie gar keine Gemeinschaft mit irgend einer Henne pflegen konnten. Sie hatten ihren feindseligen Stolz gegen einander in dieser Lage sehr bald vergessen, und fiengen an, statt aller sonst gewöhnlichen Kämpfe, jeder seinen nächsten Kammeraden zu treten, obwohl der getretene Hahn dabey wenig Zufriedenheit spüren ließ. A. D. V.

***) In Tractatu: Num bruta ratione utantur?

ben will; sucht man aber Abänderungen, oder will man die Gattung vollkommner machen, so müssen verschiedene Arten zusammen gebracht werden. Die Alten hatten diese Beobachtung nicht unbemerkt gelassen. Kolumela sagt ausdrücklich, die besten Hüner werden aus der Vermischung eines fremden Hahns mit gemeinen Hünern erzeuget, und wir sehen aus dem Athenäus, daß man diesen Einfall noch weiter getrieben, und gemeinen Hünern einen Fasan, statt eines gewöhnlichen Hahns beygesellet hatte. *)

In jedem Falle muß man diejenigen Hüner aussuchen, die ein munteres, wachsames Auge, einen rothen schwankenden Kamm, und keine Spo-

ren

*) De re Rustica. Libr. VIII. c. II. Longolius, giebt auch die Art an, wie man die Vereinigung des Fasanenhahns mit gemeinen Hennen am sichersten bewerkstelligen könne. S. Gesn. de Avibus p. 445. Man hat mir sogar versichern wollen, daß die gemeinen Hennen sich auch mit Perlhähnen paareten, wenn man sie von ihrer ersten Jugend an mit einander aufzöge, daß aber aus dieser Vermischung nicht sonderlich fruchtbare Bastarten erzeuget würden. A. D. V.

ren haben. Die Verhältnisse ihres Körpers sind überhaupt schwächer, als bey den Hünern, indessen haben sie doch breitere Federn und niedere Beine. Gute Hauswirthinnen pflegen die schwarzen den weissen vorzuziehen, weil sie fruchtbarer, als diese sind, auch dem durchdringenden Auge des über dem Hünerhof schwebenden Raubvogels leichter entwischen können.

Der Hahn ist sehr besorgt, und recht unruhig bekümmert um seine Hüner. Er verliert sie nie aus den Augen, er begleitet und vertheidiget sie, er drohet ihnen im Nothfall, suchet die Verlaufnen auf, bringet sie wieder zusammen, und geniesset nicht ehe mit Vergnügen seine Mahlzeit, bis er um sich her seine Heerde fressen sieht. Nach den verschiednen Abänderungen seiner Stimme, und nach den mannigfaltigen Ausdrücken seiner Mienen zu urtheilen, läßt sich kaum zweifeln, daß er nicht mit ihnen eine besondere Sprache rede. Wenn er einige verlieret, so giebt er durch besondere Zeichen seinen Harm zu erkennen. Ob er gleich eben so eifersüchtig als verliebt ist, pflegt er doch keiner von seinen Hünern übel zu begegnen; blos gegen seine Nebenbuhler kann ihn die Eifersucht erbittern. Wenn ein fremder Hahn sich sehen läßt, so verstattet er ihm keine Zeit, etwas zu unternehmen. Mit feu-

rigen Augen und empor stehenden Federn läuft er ihm entgegen, fällt seinen Nebenbuhler an, und streitet im hartnäckigsten Kampf so lange, bis einer oder der andere unterlieget, oder bis der fremde Hahn den Kampfplatz verläßt. Das allzuheftige Verlangen des Genusses treibt ihn an, nicht allein alle Nebenbuhler, sondern auch jedes unschuldige Hinderniß aus dem Wege zu räumen. Bisweilen schlägt, oder tödtet er sogar die Küchlein, um der Mutter mit mehrerer Bequemlichkeit zu geniessen. Allein sollte wohl blos die Begierde die Ursache seiner wütenden Eifersucht seyn? Wie könnte wohl der Hahn, mitten in einem so zahlreichen Serail, und bey allen Gelegenheiten, die er vor sich sieht, irgend ein verliebtes Bedürfniß oder einen Mangel befürchten? so heftig auch seine Begierden seyn mögen, so scheint er doch die Theilung mehr zu fürchten, als den Genuß zu verläugnen, und weil er sehr viel vermag, so ist wenigstens seine stark empfundene Eifersucht eher zu entschuldigen, als die Eifersucht anderer Sultane. Inzwischen hat er, wie diese, eine Favoritenhenne, die er auch vorzüglich besucht, und zu welcher er fast eben so oft wieder kömmt, als er sich einer andern genähert hat.

Der Beweis, daß auch seine Eifersucht eine wirklich überlegte Leidenschaft seyn könne, ob sie gleich nicht auf die Gegenstände seiner Neigung gerichtet ist, scheint sich hauptsächlich darauf zu gründen, daß viele Hähne, die sich zusammen auf einem Hünerhofe befinden, in beständigem Kampfe mit einander leben, da sie doch die Kaphäne niemals verfolgen, sie müßten dann die böse Gewohnheit annehmen, den Hünern nachzulaufen.;

Die Menschen, die aus allen Sachen einen Gegenstand ihrer Belustigung zu machen pflegen, haben auch diese unüberwindliche Abneigung, welche die Natur unter den Hähnen festgesetzet, mehr zu reizen, und sich dadurch zu vergnügen gewußt; sie haben diesen von der Natur eingegebenen Haß mit so viel Kunst verstärket, daß die Kämpfe zweener Hausvögel endlich zu einem Schauspiel geworden, das man für werth gehalten, die Neugier ganzer gesitteten Völkerschaften zu belustigen, die man auch zugleich als Mittel angesehen, diese kostbare Verwegenheit, die man einen Keim des Heroismus nennet, auch in menschlichen Seelen zu entwickeln, und zu unterhalten. Man hat von jeher gesehen, und siehet noch jetzo alle Tage in mehr als einer Gegend, Menschen von allen Ständen in grosser Anzahl zu diesen seltsamen Ritterspielen

zu-

zusammenlaufen, sich in zween Haufen theilen, jeden dieser Haufen hitzig die Parthey seines streitenden Hahnes nehmen, die allerausgelassensten Wetten zur Verherrlichung dieses schönen Schauspiels anstellen, und mit dem letzten Schnabelhieb des gefiederten Siegers das Glück vieler Familien über den Haufen sinken. Hierinn bestand ehemals die Narrheit der Rhodier, der Tangrier, der Einwohner von Pergamus. *) Heut zu Tage herrscht eben diese Thorheit unter den Chinesern **), den Einwohnern der Philippinischen Inseln, der Insel Java, der Amerikanischen Meerenge, und unter andern Völkern des alten und neuen festen Landes ***).

Die

*) S. Plin. H. Nat. L. X. c. XXI.

**) S. Gemelli Careri Tom. V. p. 36. Anciennes Relations des Indes & de la Chine. Tradu. de l'Arabe. p. 195.

***) S. *Navarete* Descr. de la Chine. p. 40. Die Engländer, welche diese Kämpfe besonders liebten, verschrieben sich zu dieser Absicht aus Hamburg grosse Hähne von majestätischem Ansehen und prächtigem Gefieder. Weil ihre Schenkel und ihr Bauch mit schwarzen lockigten Federn dicht besetzt waren, hießen sie deswegen bey ihnen Sammthosen (Culo-

tes

Die Hähne sind übrigens nicht allein so gemißbraucht worden. Die Athenienser, die einen Tag des Jahres besonders solchen Hahnenkäm-

---

tes de velours. S. Bom. Dict. III.) Die Hahnenkämpfe werden daselbst angekündigt, und in der Mitte eines Amphitheaters angestellet, auf welchem sich unzählige Menschen versammeln. Eine Gelegenheit, wobey entsetzlich viele und hohe Wetten angesetzt werden, die allemal zum Vortheil derer ausschlagen deren Hähne den Sieg davon tragen. Unter diesen Hähnen sind einige, wenn sie zusammengehetzt werden, so erbittert und so hartnäckig im Kampfe, daß ihnen der Tod viel erträglicher zu seyn scheint, als die Schande, ihrem Feinde nachgegeben, oder auf eine demüthige Flucht gedacht zu haben. S. Cours d'H. Nat. III. 46.

Bey den Siamerm ist es ebenfalls gewöhnlich, Hähne besonders zu der Absicht aufzuziehen, sie mit einander kämpfen zu lassen. Man weis, daß ein solches Schauspiel bey den Indianern für ein ungemein ergötzliches Fest gehalten wird, gleichwohl ist es das ein-

zige, das ihre Priester abgeschaffet zu sehen wünschen. Man kann in Europa nicht so eifrig wieder die Komödien, als die Talapoins — oder Priester in Siam — wider diese Kämpfe predigen. Sie geben vor, daß alle diejenigen, die ein Vergnügen an solchen Kämpfen finden, sich in jenem Leben mit eisernen Stangen herum schmeißen müssen. Ueberdies hegen sie eine sehr schlechte Meinung von dem Charakter und der Denkungsart einer Person, die an dergleichen grausamen Lustbarkeiten ein Wohlgefallen bezeiget. S. de la Porte Reisen IV. Th. S. 349.

Es giebt eine besondre Art von Hünern auf der Insel Java, welche die Engländer Bantame, die Holländer aber Het indiaansche Halv-Hoen oder indianische Halbhüner nennen. Ihr Fleisch ist sehr nahrhaft und wohlschmekkend. Man bewundert an ihnen die Erbitterung, mit welcher sie untereinander sich wechselsweise bekämpfen. Ihre vorzügliche Neigung zum Zorn ist auch der Grund, warum sie vor andern zu den gewöhnlichen feyerlichen Hahnenkämpfen ausgesucht und erzogen werden. Ihre Wuth ist so groß, daß nicht leicht ein Kampf ohne den Tod der

über-

überwundenen Parthey sich endigt. S. Bom. L. C. I. 557.

Aldrovandus in seiner Ornithol. Franc. ad. an 1610. L. XIV. p. m. 113. giebt ohnstreitig sowohl von der Herzhaftigkeit, als von der eigentlichen Beschaffenheit, und dem Betragen der Hähne bey ihren Kämpfen die ausführlichste Nachricht. Oppianus hat schon die Hähne für die streitbarsten unter den Vögeln gehalten, und ihnen so viel Muth und Standhaftigkeit beygeleget, als dazu erfordert wird, sein Leben, das allen Thieren so schätzbar ist, nicht allein der Gefahr auszusetzen, sondern auch lieber zu verlieren, als einen Augenblick ein ungewohntes Joch zu tragen. Das haben, sagt Aldrovandus, Themistokles und alle unsere Vorfahren gewußt, und aus diesem Grunde jährlich feierliche Hahnenkämpfe veranstaltet, um uns zu gleicher Herzhaftigkeit aufzumuntern. Um seiner vorzüglich kriegerischen Gemüthsart willen, ist auch der Hahn ehemals dem Kriegsgott geheiliget, und ein Sohn des Mars (Pulus Martis) genannt worden.

Um

Um die Hähne zum Kampfe zu reizen, darf man ihnen blos ihre heroische Figur in einem Spiegel zeigen, und sie hernach an einander lassen. Sogleich streifen sie mit ihren gestreckten Flügeln rauschend über den Erdboden hinweg, heben abwechslend alle Federn des Halses, in Form eines steifen Kragens, zugleich aber die Federn des Schwanzes nach Möglichkeit empor, fordern sich mit einem feindseligen Kopfnicken zum Kampf auf, und fliegen dann so gegen einander, daß es ihnen leicht wird, ihre Schnäbel und Krallen zugleich, als natürliche Waffen, gegen einander zu brauchen. Wie jeder Kämpfer kurze Zwischenräume zu seiner nöthigen Erhohlung brauchet, so bedienen sich auch die Hähne dieses Vortheils, wenn sie bis zur Ermüdung auf einander los gebissen, gehackt und gekrallt haben. In diesen Augenblicken der scheinbaren Ruhe begeben sie sich, theils aus Mißtrauen, theils aus Begierde zum Streit, nicht ganz aus ihrer wehrhaften Stellung. Sie treten einige Schritte rückwärts, mit gesenktem Hals und Rache drohenden Augen, um bald hernach einen desto heftigern Angriff thun zu können, und gehen, wenn es zum Streit erzogene Hähne sind, nicht leicht

ehe

ehe vom Kampfplatz hinweg, bis einer von beyden mit seinem Leben gebüsset. Im Betragen des Ueberwinders herrscht alsdann sichtbarer Stolz und Zufriedenheit. Er ist selbst bemüht, seinen Sieg auszuschreyen, und sich in der hochmüthigsten Stellung, als der Sieger im Kampfe zu zeigen. Ueberlebt ein kämpfender Hahn seine Niederlage, so fühlt er die Demüthigung, überwunden zu seyn, mit solcher Beschämung, daß er seine Stimme nicht weiter hören, seine gesträubte Halskrause und lange Federn des Schwanzes sinken läßt, und sich in den ersten Schlupfwinkel, den er finden kann, verkriechet.

Ein merkwürdiges Beyspiel der Hochschätzung derjenigen Hähne gegen einander, die sich in kriegerischen Tugenden besonders hervorgethan, darf ich hier nicht übergehn, weil es diesen Thieren zu sehr zur Ehre gereichet. Herr v. Bomare hat es in seinem Dict. To. III. 289. aus dem Journ. Encyclop. erzählet. Zu Chester nährte man zween vortreffliche Hähne, die sich schon oft auf dem Kampfplatze rühmlich hervorgethan hatten. Noch war man aber nicht auf den Einfall gerathen,

sie selbst, einen wider den andern, aufzustellen. Endlich war man begierig, den Heldenmüthigsten unter ihnen beyden können zu lernen. Jeder Zuschauer interessirte sich für einen dieser Kämpfer. Allein beyde Hähne sahen friedfertig einander an, und bezeigten, wider die Vermuthung des Volks, nicht die mindeste Begierde, miteinander zu streiten. Man warf ihnen Körner von Getraide vor, um sie zu reizen; diese verzehrten sie gemeinschaftlich, und giengen verträglich mit einander spazieren. Es wurde hierauf eine Henne für beyde in den Kreis gebracht; weil man glaubte, die Eifersucht würde die Verträglichkeit, welche unter ihnen zu herrschen schien, am ersten unterbrechen. Allein man sahe sich auch hier betrogen. Sie behaupteten ihre männlichen Rechte wechselsweise, ohne sich in ihrer Einigkeit stören zu lassen. Der Direktor des Kampfspieles brachte sie auseinander, und färbte ihnen die Federn, damit keiner den andern mehr kennen mögte. Alles war umsonst. Endlich brachte man zu jedem dieser beyden Freunde noch einen andern Hahn. Sogleich erwachte die Begierde zum Streit. Sie kämpften mit einer wirklichen Ausgelassenheit wider die andern Hähne. Als

man

kämpfen gewidmet hätten *) I, bedienten sich auch

 der

man sie für erbittert genug hielt, wurden beyde fremden Hähne wieder zurückgebracht, und die ersten allein auf dem Kampfplatze gelassen. Auch dieser Versuch war nicht vermögend, in ihren friedfertigen und freundschaftlichen Gesinnungen eine Aenderung zu verursachen. War es Furcht, weil einer von diesen Hähnen den andern oft hatte siegen gesehen? War es Achtung, die sie gemeinschaftlich ihrer Tapferkeit widmeten? Oder war es bloße Sympathie, welche diese beyden Sieger so genau mit einander zu verbinden schien? S. Mannigf. III. B. p. 786. ꝛc. ꝛc. M**.

*) Als Themistokles im Begriff war, den Persern eine Schlacht zu liefern, und bey seinen Soldaten wenig kriegerisches Feuer verspürte, machte er sie zu Augenzeugen der Wuth, mit welcher etliche Hähne zusammenkämpften. "Sehet! rief er ihnen zu, sehet hier den un-
"überwindlichen Muth dieser Thiere, die doch
"aus keinem andern Bewegungsgrund, als
"blos um des Siegeswillen kämpfen, da ihr
"hingegen für euren Heerd und Familie, für

"die

der Wachteln *) zu eben dieser Absicht. Unter den Chinesern werden jetzo noch gewisse kleine Vögel,

"die ehrwürdigen Gräber eurer verstorbenen "Väter, für eure Freyheit streitet!" Durch diese kurze Anrede wurde der Muth einer ganzen Armee angefeuert, und der Sieg blieb auf des Themistokles Seite. Zum Andenken dieser Begebenheit stellten die Athenienser ein eigenes Fest an, welches allemal durch Hahnenkämpfe feyerlicher gemacht wurde. S. *Aeliani* var. Histor. L. II. A. D. V.

*) Wer sieht es wohl einer Wachtel an, daß hinter ihrem friedfertigen Blicke so viel Muth und Neigung zum Streit verborgen ist? Inzwischen weis man von den Männchen dieser Gattung, daß sie ungemein beherzt, und alle Augenblicke zum Kampfe bereit sind, wenn etwas vorfällt, wodurch ihre Zanksucht in Bewegung gesetzt wird.

Aus diesem Grunde haben sich schon vormals die Athenienser ein Vergnügen daraus gemacht, sie eben so, wie die Hähne, zum

Streit

gel, welche den Wachteln oder den Hänflingen gleichen, erzogen. Allenthalben ist die Art, wie diese

Streit abzurichten. Zu Neapolis versammeln sich zuweilen die Einwohner der ganzen Stadt, um einen feyerlichen Wachtelkampf mit anzusehen. An unterschiedenen Oertern des chinesischen Reichs sind noch die Wachtelkämpfe mit Musik und Tanz begleitet. Man muß erstaunen, wenn man die Erbitterung sieht, mit welcher diese kleinen Thiere sich einander die Hälse zu brechen suchen, so bald sie nur aufs Schlachtfeld gebracht werden. Sie kämpfen wie die Hähne, bis auf den Tod, und sind gewohnt entweder zu siegen oder zu sterben. Dieses Schauspiel gehört unter die vorzüglichsten Lustbarkeiten der Chineser, die auf ihre Wachteln so ansehnliche Wetten anstellen, als die Engländer auf ihre Pferde. Indessen ist man so billig, diese Vögel aus einander zu bringen, ehe sie sich verwunden, und sie wieder in ihre Käfige zu sperren, bis ein anderes Fest ihnen Gelegenheit giebt, ihren Muth wider sehen zu lassen. S. Mannichfalt. 1. c. P. 791. ꝛc.

Vögel untereinander kämpfen, verschieden, nach den mancherley Schulen, worinn sie abgerichtet worden, und nach der Verschiedenheit der angreifenden Waffen, womit man sie bepanzert hat.

Das merkwürdigste hiebey ist, daß die Rhodischen Hähne, welche grösser und stärker als die andern, auch viel hitziger im Kampfe waren, sich nicht eben so hitzig bey den Hennen bewiesen. Sie durften mehr nicht als 3 Hüner bey sich haben, da hingegen die andern über eine Heerde von 15 bis 20 herrschen konnten. Entweder mußte ihr Feuer in der erzwungenen Einsamkeit, in welcher sie zu Leben pflegen, erloschen seyn; oder ihr zu oft gereizter Zorn mogte in ihnen die sanftern Leidenschaften erstickt haben, die doch anfänglich der Ursprung ihres Muthes, und die erste Quelle ihrer kriegerischen Anstalten waren. Die Hähne dieser Art bezeigten sich also nicht so männlich als die andern, und die Weibchen die gemeiniglich nur das vorstellen, was man aus ihnen machet, waren minder fruchtbar, und nachläßiger, sowohl in Ausbrütung ihrer Eyer, als in Anführung ihrer Küchlein. So gut hat es der Kunst geglückt, die Natur zu verderben! So sehr pflegen Kriegesübungen der Fortpflanzung hinderlich zu seyn!

Die

Die Hüner bedürfen des Hahnes nicht, um Eyer zu legen. Diese wachsen beständig an dem Traubenförmigen Körper des Eyerstocks, und können daselbst ohne alle Gemeinschaft mit dem Hahn immer fortwachsen, mit dem zunehmenden Wachsthum reif werden, sich von ihrem Stiel, und aus ihren Häutchen losreissen, den Eyergang seiner ganzen Länge nach durchdringen, durch eine ihnen eigene Kraft sich auf diesem Wege die Feuchtigkeit, mit welcher der Eyergang erfüllet ist, eigen machen, aus derselben ihr Weisses, ihre Haut und ihre Schalen bilden. Nun bleiben sie nicht länger in diesem Eingeweide, als bis auf den Zeitpunkt, wo die elastischen und empfindlichen Fasern, gedrückt und gereizt, durch die Gegenwart eines nun fremd gewordenen Körpers, sich zusammen ziehen, und so die Eyer, nach Aristoteles Aussage, mit dem breitsten Ende zuerst, hervorpressen.

Diese Eyer sind alles, was die fruchtbare Natur der Weibchen, sich selbst überlassen, hervorbringen kann. Sie erzeuget zwar einen organischen Körper, der eines Lebens fähig ist, aber kein lebendes Thier, das der Mutter gleichet, oder im Stand ist, für sich selbst andere ihm ähnliche Thiere hervorzubringen. Dazu gehört nothwendig die Beywohnung des Hahnes, und eine einzige Ver-

mischung der Saamenfeuchtigkeiten beyderley Geschlechts. Ist aber diese Mischung einmal geschehen, so ist ihre Wirkung auch von dauerhafter Folge. Harwey hat beobachtet, daß das Ey von einer Henne, die schon 20 Tage lang vom Hahn entfernt gewesen, nicht minder fruchtbar war, als diejenigen, die sie kurz nach der Beywohnung des Hahnes gelegt hatte; der darinn enthaltene Embryo war aber darum nicht weiter in seiner Entwicklung gekommen, und er mußte eben so lange als irgend ein anderer von der Henne bebrütet werden, wenn er auskommen sollte. Ein sicherer Beweis, daß die Wärme nicht allein hinreichend ist, die Entwicklung des Küchleins zu bewirken, oder zu beschleunigen, sondern daß auch das Ey vollkommen gebildet seyn, oder wenigstens an einem Orte sich befinden müsse wo es ungehindert ausdünsten kann, damit der im selbigen enthaltene Embryo der Ausbrütung fähig sey. Außerdem würden die Embryonen aller Eyer, die 21 Tage nach der Befruchtung im Eyergang zurückbleiben, sicher daselbst ausschlüpfen, weil sie die dazu nöthige Zeit und Wärme hätten; die Hüner würden also in diesem Fall, bald Eyer legen, bald lebendige Jungen zur Welt bringen. *)

Das

*) Ich finde niemanden, als den Doktor Michael Lyzeruts, der etwas von einer lebendig gebäh-

Das mittlere Gewicht eines Hünereyes ist gemeiniglich 2 Loth und 6 Grane. Wenn man ein solches Ey vorsichtig eröffnet: so wird man anfänglich unter der äussern Schale eine gemeinschaftliche Haut finden, mit welcher die ganze innere Höhlung überzogen ist, hernach das äussere Weisse des Eyes, in Form eben dieser Höhlung; dann das innere Weisse, welches mehr als das vorhergehende zugerundet ist, und endlich in der Mitte dieses Weissen die kugelrunde Dotter. Alle diese verschiedenen Theile sind in ihre besondere Häutchen eingeschlossen, und alle diese Häute sind an der Stelle der Bänder *) befestiget, die gleichsam die beyden Pole des Gelben ausmachen. Das kleine linsenförmige Bläschen, welches das Närbchen genannt wird, befindet sich beynahe an seinem Aequator **), und ist an der Oberfläche stark befestigt.

In

---

bährenden Henne gedenket. Die Beyspiele würden aber viel häufiger vorkommen, wenn ein befruchtetes Ey blos der Wärme bedürfte, um das Küchlein auskommen zu lassen. S. *Ephw.* Nat. Cur. Dec. II. ann. 4. Append. Obs. XXVIII.

*) Chalazæ.

**) Bellini, durch seine Beobachtungen, oder

viel-

In Ansehung der äußern Form, die bereits allzubekannt ist, als daß wir sie näher beschreiben dürften, merken wir nur an, daß man sie oftmals durch Zufälle, wovon sich unseres Erachtens leicht

ein

---

vielmehr durch die daraus gezogenen Folgerungen hintergangen, glaubte und hatte zugleich viele andere überredet, daß bey frischen, in kochendem Wasser verhärteten Eyern das Närbchen sich von der Oberfläche nach dem Mittelpunkt hinzöge, bey bebrüteten aber und auf gleiche Weise verhärteten Eyern, beständig an der Oberfläche sitzen bliebe. Die Turinischen Gelehrten, welche die nämlichen Erfahrungen auf allerley Art wiederholet hatten, waren dadurch überzeugt worden, daß bey allen, sowohl bebrüteten als unbebrüteten Eyern, das Närbchen seinen Platz unverändert an der Oberfläche der verhärteten Dotter behaupte; daß hingegen der weisse Körper, den Bellini auf dem Mittelpunkte gesehen, und für das Närbchen gehalten, in der That nichts weniger, als dieses, auch niemals im Mittelpunkte der Dotter sichtbar gewesen, als wenn das Ey weder zu wenig, noch zu stark gesotten war. A. D. V.

ein Grund angeben läßt, wenn man die Geschichte und Bildung des Eyes erwäget, oft verändert antrifft.

Es geschieht oftmals, daß man doppelte Dottern in einer Schale findet *), wenn zwey gleich reife Eyer sich zugleich vom Eyerstock los machen, und beyde zusammen den Eyergang durchlaufen. Sie bilden alsdann gemeinschaftlich ihr Weisses, ohne sich zu trennen, und bleiben in einerley Hülle zusammen vereinigt.

Wenn, durch einen leicht zu begreifenden Zufall, ein vom Eyerstock vor kurzem abgegangenes Ey, in seinem Wachsthum Hinderniße findet, und wenn es schon völlig ausgebildet ist, in den Wirkungskreis eines andern Eyes geräth, dessen Anwachs ohne Hinderniß geschehen kann; so wird es von dem letztern mit fortgenommen, und es entstehet in diesem Fall, ein Ey in einem andern Ey. **)

Eben

---

*) S. Hanovs Seltenh. der Nat. 1. 312.

**) S. Collect. academiqu. Partie Françoise Tom. I. p. 388. & Tom. II. p. 327. & Partie étrangere Tom. IV. p. 327. A. D. V.

Ders

Dergleichen Ova in Ovo sind schon öfter bemerket worden. Ein Mann, den sich Herr Remond von Vormale, durch Heilung einer beträchtlichen Wunde, sehr verpflichtet hatte, besaß eine ungewöhnlich fruchtbare Henne, welche in einem Tage, ausser 2 ordentlichen, auch noch ein grosses Ey gelegt hatte, das er mit für ihn zurück legte. Als er eines davon weich sieden lassen und verzehren wollte, fand er, beym Eintunken des Brodes, einen harten Widerstand. Er leerte hierauf noch einen Theil des Eyes aus, und fand, als er endlich die Schale gänzlich zerbrach, in derselben ein zweytes, etwas grösser als das Ey einer Taube, mit einer eben so harten Schale, als das erste umgeben, worinn es verborgen gelegen hatte. Das kleinere bestand ebenfalls aus dem Weissen, Gelben oder Dotter und einem Hahnentritt. S. Berl. Samml. III. B. p. 259.

Ein ähnlicher Vorfall wird auch in Hanovs Seltenh. d. Nat. 1. B. p. 265 ꝛc. von dem Ey einer Gans erzählt, welches an Grösse fast einem Straussey beykam, und in welchem ein anderes vollkommenes Ey gefunden worden. Die Muthmassungen des Herrn

Ver=

Eben so leicht wird man begreifen, wie man in einem Ey bisweilen eine Nadel, oder irgend einen andern Körper, der bis in den Eyergang dringen können, antreffe *).

Es

Verfassers über die Entstehung solcher Eyer verdienen L. cit. nachgelesen, besonders aber die muthmaßlichen Folgerungen geprüft zu werden, welche in den Berl. Samml. L. c. daraus gezogen worden. Cf. was von dergleichen Eyern in des Herrn von Linne Schonischen Reise p. 229. und in den Abhandl. der Schwed. Akad. der Wissensch. XIII. Th. p. 78. und in den neuen Anmerk. II. B. S. 449. & III. B. p. 562. und in Mortons Abh. de generatione animalium erzählet wird. M ***.

*) S. Collect. Acad. Part. Franc. T. 1. p. 338. und neue Anmerk. über alle Theile der Naturl. II. B. p. 449. „Man hat, so heißt es daselbst, auch eine Stecknadel in einem Eye verschlossen gefunden, ohne daß man sehen können, wie sie dahin gekommen sey. Diese Stecknadel war mit einer weißlichen Rinde überdeckt, und ein Drittheil einer Li-

nie

nie dick, schwarz und etwas geröstet, an Gestalt beynahe den Schenkelknochen eines Frosches ähnlich.

Es giebt noch viele Beyspiele von ausserordentlichen Eyern, die zum Theil ins Unwahrscheinliche fallen, und aus diesem Grunde hier nur kurz angezeigt werden sollen. Im Jour. des Sçav. z. B. vom 20. Jan. des 1681ten Jahres redet man von Eyern, die zur Zeit eines sichtbaren Schwanzsterns, und einer Sonnenfinsterniß geleget worden, deren Schale dann viel zerstreute Sterne, auch die letztern eine erhabne, vollkommen wohlgezeichnete Sonne auf der obern Fläche dargestellet. Cf. Collect. Acad. Part. étrang. T. IV. p. 160.

Noch eine heftigere Wirkung der Einbildungskraft bey den Hünern würde man aus der Nachricht von einem Eye schliessen müssen, das an statt seiner Dotter die Gestalt eines kleinen Menschenkopfes, in Gröſſe einer kleinen Wallnuß, enthalten, und sowohl vom Erzbischof, als vom Hrn. Vizelegat in Avignon mit Verwunderung betrachtet worden. S. Ebend. vom 28ten July, und 8. Sept. 1681.

Es giebt Hüner, die Eyer ohne Schale, oder Windeyer *) legen, weil es ihnen entweder an der Materie fehlet, woraus die Schale gebildet

---

1681. Etwas natürlicher wäre die Entdeckung eines mitten in der Dotter eines gesottenen Eyes gefundenen kleinen kieselartigen Steins, in Gestalt und Grösse eines Kirschkerns, zu erklären, wovon Herr Pantot in eben diesen Journal v. 6. März 1691 Nachricht ertheilet. Ein mehreres hievon lese man in den angeführten LL. Anm. l. c. S. 445 ꝛc. und III. B. p. 563. Herr Hanov redet sogar, in seinen Seltenh. der Nat. 1 B. p. 318. weitläuftig von zween kleinen Igeln, die er in einem frisch gelegten Ey entdecket. M ***.

*) Von den sogenannten Windeyern (Ova Zephyrea, s. subventanea, Spinnen- oder Dracheneyer. Schwenckf. Aviar. p. 270.) lese man im Hanov l. c. p. 318, und neue Anmerk. l. c. p. 450 & *Mem.* de l'Acad. des Scien. de Pari. 1710. p. 558. Man kann hiermit vergleichen, was Hanov l. c. p. 316. von den sogenannten kleinen länglichen Spahreyern und seinen Versuchen damit, erzählet. M ***.

det wird, oder weil sie vor ihrer gänzlichen Reife schon aus dem Eyergang gestoßen wurden. Aus diesen wird niemals ein Küchlein auskommen, und man sagt von diesem Vorfall, daß er sich nur bey allzu fetten Hünern ereigne. Gerade entgegengesetzte Ursachen bringen Eyer mit allzu dicker, oder wohl gar mit einer doppelten Schale hervor. Man hat auch Eyer gesehen, welche den Stiel noch an sich hatten *), womit sie vorher am Eyerstock befestiget gewesen; andere, welche die Gestalt eines halben Mondes angenommen, noch andere, welche die Form einer Birne hatten, und endlich solche, die auf ihrer Schale den Abdruck eines Kometen, einer Sonnen- oder Mondfinsterniß, oder irgend eines andern Gegenstandes zeigten, wodurch ihre Einbildungskraft plötzlich war gerührt worden. Man hat sogar einige leuchtende Eyer gesehen **).

Das gewisseste bey den ersten Erscheinungen oder bey den Veränderungen der Form, und bey Ein-

---

*) Dergleichen Eyer werden beym Hanov l. c. p. 313. geschwänzte Eyer genannt, und weitläuftig beschrieben. Mar.

**) S. Ephm. nat. Cur. Dec. II. An. VI. App. Obs. XXV.

Eindrücken auf der Oberfläche der Eyer, ist wohl ohnstreitig, daß man sie blos den verschiedenen Zusammendrückungen zuschreiben muß, welche sie zu dulden hatten, als ihre Schale noch weich genug war, dem Eindruck nachzugeben, zugleich aber fest genug, ihn auch zu behalten. Von den leuchtenden Eyern möchte es wohl schwer seyn, einen Grund angeben zu können. Ein deutscher Arzt hatte dergleichen unter einer weissen Henne beobachtet, welche, seiner Angabe nach, von einem sehr hitzigen Hahn getreten worden. Es wäre unbillig, die Möglichkeit der Sache gänzlich zu läugnen; weil es aber nur der einzige Fall in seiner Art ist; so erfordert es die Klugheit, die Beobachtung zwar zu wiederholen, aber ohne sie erklären zu wollen.

Die vermeinten Hahneneyer, die keine Dotter haben, und worinn sich, nach dem Aberglauben des Pöbels, eine Schlange befinden soll *),

*) S. *Collect. acad.* Par. Franç. Tom III. & Etrangere T. IV. p. 225. und Mém. de l'Academie des Scien. de Par. 1710. p. 553.

Als ein Bauer, einem Mitgliede von der Gesellschaft in Montpellier, viele Eyer gebracht hatte, von denen er vorgab, sie wären von

sind im Grunde nichts anders, als die erste Frucht einer ganz jungen, oder die letzte von einer alten Henne, die sich durch ihre Fruchtbarkeit selbst erschöpft hatte, oder auch wohl unvollkommene Eyer,

deren

---

einem jungen Hahne gelegt worden, den er allein in seinem Hinterhofe hätte; so öffnete dieser einige davon, und fand, wie ihm der Bauer vorher gesagt hatte, keinen Dotter, sondern ein kleines Fadenwerk, welches die Gestalt einer zusammengedrehten Schlange ziemlich wohl vorstellte. Er ließ sich auch den Hahn bringen; als er ihn aber zergliedert hatte, so hielt er ihn für unvermögend zum Eyerlegen, wegen Mangel der dazu gehörigen Gliedmaßen. Einige Tage darnach war der Bauer nicht wenig bestürzt, als er noch mehrere den vorigen gleiche Eyer fand; und weil er sich von seinem Irrthum erholet hatte, so wollte er versichert seyn, wo sie herkommen? Er sahe daher, daß sie von einem seiner jungen Hüner geleget wurden, und brachte selbiges mit seinen Eyern zu eben dem Mitgliede der Gesellschaft, als dieser nun dasselbe geöffnet hatte, fand er in dessen Leibe so viel Fehler und Krankheiten, daß es nicht zu verwundern war, wenn es unvoll-

deren Dotter im Eyergang der Henne zerplatzet war, entweder durch einen ungefähren Zufall, oder durch einen Fehler der Bildung, die aber doch immer ihre Bänder (Chalazæ) beybehalten haben, welche die Freunde des Wunderbaren hernach für Schlangen ansahen. Wenigstens hat Herr de la Peyronie dieses, durch Zergliederung einer Henne, welche dergleichen Eyer legte, ganz außer Zweifel gesetzt; aber weder Herr de la Peyronie, noch Thomas Bartholin, welche dergleichen Eyerlegende Hähne zergliederten, haben in ihnen jemals weder Eyer oder Eyerstöcke, noch sonst etwas ähnliches entdecket.

Die Hüner legen ohne Unterschied beynahe das ganze Jahr hindurch, außer zur Mausterzeit, die gemeiniglich 6 Wochen oder 4 Monate gegen Ende des Herbstes, oder zu Anfange des Winters dauert. Dieses Maustern ist nichts anders, als das Ausfallen der alten Federn, die, gleich den alten Blättern der Bäume, und gleich den Hirsch-

---

kommene Eyer legte. Die Bildung der Schlange, die man in solchen Eyern siehet, und doch nie eine ist, könnte wohl nichts anders als die Haut seyn, welche die vertrockneten Dotter umgiebt. M ***.

geweihen abfallen, wenn sie durch neue verdrängt werden.

Die Hähne sind, wie die Hennen, diesem Zufall unterworfen. Das Merkwürdigste dabey ist aber, daß die neuen Federn gemeiniglich andere Farben, als die alten hatten, bekommen.

Einer unserer Beobachter machte diese Bemerkung an einer Henne und einem Hahn, und jedermann kann sie an vielen andern Arten von Vögeln machen, besonders aber an den Bengalischen Finken, deren Gefieder sich fast in jeder Mauserung verändert. Ueberhaupt sind bey allen Vögeln die ersten hervorwachsenden Federn ganz anders gefärbt, als diejenigen, welche sie hernach bekommen sollen.

Gewöhnlichermaßen legt eine Henne fast alle Tage, und in Samogetien *), Malucka, und anderwärts **), soll es, wie man sagt, Hüner geben, welche täglich zweymal Eyer legen. Aristoteles redet von gewissen Illyrischen Hünern, welche drey-

*) S. *Rzaczynsky* H. Nat. Pol. p. 432.

**) *Bontekoe* Voy. aux Indes orient. p. 234.

dreymal des Tages legten; und es ist wahrscheinlich, daß es eben die kleinen Adriatischen Häner sind, deren er anderwärts gedenket, und welche sich durch ihre Fruchtbarkeit sehr berühmt gemacht hatten. Einige setzen hinzu, daß man gewisse Mittel habe, die gewöhnlichen Hüner zu einer solchen außerordentlichen Fruchtbarkeit zu bringen *). Die Wärme pflegt hierzu viel beyzutragen. Man kann es dahin bringen, daß die Hüner im Winter Eyer legen, wenn man ihnen einen Stall zum Aufenthalt anweiset, worinn beständig warmer Mist vorräthig ist, worauf sie sich aufhalten können.

Sobald ein Ey gelegt ist, fängt es an auszudünsten, und verliert alle Tage, durch Ausdünstung der flüchtigsten Theile seines Saftes, einige Grane seines Gewichtes. Während solcher Ausdünstung pfleget sichs entweder zu verdicken, zu verhärten, und auszutrocknen, oder einen übeln Geschmack anzunehmen, und endlich in so grosse Verderbniß zu gerathen, daß es unfähig wird, etwas hervorzubringen. Die ganze Kunst also, die Eyer im Zustand ihrer Vollkommenheit zu erhalten,

*) In der Gaz. Salut. 74. n. 36. p. m. 288. wird ein Mittel gelehret, im Sommer und Winter die Hüner legen zu machen. M***.

läuft hauptsächlich darauf hinaus, dieser Ausdünstung gehörig vorzubeugen *). Das geschieht am füglichsten durch irgend eine grobe Materie, womit man die Schale, wenige Augenblicke nachher wenn das Ey geleget worden, überziehet. Durch Hülfe dieser einzigen Vorsicht wird man viele Monate auch wohl Jahre hindurch Eyer in dem Zustand

*) Im Journ. Oeconomique du mois de Mars 1755 wird erzählet, man habe in Italien drey zum Essen sehr taugliche Eyer mitten in einer Mauer entdecket, welche vor 300 Jahren erbauet worden. Dieser Vorfall ist aber desto schwerer zu glauben, je unmöglicher es zu seyn scheinet, daß ein Ueberzug von Mörtel hinreichend seyn kann, ein Ey frisch zu erhalten, da überdies auch die dicksten Mauern in allen Punkten ihrer Dicke der Ausdünstung unterworfen sind. Weil also der Mörtel von innen mit der Zeit ganz austrocknet, so kann er unmöglich die Ausdünstung der in einer solchen Mauer verborgnen Eyer verhindern, und sie folglich auch nicht erhalten. A. D. B.

Man lese was hievon überdies in den Berlin. Samml. 1. B. p. 470. und V. B. p. 190. gesaget worden. M ***.

stand erhalten, daß man sie essen, und ausbrüten lassen, kurz alle Eigenschaften frischer Eyer an ihnen wahrnehmen kann *).

Die Einwohner von Tunquin erhalten die Eyer in einer Art von Teig; der aus durchgesiebter Asche, und einer Salzlacke, bereitet worden. Andere Indianer bedienten sich dazu des Oeles **). Zu Erhaltung der Eyer, die man essen will, läßt sich auch wobl ein Firniß gebrauchen; das Schmalz ist aber in dieser Absicht vorzuziehen, wenn man die Eyer zum Brüten aufzubewahren gedenket, weil es leichter als der Firniß wieder abgehet, und weil man von Eyern, die zum glücklichen Ausbrüten bestimmt werden, allen Ueberzug nothwendig rein abnehmen muß; denn alles was die Ausdünstung verhindert, ist auch dem Fortgang des Ausbrütens entgegen.

Oben haben wir gesagt, daß zur Befruchtung der Eyer die Beyhülfe des Hahnes nothwendig sey. Das ist eine durch lange Erfahrung be-

*) S. Pratique de l'art de faire éclorre les poulets p. 138.

**) S. Suite du *Voyage de Tavernier*. T. V. p. 225 — 226.

stättigte Wahrheit; allein die Umstände dieser in der Thiergeschichte so wesentlichen Handlung, sind noch nicht so bekannt, als sie zu seyn verdienten. Man weis zwar, daß der Hahn eine doppelte Ruthe hat, die aus nichts anderem besteht, als aus den beyden warzigen Körpern, in welche sich die Saamengefäße an der Stelle endigen, wo sie sich in der Gegend des Hintern verlieren. Man weis auch, daß der weibliche Geschlechtstheil über der Auswurfsöffnung, und nicht unter derselben, wie bey vierfüssigen Thieren, angetroffen wird *). Ausserdem ist bekannt, daß der Hahn sich der Henne durch einen schrägen und hurtigen Tritt nähert, auch seine Flügel, wie ein Puter, der mit seinem Schwanze ein Rad schlägt, herabhängen läßt; ferner, daß er seinen Schwanz halb ausbreitet, und seine Handlungen mit einem gewissen Gekullere von Ausdruck, mit einer zitternden Bewegung, und mit allen Zeichen einer dringenden Begierde begleitet; daß er auf die Henne mit Geschwindigkeit losgehet, welche ihn niedergeduckt, mit dem Bauch die Erde berührend, empfängt, zugleich aber die beyden Reihen längerer Federn, woraus ihr Schwanz

be-

*) S. *Redi* degli Animali viventi &c. *Collect. Acad.* Part. Etr. T. IV. p. 520. *Regnier Graaf.* p. 243.

bestehet, ausbreitet, daß der Hahn mit seinem Schnabel in den Kamm oder in die Federn des Kopfwirbels der Henne beisset, entweder um ihr dadurch eine Schmeicheley zu machen, oder um sich im Gleichgewichte zu erhalten, daß er den Hintertheil seines Körpers, wo sich die doppelte Ruthe befindet, nachziehet, und ihn lebhaft auf den Hintertheil des Körpers der Henne, wo die vorherbeschriebene Oeffnung ist, andrücket, daß diese Paarung sich desto hurtiger endiget, je öfter sie wiederholet wird, und daß es scheine, als ob der Hahn durch ein frohes Zusammenschlagen der Flügel, und durch eine Art eines Freudengeschreyes seinen Triumpf feyere. Man weis überdies, daß der Hahn mit Hoden versehen, und seine befruchtende Feuchtigkeit, wie bey andern vierfüssigen Thieren, in den Saamengefäßen enthalten sey. Meine Beobachtungen haben auch gezeigt, daß die Saamenfeuchtigkeit bey den Hennen sich in dem Närbchen jedes Eyes, wie bey den vierfüssigen weiblichen Thieren in den drüsigen Körpern der Hoden, befinde. "Nur das ist noch nicht bekannt, ob die „doppelte Ruthe des Hahnes, oder nur eine von „beyden in die Oeffnung der Hennen eindringe? Ob „überhaupt wirklich die Ruthe des Hahns in das „Geburtsglied einer Henne komme, oder nur stark „angedrückt werde, oder gar dasselbe nur berühre?

„Man

„Man weis auch noch nicht genug, wie eigentlich „ein Ey beschaffen seyn müsse, wenn es befruchtet „werden soll, oder wie weit sich eigentlich hierbey „die Mitwirkung des Hahnes erstrecke? Mit ei„nem Worte: so groß auch die Menge von deshalb „angestellten Beobachtungen und Erfahrungen ist, „so gewiß bleiben uns doch noch einige haupsächlichen Umstände der Befruchtung verborgen.„

Die erste Wirkung, die wir davon kennen, bestehet in der Ausdehnung des Närbchens, und in der Bildung des Küchleins in der Höhlung derselben; denn in diesem Närbchen ist eigentlich der wahre Keim verborgen, und in allen sowohl befruchteten, als unbefruchteten, sogar in den vermeinten Hahneneyern, wovon wir oben geredet haben, enthalten. *) Doch ist er viel kleiner in unbefruchteten Eyern. Malpighi, welcher den

*) Herr de la Peyronie hat in einem solcher Eyer einen runden gelben Fleck, im Durchmesser einer Linie groß, von keiner merklichen Dicke, an der Schalenhaut wahrgenommen. Es ist sehr glaublich, daß dieser Fleck, der eigentlich weiß hätte seyn sollen, hier blos davon eine gelbe Farbe angenommen, weil sich die Eydotter allenthalben ergossen hatte, wie man

den Keim in befruchteten frisch gelegten Eyern, ehe sie noch bebrütet waren, untersucht hatte, fand im Mittelpunkt des Närbchens, eine in einer Feuchtigkeit schwimmende Blase, und mitten in derselben den wohlgebildeten Embryo des Küchleins; in den Närbchen der unbefruchteten Eyer aber, die von der Henne allein, ohne vorhergegangene Gemeinschaft mit dem Hahne, gelegt worden, sonst nichts als eine kleine unförmliche Kugel, die mit Anhängseln, voll eines dicken, aber doch durchsichtigen Saftes, und mit vielen konzentrischen Zirkeln versehen waren *). Von einem wirklichen Thiere konnte man keine Spur entdecken. Die eigentliche vollständige Organisation oder Bildung einer noch ungeformten Materie, ist blos eine augenblickliche Wirkung von der Vermischung der Saamenfeuchtigkeiten beyderley Geschlechter. Wenn in-

---

man bey Eröffnung der Henne sehen konnte Daß er aber an dem innern Schalenhäutchen fest saß, rührte daher, weil nach dem Ergiessen oder Austreten der Dotter, die Haut, welche sie vorher eingeschlossen hatte, an dem Schalenhäutchen war kleben geblieben.

A. D. B.

*) S. *Malpighi* Pullus in ovo.

indessen die Natur nur einen Augenblick nöthig hat, um diesem durchsichtigen Schleim die erste Form zu geben, und ihn in allen Punkten mit Lebensstoff zu durchdringen, so braucht sie doch noch viele Zeit und Beystand, um diesen ersten Entwurf zu seiner Vollkommenheit zu bringen. Den Müttern scheint sie hauptsächlich die Sorge der Entwicklung aufgetragen zu haben, indem sie denselben, die Begierde und das Bedürfniß zu Brüten einflößte *). Bey den meisten Hennen äußert sich diese Begierde

so

*) Obgleich die Natur das Geschäfte des Ausbrütens hauptsächlich den Müttern aufgetragen zu haben scheinet; so fehlt es doch nicht an Beyspielen von Hähnen, besonders Kapaunen, welche sich demselben im nöthigen Falle willig unterziehen. In Härlemanns Reise durch die Schwed. Provin. wird S. 64 von einem Kapaun erzählet, daß er die selbst ausgebrüteten Küchlein weit emsiger hütete, als vielleicht eine Gluckhenne thun würde. In einer Nachricht von Ausbrütung junger Hüner durch Kapaunen (S. Hannov. Mag. 68. p. 1243 ꝛc. ꝛc.) wird unter andern von einem Thüringschen Oekonomen folgende Manier erzählet, in den Kapaunen den Trieb,

wel-

so lebhaft, auch sogar von aussen durch eben so deutliche Merkmale, als die Begierde zur Paarung, auf welche diese, der natürlichen Ordnung gemäß,

er

---

welchen die Natur in sie gelegt, hervorzulocken.

Er machte sie erst mit weniger Mühe so zahm, daß sie sich von ihm mit der Hand greifen ließen, und manche waren ihm so gehorchsam, daß, wenn er sie des Abends auf das Nest mit Eyern in einer finstern Kammer setzte, sie ohne Umstände darauf sitzen blieben. Den ersten Tag legte er ihnen nur wenige Eyer unter; den andern Tag aber, wenn sie darauf sitzen geblieben waren, bekamen sie so viel, als sie ausbrüten sollten. Mit denen, die sich nicht bald und willig dazu bequemen wollten, verfuhr er auf andre Art. Er gab ihnen Erbsen oder andere in Brandwein eingeweichte Früchte zu fressen, und machte sie trunken. In diesem Zustande setzte er sie aufs Nest, und machte keinen Unterschied zwischen der Beköstigung brütender Hüner. Sie blieben sitzen, brüteten, führten hernach ihre Küchlein, lockten sie mit eben dem Laute,

nah=

erfolget, ohne durch die Gegenwart eines Eyes erst erregt werden zu dürfen. Eine Henne, die eben gelegt hat, empfindet ein ausgelassenes Ver-

nahmen sie unter ihre Flügel, und beschützten sie, wie die beste Gluckhenne. In dem folgenden Jahre durfte er diesen Trieb zum Brüten bey einigen mit Brandweine nicht erst erwecken, sondern er fand sich von selbst wieder ein.

Ich habe aber auch, sagt der Verf. einen unkastrirten Hahn gesehen, der die Stelle der Mutter im Ausbrüten und Führen seiner Jungen vertrat. Ich vermuthe, daß er schon etwas bey Jahren und von einem sittsamern Temperament, als andere von seinem Geschlechte, gewesen: denn genaue Erkundigung habe ich nicht darnach eingezogen. Die Natur hat ja eben den Trieb in diese Art von Vögeln zur Vermehrung ihres Geschlechts, und eben die Liebe zu ihren Jungen, und Sorgfalt für ihre Auferziehung geleget, als in andere Arten von Vögeln, bey denen die Väter mit den Müttern das Ausbrüten und die Erziehung gemeinschaftlich verrichten. Fin-

det

Vergnügen, welches alle die andern Hennen, als bloße Zeugen mit ihr theilen, und sämmtlich durch ein

det sich nur bey einigen, aus verschiedenen Ursachen, die Neigung zum Brüten nicht, so muß man sie ihnen auf die bequemste Art beyzubringen suchen.: diejenigen aber, welche Junge ausgebrütet haben, pflegen sich derselben allezeit sehr treulich anzunehmen.

Aldrovandus erzählt im 14ten Buche seiner Ornithologie aus B. Potta, und ich selbst habe mehr als einmal mit Vergnügen und mit Verwunderung es angesehen, daß ein Kapaun junger Küchlein sich eben so, wie sonst die Gluckhenne, annahm. So wie diese, ruft er sie mit Glukfender Stimme zusammen, führt sie zum Futter, erwärmet und beschützet sie. Unermüdet führt er nach einander die Küchlein, die von mehrern Hennen ausgebrütet sind, bis sie heranwachsen, oder ihm weggenommen werden. Um ihn zu diesem Geschäfte zu bringen, rupft man ihm gegen Abend die Federn aus dem Bauche, und reibt die entblößte Stelle mit Nesseln. Eine oder zwo Nächte, nachdem man ihn

mit

ein wiederholtes Freudengeschrey auszudrücken su-
chen *). Dies geschieht, entweder weil die plötz-
liche Nachlassung der Geburtsschmerzen allemal mit
ei-

---

mit den Nesseln wund gemacht hat, setzt man ihm die Küchlein unter, bis er anfängt, ihnen gewogen zu werden. Lindern etwa die Küchlein durch die Berührung mit ihren Köpfen das von den Nesseln erweckte Jucken? oder bewegen sie ihn, der selbst in Noth ist, durch ihr Winseln, daß er ihnen in ihrer Noth beystehe?

Im Hannov. Mag. 1776 wird auch eines Putterhahns gedacht, welcher sich zum Ausbrüten der Eyer sehr willig brauchen lassen S. 767. ꝛc. M **.

*) In der französischen Sprache fehlt es uns fast gänzlich an Wörtern, das unterschiedene Geschrey der Henne, des Hahnes und der Küchlein auszudrücken. Die Lateiner, welche sich über eben diese Armuth in ihrer Sprache beklagten, waren doch viel reicher als die Franzosen, und hatten zu allen diesen verschiedenen Lauten ihre besonderen und eigen-
thüm-

einer lebhaften Freude verknüpft ist, oder weil diese Mutter von dem Augenblick an, alle die Vergnügungen vorher siehet; welche dieses erste Vergnügen ihr zu versprechen scheinet. Dem sey wie ihm wolle, so wird eine Henne, wenn sie 25 bis 30 Eyer gelegt hat, sich ohne Bedenken anschicken, sie alle auszubrüten. Nimmt man ihr dieselben, eines nach dem andern weg, so wird sie vielleicht zwey bis dreymal so viel legen, und sich durch ihre Fruchtbarkeit selbst erschöpfen. Endlich wird aber doch eine Zeit kommen, wo sie, durch die Stärke des natürlichen Triebes gereizt, in einem besondern Glucken, auch durch entscheidende Bewegungen und Stellungen, ihr dringendes Verlangen zu brüten äußert. Hat sie dann keine von ihren Eyern, so wird sie die Eyer eines Vögels von einer ganz andern Gattung, sogar von Stein oder Krei-

thümlichen Ausdrücke. S. *Gesn.* de avibus p. 431. Gallus cucurrit (krähet), pulli pipiunt, (pipen) Gallina canturit, gracillat, pipat, singultit; *glociunt* eæ, quæ volunt incubare. Daher entsteht im Französischen *glousser*, das einzige Wort in dieser Art, welches das Glucken der zum Brüten sich anschickenden Hennen ausdrücket. A. D. V.

de gebildete Eyer bebrüten, ja sie wird auf ihrem Neste sitzen bleiben, wenn man auch alles unter ihr wegnimmt, und wird sich durch Unruhe und vergebliche Bewegungen selbst verzehren *).

Wenn ihre Nachsuchungen glücklich ablaufen, und sie an einem entlegenen und bequemen Orte wirkliche oder nachgemachte Eyer findet, setzt sie sich augenblicklich über dieselben, bedecket sie mit ihren Flügeln, theilet ihnen ihre eigene Wärme mit, und wendet sanft eines nach dem andern um, als wenn sie sich eines jeden besonders erfreuen, und jedem einen egalen Grad von Wärme mittheilen wollte. Dieser Beschäftigung überläßt sie sich mit einem so ausserordentlichen Eifer, daß sie darüber Fressen und Saufen vergißt. Man sollte glauben, sie begreife die ganze Wichtigkeit ihres gegenwärtigen Geschäftes. Keine Sorgfalt wird unterlassen, keine Vorsicht vergessen, um die Entstehung dieser kleinen aufkeimenden Wesen zur Wirklichkeit zu bringen, und alle Gefahren, welche sie um=

*) Diese hitzige Begierde zu brüten erstickt man am sichersten, wenn man den Bürzel der Hennen oft in kaltes Wasser tauchet.

A. D. V.

umgeben, von ihnen abzuhalten *). Die Stellung einer brütenden Henne, so abgeschmackt sie uns vorkommen mag, ist unserer Bemerkung dennoch vorzüglich würdig, und vielleicht nicht sowohl eine verdrüßliche Stellung, als vielmehr der Zustand eines beständigen Genusses, und eines desto angenehmern, je mehr er sich auf eine Menge von Gegenständen verbreitet. So viel Reize scheint die Natur in alles, was auf die Vervielfältigung der Wesen sich beziehet, gelegt zu haben!

Die Wirkung des Brütens bestehet in der Entwickelung des Embryo, der, wie bereits erinnert worden, schon vollkommen gebildet in dem Närbchen des befruchteten Eyes lieget. Nun wollen wir die Ordnung, in welcher die Entwicklung geschieht oder sich dem Beobachter zeiget, betrachten. Da ich aber die Hauptsachen, die sich

*) Fast alles, auch sogar ein starkes Geräusch ist ihnen beym Brüten schädlich. Man hat an einer ganzen Brut von Küchelchen, die man in einer Schlosserwerkstatt ausbrüten ließ, gesehen, daß alle davon einen beständigen Schwindel bekommen. S. Collect. academ. Part. étrang. Tom. III. p. 25.

A. D. V.

auf die Entwicklung des Küchleins im Ey beziehen, schon sehr ausführlich angezeiget und abgehandelt habe *), so will ich es dabey bewenden lassen, hier nur die wesentlichsten Umstände zu wiederholen.

Wenn ein Ey nur erst 5 oder 6 Stunden bebrütet worden; so erblickt man schon deutlich den Kopf des Küchleins an der Rückensäule, wie er in der Feuchtigkeit, womit in der Mitte des Närbchens die Blase angefüllet ist, herum schwimmet. Am Schluße des ersten Tages findet man den zunehmenden Kopf schon etwas gewölbet.

Am zweeten Tage erscheinen die ersten Spuren der Wirbelbeine in Form kleiner Kügelchen zu beyden Seiten des Rückgrads, imgleichen der Anfang der Flügel und Nabelgefäße, die sich durch ihre dunkle Farbe kennbar machen. Hierauf entwickeln sich Hals und Brust, unter beständiger Zunahme des Kopfes; an welchem nun schon die ersten Ansätze der Augen, imgleichen drey Bläschen

---

*) S. Allgem. Gesch. d. Nat. Berlin. gr. 8. III. B. S. 258. ꝛc. IV. B. S. 110. 226. u. 254. ꝛc.

chen sichtbar werden, die eben so, wie die Rückensäule, von durchsichtigen Häuten umgeben sind. Jetzo zeigen sich am jungen Küchlein schon deutliche Spuren des Lebens, weil das Herz schon zu schlagen, das Blut aber umzulaufen anfängt.

Am dritten Tage erscheint alles grösser, folglich auch deutlicher. Allein am allermerkwürdigsten und sonderbarsten ist hierbey der Anblick des Herzens, das ausserhalb der Brust hänget, und immer dreymal hinter einander schlägt, einmal, wann es durch den Herzbeutel das Blut aus den Adern, das anderemal, wann es das Blut aus den Arterien empfängt, das drittemal, wann es dasselbige in die Nabelgefäße treibet. Diese Bewegung dauret noch ganzer 24 Stunden, wann der Embryo sich bereits von dem Weißen seines Eyes losgemacht hat. Man bemerkt auch Blut und Schlagadern an den Bläschen des Gehirns; die erste Anlage des Rückenmarks beginnet sich nun längst den Wirbelbeinen auszubreiten; kurz: man siehet nun den ganzen Körper des Fötus gleichsam in einem Theil der ihn umgebenden Feuchtigkeit eingeschlossen, die nun mehr Dichtigkeit hat, als der übrige Theil derselben.

Die Augen sind schon am vierten Tage ziemlich vollkommen. Man erkennet an denselben deutlich den Augapfel, die krystallne und gläserne Feuchtigkeit. Auch ausserdem im Kopfe noch fünf, mit Feuchtigkeiten angefüllte Bläschen, die an den folgenden Tagen sich immer mehr einander nähern, und endlich das, mit allen seinen Häuten umgebene Gehirn ausmachen. Die Flügel wachsen, die Schenkel kommen zum Vorschein, und man siehet, wie sich am ganzen Körper das Fleisch ansetzet.

Am fünften Tage wird man gewahr, daß ausser den angeführten Veränderungen der ganze Körper sich mit einem schmierigen Fleische bedecket, das Herz aber in der Brust schon durch eine sehr zarte Haut fest gehalten wird, welche sich über den ganzen Umfang der Brust ausbreitet; und nun sieht man die Nabelgefäße aus dem Unterleibe herauswachsen *).

Am

---

*) Die Gefäße, welche sich in der Eydotter verbreiten, und sich folglich ausser dem Leibe des Küchleins befinden, pflegen sich nach Stenons Bemerkung allmählig in den Unterleib hineinzuziehen. S. *Collection Academique*. Part. étrang. Tom. V. p. 572.

Am sechsten Tage hat sich das Rückenmark bereits in zween Theile getrennet, und fährt fort, längst dem Rumpf des Körpers sich auszudehnen. Die vorhero weiße Leber hat alsdann schon eine dunklere Farbe angenommen, das Herz bewegt sich mit seinen beyden Kammern, der Körper des Küchleins ist nun mit seiner Haut bedecket, auf welcher bereits die Federn hervorzuschießen anfangen.

Am siebenten Tage kann man den Schnabel schon sehr leicht erkennen, das Gehirn, die Flügel, die Schenkel und Füße haben dann bereits ihre vollkommene Figur erhalten. Die beyden Herzkammern sehen gleichsam zweynen an einander stossenden Bläschen ähnlich, die mit ihren obern Theil an die Herzbeutel gränzen. Jetzo bemerkt man zwo auf einander folgende Bewegungen sowohl in den Kammern, als Beuteln des Herzens, die gleichsam zwey von einander abgesonderte Herzen vorstellen.

Die Lungen kommen erst am neunten Tage zum Vorscheln, und haben dann eine weißliche Farbe. Am zehnten Tage erhalten die Muskeln der Flügel ihre Vollkommenheit, die Federn kommen weiter hervor, und erst am eilften Tage sieht man, wie die Pulsadern, die vorher vom Herzen ent-

fernt waren, sich an demselben anschliessen, und wie dieses nun völlig ausgebildete Werkzeug sich in zwo Kammern theilet.

Die folgenden Veränderungen bestehen blos in einer mehrern Entwicklung der sämmtlichen Theile, welche so lange fortdauert, bis das Küchlein, wenn es vorhero gepipet hat, sich durch seine Schale picket. *) Gemeiniglich pflegt dieses am 21 Tage, bisweilen am 18ten, ein andermal auch wohl am 27ten Tage zu geschehen.

Die ganze Folge dieser Erscheinungen, welche für einen Beobachter das wichtigste Schauspiel darbietet, ist blos die Wirkung einer auf den Eyern sitzenden Henne. Die geschäftige Aufmerksamkeit der Menschen hat gefunden, daß es für sie nicht entehrend wäre, gleiche Wirkungen durch Kunst hervorzubringen. Anfänglich haben blos Aegiptische Landleute, nachher aber auch verschiedene Naturforscher unserer Zeit, mit eben so glücklichem Erfolg, als die beste Brüthenne, die Eyer ausgebrütet, und zwar auf einmal in sehr grosser Menge. Das ganze Geheim-

niß

*) S. allgem. Gesch. d. Nat. gr. 8. IV. B. p. 226. ꝛc.

niß besteht darinn, diese Eyer in einem Grad von Wärme zu erhalten, welcher der natürlichen Wärme brütender Hennen gleichet, und sie vor aller Feuchtigkeit, vor allen schädlichen Ausdünstungen, besonders glühender Kohlen und fauler Eyer zu bewahren. Wenn man diese beyden Bedingungen genau beobachtet, und sich noch überdies der Vorsicht bedient, die Eyer oft umzuwenden, und in dem Ofen, oder in dem warmen Zimmer, die Körbchen, worinn sie liegen, oft fortzurücken, damit nicht allein jedes Ey, sondern auch jeder Theil desselben, einen gleichen Grad nöthiger Wärme bekommen, so wird man allemal mit bestem Erfolge viel tausend Eyer auf einmal ausbrüten können.

Zu dieser Absicht ist jede Art von Wärme gleichgültig. Der Wärme der Henne gebührt hierinn kein Vorzug vor der Wärme jedes andern Thieres, ja sogar der Mensch nicht ausgenommen. *)

Auch

*) Man weis von der Livia, daß diese in einer Schwangerschaft sich einfallen ließ, in ihrem Busen ein Ey auszubrüten, weil sie von dem Geschlechte des durch sie ausgebrüteten Küchleins einen Schluß auf das Geschlecht ihres bey sich habenden Fötus machen zu können glaub-

Auch die Hitze der Sonne oder der Erde, die Wärme eines Lohhaufens oder des Mistes kann gleiche Wirkung hervorbringen. Das Hauptwerk ist eigentlich, die Wärme in seiner Gewalt zu haben, oder selbige beständig nach Gutbefinden vermehren oder vermindern zu können. Vermittelst guter Wärmemesser aber, die man im innern des Ofens, oder der Badstube geschickt anbringet, wird es allezeit möglich seyn, den Grad von Wärme, der sich in diesen Gegenden findet, genau zu wissen, durch Verstopfung der Oefnungen und Verschliessung aller Züge, diesen Grad beständig zu erhalten, ihn mit heißer Asche wenn es ein Ofen ist, oder Durch Anlegung mehrern Holzes, wenn es in einer Stube mit einem Ofen geschieht, oder auch durch andere Arten von Erwärmung, wenn man die Brütung im Mist- oder Lohhaufen vorzunehmen gedenket, ge-

hö-

---

glaubte. Das Küchlein war ein Hähnchen, und ihr Kind ein Söhnchen. Die Wahrsager bedienten sich dieses Vorfalls zu ihrem Vortheil, um die Unglaubigsten von der Zuverläßigkeit ihrer Kunst überzeugen zu können. Das gewisseste hiebey ist ohnstreitig, daß die menschliche Wärme hinreichet, um dadurch Eyer auszubrüten. A. D. V.

hörig zu verstärken, und endlich, ihn im Nothfall dadurch zu mindern, daß man durch die Züge frische Luft eindringen oder den Ofen durch einen oder mehr kalte Körper ein wenig abkühlen läßt.

So viel Aufmerksamkeit und Vorsicht man übrigens anwenden mag, einen Brütofen in gleicher Wärme zu erhalten; so ist es doch nicht möglich, ihm beständig den 32sten Grad, als die eigentliche Wärme der Hennen zu geben. Zum Glück lassen sich von dem Grade der nöthigen Wärme noch viel Eintheilungen machen, und man hat, ohne Nachtheil der Brütung, in der dabey angebrachten Wärme schon vom 38sten bis zum 24sten Grad abgewechselt. Indessen ist noch dabey anzumerken, daß hier mehr Schaden zu fürchten ist, wenn man zuviel, als wenn man zu wenig Wärme zuläßt, und man hier durch den 8 oder sogar durch den 36sten Grad in wenig Stunden mehr als durch den 24sten in etlichen Tagen, verderben würde. Daß mit einem so mäßigen Grad von Wärme noch eine grössere Verminderung, ohne Nachtheil der Eyer, vorgenommen werden könne, beweiset folgende Begebenheit. Es war auf einer Wiese, die man eben abmähete, von ohngefähr ein Rebhünernest gefunden worden. Man hatte, in Ermanglung einer Henne, welche sie ausbrüten

konn-

konnte, die Eyer 36 Stunden lang im Schatten aufbewahret, und ihre darinn verschlossenen Jungen waren dennoch in Zeit von 3 Tagen insgesammt, bis auf die beyden ausgekrochen, die man geöffnet hatte, um zu sehen, ob sie junge Rebhüner enthielten. In der That waren sie schon zu einer merklichen Vollkommenheit gediehen, und es mag ohnstreitig im Anfange der Brütung ein stärkerer Grund von Wärme, als gegen das Ende derselben erfordert werden, wo die Wärme des jungen Vogels fast allein zu seiner Entwicklung hinlänglich zu seyn scheinet.

In sofern die Feuchtigkeit sehr dem glücklichen Fortgang der Brütung im Wege steht, muß man aus zuverläßigen Merkmalen wissen können, ob sie wirklich in den Ofen eingedrungen, um in diesem Fall sie zu zerstreuen, zugleich aber das Eindringen neuer Feuchtigkeiten zu verhindern. Der einfachste und schicklichste Dunstmesser (Hygrometre), die Feuchtigkeiten der Luft in solchen Oefen zu beurtheilen, ist ein kaltes Ey, welches man hinein legt, und eine Weile darin liegen läßt, wann in selbigem der gehörige Grad von Wärme wieder hergestellet ist. Wenn höchstens in Zeit einer halben Viertelstunde sich das Ey mit einem leichten Dunst überziehet, etwa wie der, welcher

von

von einem Hauche sich am Spiegeglase ansetzt, oder welchen der Sommer auf der äußern Fläche eines Glases hervorbringt, in welches man eiskalte Flüssigkeiten giesset; so ist ein Beweis, daß die Ofenluft allzu feucht, und zwar in einem desto höhern Grade ist, je länger es dauert, ehe dieser wolkige Dunst sich zerstreuet. Dies ereignet sich vornämlich bey Geberlohe- oder Misthaufen, die man in einem verschloßnen Ort hat anzubringen gesucht. Wider diese Beschwerlichkeit ist kein besseres Mittel, als die Luft an solchen verschlossnen Oertern dadurch zu erneuern, daß man, vermittelst einander entgegenstehender Fenster, oder in Ermanglung derselben durch einen verhältnißmäßigen, stark bewegten Ventilator, genugsame Luft anbringet. Bisweilen kann blos die Ausdünstung einer so grossen Menge von Eyern im Ofen selbst allzuviel Feuchtigkeit verursachen. Wenn man dieses merket, so muß man alle zween oder drey Tage die Eyerkörbe auf einige Augenblicke aus dem Ofen herausnehmen, und blos mit einem nach allen Seiten bewegten Hut ein wenig fächeln.

Es ist aber nicht genug, alle von den Ofen sich anhäufenden Feuchtigkeiten zu vertreiben, sondern man muß auch nach Möglichkeit allen Zugang der Luft von aussen dadurch verwehren, daß man

die äußern Wände derselben mit geschlagenem Bley, oder einem guten Mörtel, mit Gyps oder gutem Theer wohl verwahret, oder wenigstens oft mit Oel überstreichet, und jeden Ueberstrich wohl trocknen läßt, auch die innern Wände der Oefen mit Blasen oder starkem Löschpapier gut verklebet.

Diese leichten Handgriffe sind alles, worauf sich das Geschäfte der künstlichen Ausbrütung gründet. Nach ihnen muß man im Bau und in den Ausmessungen der Oefen oder Schwizstuben, in der Anzahl, Form und Stellung oder Eintheilung der Körbe, und in allen den kleinen Handgriffen sich richten, welche die Umstände jedes Augenblicks uns vorschreiben, die man uns in einem unerschöpflichen Strom von Worten begreiflich zu machen gesucht *) und welche hier, ohne vom Wesentlichen etwas auszulassen, in wenig Zeilen vorgetragen werden sollen.

Der einfachste Ofen ist eine Tonne, die man inwendig mit geleimtem Papier verklebet, und oben mit einem eingefugten Deckel verwahret. Mitten in diesem Deckel wird eine grosse Oeffnung ge-

*) S. l'Art de faire eclorre les Poulets, par M. de *Reaumur*. 2 Vol. in 12.

gebracht, und, wie die vielen kleinern Oeffnungen, welche sich um die grosse befinden, mit einem Schieber verschlossen. Die erste dient eigentlich dazu, daß man zuweilen in den Ofen hinein sehen kann, die andern kleinen sind als eben so viel Zugröhren zu betrachten, die Grade der Wärme nach den Umständen zu verändern. Diese Tonne setzet man, über 3/4 ihrer Höhe tief, in einen warmen Misthaufen. In den Ofen selbst bringt man, in gehörigen Entfernungen von einander, 2 oder 3 durchsichtige Körbe, einen über dem andern an, in jeden aber zwo Lagen Eyer, doch so, daß die obere Schicht einzelner und nicht so dichte beysammen, als die Eyer der untersten liege, um diese zugleich beobachten zu können. In der Mitte jedes Korbes läßt man gern eine Oeffnung, die hernach, weil sie alle in der Axe der Tonne gerade auf einander treffen, einen tiefen Kanal bilden, in welchen man einen gut abgetheilten Wärmmesser setzen, auch noch mehrere derselben an unterschiedenen Stellen des Umfanges anbringen kann. Unterhält man aber, durch Hülfe derselben, allenthalben den gehörigen Grad von Wärme, so ist man sicher, junge Küchelchen zu bekommen.

Wenn man mit der Wärme sparsam wirthschaften, und auch diejenige, die sonst verloren

gehet, nützen will; so kann man sich zur künstlichen Brütung auch der Oefen der Kuchen- oder Brodbecker, der Schmiede, oder Glashütten, sogar der Stubenöfen und Kaminplatten bedienen. Es muß uns dabey nur immer im frischen Andenken schweben, daß bey der künstlichen Brütung das Hauptwerk auf eine gehörige Vertheilung der Wärme, und klügliche Abhaltung aller Feuchtigkeit, ankömmt *).

Sind

*) Von der Aegiptischen und Chinesischen Art, Eyer künstlich auszubrüten, lieset man in Herrn de la Porte Reisen II. Th. p. 165. in den Abhandl. der Schwed. Akad. der Wissensch. 30 Th. p. 202, und in den Mannigfalt. II. B. p. 767 ꝛc. folgende Nachrichten.

„In keinem Ort in der Welt hat man so viel junge Hüner, als in Groß-Kairo. Weil daselbst die Eyer ohne Henne ausgebrütet werden; so sieht man oft 7 bis 8000 junge Hüner auf einmal auskriechen. Man bedienet sich dazu der Backöfen, die auf einen bestimmten Grad geheizt werden. In diese Oefen werden strohene Matten gelegt, und

auf

auf diese so viel Eyer, als man junge Hüner haben will. Mehr als 2 Reihen dürfen niemals über einander liegen, zuweilen auch am wärmesten Orte 3 Reihen. Den 20sten, oder aufs späteste den 22sten Tag, sind die Hüner ausgekrochen. Den ersten Tag fressen sie nicht, aber den andern fangen sie an, Nahrung zu genieſſen. Bey dem Fleiße, den man auf ihre Besorgung verwendet, pflegen sie fast alle fortzukommen.

Da diese Aegiptische Methode mit der Chinesischen so viel Aehnlichkeit hat, so finden wir nicht undienlich, beyde Arten mit einander zu verbinden.

In einem zugfreyen Hause, das einen Boden von Erde hat, stecken die Chineser Pflöcke, die 3/4 Ellen lang sind in einen Kreis, der eine Elle im Durchschnitte hat, und so nahe an einander, daß sie mit Bambussprossen, Zweigen oder Stroh bequem können zusammen geflochten werden. Alsdann bestreicht man sie von aussen und innen mit starkem und wohl durcharbeiteten Thone, so daß diese runde Thonwand ein Paar Zolle dick wird. Eine gelinde Kohlenwärme muß den Thon trocknen. Man füllet alle Risse mit Thon aus, und trocknet ihn zulezt noch einmal.

Vier Stücke feste Bretter 6 1/2 viertel Ellen lang, eine Elle breit, werden auf ihre Ränder gegen kleine Stützen gestellt, welche in die Ecken eingeschlagen werden. Diese umgeben den Ofen ins Viereck, und in jeder Ecke macht man eine kleine Feuerstätte drey Zoll tief, und 1/4 Elle im Durchmesser. Diese Feuerstätten müssen dem Ofen nicht näher kommen, als eine gute 1/4 Elle, damit die zu starke Wärme nicht schade. Zween von Bambus geflochtenen Körbe, wie Siebe gestaltet, mit Rändern die 1/4 Elle hoch sind, und so weit, daß sie umgestürzt für Deckel auf dem Ofen dienen: zween 3/4 Ellen hohe und eben so breite Körbe mit Handgriffen, die gleich in den Ofen passen, und ein dickes Papier oder ein dünner Filz, so groß, daß er das ganze Viereck bedecket, daß ist alles, was man hierzu nöthig hat; außer noch einigen Kohlen und Reißspreu. Weitzenspreu wird eben so gut seyn. Man streuet im Ofen ein paar Finger dicke Spreu; darein setzet man einen der tiefern Körbe, mit ein paar Zoll hoch Spreu auf dem Boden, der mit einem Stück groben Tuchs bedecket wird. Den flachen Deckel oder Korb legt man über den Ofen, und in jede Feuerstätte thut man

eine

eine Handvoll Spreu, darinn allerhand Feuerfangendes Wesen ist, wie von verbranntem Reise. Das wird mit Spreu bedeckt. Das ganze Viereck überzieht man mit dem Filze, und durchwärmt es so einen halben Tag hindurch. Die Feuerung bleibt die ganze Zeit der Ausbrütung über gleich, ohne Vermehrung oder Verminderung. Dieserwegen haben sie an eben dem Orte einen Heerd mit glühenden Kohlen, oder andern Feuermaterien versehen, von welchen sie alle 6 Stunden, mit einem Maaße, so viel als ein paar Hände voll, die Feuerstätten versehen die jedesmal mit Spreu bedecket werden, welche die Kohlen hindert, allzu schnell zu verbrennen, und ungleiche Wärme zu verursachen. Der solchergestalt erwärmte Ofen wird geöffnet, der Korb mit frischen Enteneyern gefüllt, und mit Tuchlappen bedeckt; die Feuerstätte mit ihrem Brennzeuge versehen, dieses aber mit Spreu und der ganze Ofen mit dem Filze bedecket. Nach 6 Stunden wird wiederum das ganze Viereck mit dem Ofen geöffnet, und die Eyer werden aus dem einen tiefen Korbe in den andern leeren, aber erwärmten, geleget. Durch diese Umwechslung werden die Eyer so gewendet, daß die niedrigsten oben kommen.

Nach angelegter neuen Feuerung wird alles wieder, wie vorhin gedecket. Mit dieser Umwechslung und mit der Feuerung fährt man jede 6 Stunde bis zum 9ten Tage fort. Bey Oeffnung des Ofens wird kein Zug zugelassen, man behandelt auch die Eyer nicht mit ungewärmten Händen. Nach 9 Tagen wird der andere flache Korb genommen, dessen Gesellschafter der Ofendeckel war. Man legt die Eyer auf wollenes Tuch, welches auf seinem Boden ausgebreitet ist; man stellt den Korb auf unter gestreute Spreu in ein anderes von Brettern aufgerichtetes Viereck, das um die Hälfte niedriger, als voriges ist. Vier steinerne Schalen, eine in jeder Ecke, braucht man zu Feuerstätten, mit einem Drittheil weniger Brennzeuge darinn, oben und unten mit Spreu umgeben. Der Korb wird mit Stückchen groben Tuchs bedeckt, die auf kreuzweis liegenden Stäben ruhen, und das ganze Viereck im warmen Wetter mit einem Tuche, und im kalten, mit Filz bedeckt. Die Abwechslung mit den Eyern in den Körben, und die Feuerung setzt man 7 Tage fort. Wenn die Wärme zu stark wird, verrückt man die Feuerschalen näher an die Ecken des Vierecks, oder näher an den Korb, wenn

die

Sind nun dergleichen Oefen groß, stark angefüllt und wohl abgewartet worden, so können durch sie auf einmal viel tausend Küchelchen ausgebrütet werden, und dieser Ueberfluß von ausgebrüteten Küchlein würde schon an sich, besonders in einem Himmelsstrich, wie der unsrige, sehr zur Last fallen, wenn man kein Mittel wüßte, die Hennen bey Anführung der Küchlein eben so gut, als beym Ausbrüten derselben, entbehren zu können. Diese Mittel aber beziehen sich hauptsächlich auf eine mehr oder weniger vollkommene Nachahmung des Betragens der Henne, wenn ihre Küchlein ausgekrochen sind.

---

die Wärme zu schwach ist. Nun hört man mit der Feuerung auf, und breitet die Eyer auf ein Brett aus, dessen Ränder erhoben sind. Wenn sie wärmer befunden werden als in der letzten Feuerung, welches man an dem Augenliede empfindet, werden sie mit einem Tuche bedeckt; sind sie aber kühler, mit Filz, der nicht zu dicht, und zu schwer seyn muß. Sie werden des Tages viermal gewendet, und nach 12 Tagen kommen die Küchlein heraus. Man bedienet sich dieses Verfahrens in China zu allen Jahrszeiten.

Cf. *Geoffr.* mat. med. VII. p. 489 — 498.

Man sieht wohl ein, daß diese Mutter, welche so viel anhaltenden Eifer im Brüten bewiesen, und so angelegentlich die noch unsichtbare Brut besorget, alsdann gewiß in ihrer Sorgfalt nicht ermatten werde, wenn sie die ausgekrochenen Küchlein erst lebend vor sich siehet. Ihre mütterliche Zärtlichkeit, durch den Anblick dieser Jungen, von ihr selbst zum Leben gebrachten Geschöpfe gestärket, wächst von Tag zu Tag durch die neue Fürsorge, welche ihr natürliches Unvermögen erfordert. Beständig mit ihnen beschäftigt, sucht sie blos Nahrung, um sie diesen Unmündigen anbieten zu können. Findet sie nichts auf der Oberfläche, so scharrt sie die Erde mit ihren Klauen auf, um die Nahrungsmittel, welche sie in ihrem Schooße verbirgt, ihr zu entwenden; sie selbst hungert willig, um ihre Küchlein zu sättigen. Sobald sie sich zerstreuen, lockt sie dieselben sorgfältig zusammen, nimmt sie unter ihre Flügel, um sie wider alle Beschwerden der Witterung zu schützen, und gleichsam noch einmal zu brüten. Dieser zärtlichen Sorgfalt überläßt sie sich mit einem so lebhaften Eifer, daß ihr Ansehen merklich dadurch verlieret, und man sehr leicht im Stande ist, eine Glucke, die junge Küchlein führet, von allen andern Hünern, theils an ihren sträubichten Federn und hängenden Flügeln, theils an dem heißern Ton der Stimme, an den

mancherley Bedeutungsvollen Beugungen derselben, an der sichtbaren Unruhe, und an ihrer Neigung zur Einsamkeit, zu erkennen.

Eine Glucke vergißt sich nicht allein selbst, um ihre Jungen zu erhalten, sondern sie trotzet auch den größten Gefahren, um sie zu vertheidigen. Läßt sich in der Luft ein Sperber sehen; so bezeigt sich eine solche, sonst so schwache, so schüchterne Mutter, welche zuverläßig in jedem andern Fall ihr Heil in der Flucht gesucht haben würde, aus Zärtlichkeit ganz unerschrocken. Sie stellt sich den furchtbaren Klauen oder Krallen des gefiederten Räubers trotzig entgegen, und hintergehet ihn, durch ihr wiederholtes Geschrey, durch ihr Flügelschlagen und ihre Frechheit, oft so sehr, daß er, durch einen so unerwarteten Widerstand abgeschreckt, sich entfernt, einen minder beschwerlichen Raub aufzusuchen. Sie scheint mit allen Eigenschaften eines guten Herzens ausgerüstet zu seyn; doch gereicht es dem Uebermaße ihres Instinktes nicht sonderlich zur Ehre, daß, wenn man ihr von ohngefähr die Eyer von Enten, oder irgend einem andern Wasservogel zum Ausbrüten unterleget, ihre Zärtlichkeit für diese Fremdlinge nicht geringer ist, als dieselbe gegen Küchlein ihrer eigenen Art seyn würde. Sie merket nicht, daß in diesem Fal-

le sie blos Amme oder Wärterinn, und nichts weniger als Mutter ist. Wenn dergleichen fremde Brut ausgehet, sich auf Antrieb ihrer Natur zu belustigen, oder in einen benachbarten Fluß zu springen; so läßt sich kein sonderbareres Schauspiel gedenken, als das Erstaunen, die Unruhe und Angst einer solchen Amme, die noch immer Mutter zu seyn glaubet, und sich von dem Verlangen, ihnen mitten in das Wasser zu folgen, getrieben, zugleich aber auch durch ein unüberwindliches Widerstreben gegen dieses Element wieder zurückgescheuchet wird. Unruhig, zitterend, unentschlossen und ganz trostlos läuft sie an dem Ufer hin und wieder, und glaubt ihre Brut in der augenscheinlichsten Gefahr zu sehen, ohne sie retten zu können, oder ihre Rettung zu wagen *).

Es

*) Die unglaubliche Sorgfalt einer Henne für ihre Jungen, und ihre Angst, wenn sie an einer ausgebrüteten Art Wasservögel andere Neigungen, als ihre Naturtriebe, findet, hat Geoffroy l. c. p. 498 ꝛc. in folgender Schilderung sehr artig beschrieben.

Jedermann, sagt er, weis, wie weit die zärtliche Liebe der Mütter gegen ihre Kinder gehet.

Sie

Es würde nicht möglich seyn, alle die Arten von Sorgfalt, die eine Henne bey Erziehung ihrer

Sie geht so weit, sagt Plusche, bis sie ihre natürlichen Neigungen verändern. Neue Pflichten führen sie zu neuen Neigungen. Es betrifft nicht allein die Frage: wie man sich ernähren könne? man muß wachen; man muß sich vertheitigen, vorhersehen, dem Feinde die Spitze bieten, und bey jedem Fall mit seiner Person bezahlen. Man gehe nur einer Henne nach, die eine Mutter geworden. Sie ist gar nicht mehr dieselbe, die Liebe verändert ihr Betragen, und verbessert ihre Fehler. Sie war zuvor gefräßig und unersättlich; nun hat sie nichts mehr für sich. Findet sie ein Saamenkorn, eine Brodkrume, oder auch etwas mehr, das überflüssig ist, und getheilet werden könnte, so wird sie es nicht anrühren. Sie giebt ihren Jungen durch ein Geschrey, welches sie kennen, davon die freudige Nachricht. Sie laufen sehr geschwinde hinzu. Das Gefundene ist für sie bestimmet. Die Mutter schränkt sich sehr sparsam bey ihren Mahlzeiten ein. Diese von Natur

so

rer jungen Küchlein anwendet, auf andere Weise zu ersetzen, wenn diese Sorgfalt nothwendig einen eben so hohen Grad von Aufmerksamkeit und Liebe,

als

---

so furchtsame Mutter flohe zuvor bey jedem unerwarteten Vorfall. An der Spitze eines Haufens junger Hüner ist sie eine Heldinn, welche keine Gefahr mehr kennt, und dem stärksten Hund in die Augen springt. Sie würde einem Löwen mit dem Muthe, den ihr ihre neue Würde einflößt, Hohn bieten. Vor einigen Tagen habe ich eine in einer andern Stellung gesehen, die nicht weniger ergötzend war. Ich hatte ihr Enteneyer untergelegt, welche nach Wunsch ausgebrütet wurden. Die Jungen hatten bey dem Auskriechen aus der Schale die Form ihrer gewöhnlichen Kinder nicht; allein sie hielt sich doch für ihre Mutter, und aus diesem Grunde fand sie selbige nach ihrem Willen. Sie führte sie, wie die ihrigen, auf die beste Weise von der Welt. Sie nahm sie unter ihre Flügel, erwärmte sie, und führte sie allenthalben mit einem Ansehen und einem Rechte, das ihr die Beschaffenheit einer Mutter giebt. Sie war

al-

als die Mutter selbst empfindet, erforderte. Um aber mit gutem Fortgang junge Küchlein ohne ihre Mutter zu erziehen, ist es schon genug, die hauptsächlichsten Umstände des Betragens der Henne, und ih-

---

allezeit vollkommen hoch gehalten worden, und der ganze Haufe war ihr gefolgt, und hatte ihr Gehorsam geleistet. Unglücklicher Weise befand sich auf ihrem Weg ein Bach. Sogleich liefen alle die jungen Enten ins Wasser. Sie befand sich in einer ausserordentlichen Unruhe: sie verfolgte sie längst des Ufers: sie warnte sie und warf ihnen ihre Verwegenheit vor: sie rufte um Hülfe, und erzählte jedermann ihre Unruhe. Sie kehrte wieder zum Ufer zurück, und rufte die unverständigen zu sich. Allein die Enten, die erfreut waren, sich in ihrem Elemente zu befinden, sprachen sich von allem Gehorsame diesen Augenblick los, und da sie schon stark waren, kamen sie nicht wieder zurück. Diese Neigung zum Wasser liegt selbst in der Natur der Ente. Es ist ein Werk Gottes. Man kann hier diesen Eindruck des Schöpfers, welcher der Unterweisung zuvorkömmt, und den auch die Erziehung verbessert, nicht verkennen.

M***.

ihres Verfahrens gegen die Jungen zu beobachten, und, soviel in unserer Gewalt ist, nachzuahmen. Wenn man z. B. angemerket hat, daß die Absicht der mütterlichen Vorsorge hauptsächlich dahin gerichtet ist, ihre Küchlein an solche Oerter zu führen, wo sie genugsame Nahrung finden können, und sie wider die Kälte und alle Beschwerlichkeiten der Luft zu vertheidigen; so hat man schon ein Mittel gefunden, ihnen dieses alles, mit noch mehrerm Vortheil, als die Mutter es thun könnte, zu gewähren. Wenn sie eben im Winter auskommen, so erhält man sie einen Monat oder 6 Wochen lang in einer Stube, die eben den Grad von Wärme hat, als die Brütöfen haben müssen. Man bringet sie aber 5 oder 6mal des Tages in die freye Luft, besonders in warmen Sonnenschein, um sie da zu füttern. Die Wärme der Stube begünstiget ihre mehrere Entwicklung, die äußere Luft aber stärket sie genug, um glücklich fortzukommen. Semmelkrumen, Eydotter, gehörig angefeuchtet, und etwas Hirse, dienen zu ihrer ersten Nahrung. Im Sommer darf man sie nur 3 oder 4 Tage in der warmen Stube halten, und läßt sie zu allen Zeiten heraus, um sie hernach in ein Hünergitter zu bringen. Dies ist eigentlich ein viereckigtes Behältniß, vorn mit einem Gitterwerk von Drath oder mit einem bloßen Netz, oben mit einem einschliessenden

Deckel verwahret. In diesem Gitter finden die Küchlein ihre Nahrung. Wenn sie aber genug gefressen, und sich bewegt haben, brauchen sie wieder eine Bedeckung, wo sie sich wärmen und ausruhen können. Das ist eigentlich die Absicht, warum die Küchlein, die von einer Mutter geführt werden, sich dann unter ihren Flügeln zu versammeln pflegen. Hr. v. Reaumur hatte dazu eine künstliche Mutter erfunden. Diese künstliche Mutter bestehet in einem doppelten Gehäuse von Schaffelle, dessen Grundfläche viereckigt, dessen oberer Theil aber schräg ist, wie der obere Theil eines Pultes. Dieses Gehäuse setzt er in einen Winkel seines Hünergitters so, daß die jungen Küchlein aufrecht hinein gehen, und wenigstens von drey Seiten hineinkommen können; unterwärts erwärmet er solches durch eine Feuersorge, deren Wärme nach dem Bedürfniß erneuert wird. Die Abneigung des Deckels dieser Art des Pultes gewähret verschiedene Höhen für die Küchlein von unterschiedenem Wuchse; weil sie aber, besonders wenn sie frieren, die Gewohnheit haben, sich an einander zu drücken, und sogar eines auf das andere sich zu setzen, bey dieser in einander Drängung aber, die jungen und schwachen Küchlein leicht in Gefahr zu ersticken gerathen, so läßt man dies Gehäuse oder die künstliche Mutter an beyden Seiten offen, oder verwahrt sie blos

an beyden Enden durch einen Vorhang, welchen das kleinste Küchlein leicht aufheben, und, sobald es ins Gedränge kömmt, allzeit ohne Schwierigkeit herausgehen kann. Wenn dieses geschehen, darf es nur um das Behältniß herumgehen, um auf der andern Seite wieder hinein zu kriechen, und sich einen minder gefährlichen Platz zu wählen.

Herr v. Reaumur bemüht sich dieser Unbequemlichkeit durch eine andere Behutsamkeit zuvorzukommen. Er will nämlich, daß man den Deckel dieser künstlichen Mutter in einer schrägen Richtung so niedrig anbringe, daß die jungen Küchlein dadurch abgehalten würden, sich auf einander zu setzen. Nach eben dem Maaße, wie die Küchlein grösser werden, erhöhet er den Deckel durch verhältnißmäßige Unterlagen an den Seiten des Deckels. Er gehet noch weiter, indem er die größten Hünergitter durch eine in die quer angebrachte Scheidewand in zwey Behältnisse theilet, die Küchlein von unterschiedener Grösse von einander absondern zu können. Er läßt auch diese Behältnisse auf Walzenräder setzen, um sie leichter hin und wieder schaffen zu können: denn es ist nothwendig, sie alle Nächte, und sogar am Tage, sobald rauhe Witterung einfällt, wieder in die Kammer zu setzen, die sogar im Sommer muß geheizt seyn. Ausser-

dem

dem ist es aber gut, wenn weder Kälte noch Regen herrschen, dergleichen Hünergitter der freyen Luft und der Sonne auszusetzen, und nur Sorge zu tragen, daß der Wind sie nicht treffe. Es ist sogar vortheilhaft, an diesen Gittern die Thüren offen zu lassen. Dadurch werden sich die Küchlein gewöhnen, zuweilen heraus zu gehen, um den Mist aufzuscharren, und an zarten Pflanzen zu picken, hernach aber sich wieder in ihr Gitter zurück zu begeben, oder sich unter dieser künstlichen Mutter zu erwärmen. Wenn man Gefahr befürchtet, sie auf diese Art in Freyheit herumschweifen zu lassen, so setzt man an das Ende des Hünergitters einen gewöhnlichen Hünerkorb, der mit ersterm so in Verbindung gesetzt wird, daß dadurch die Küchlein mehrern Raum gewinnen, sich zu belustigen, und einen bedeckten Spaziergang in Sicherheit vorzunehmen.

Jemehr man sie aber eingesperret hält, desto genauer muß man darauf bedacht seyn, ihnen eine schickliche Nahrung zu geben. Außer dem Hirsen, der Eydotter, angefeuchteten Brodkrumen, lieben die jungen Küchlein auch den Rübesamen, den Hanfsamen, und andere Körner dieser Art, die Erbsen, Bohnen, Linsen, Reiß, reingewaschne Gerste, und Hafer, gestoßnen türkischen Weizen und Buchweizen.

Es

Es ist sehr gut und wirthschaftlich, die meisten dieser Körner, bevor man sie ihnen zum Genusse giebt, vorher in siedendem Wasser aufquellen zu lassen. Man erspart hiebey einen Fünftheil des Weizens, zwey Fünftheile der Gerste, die Hälfte des türkischen Weizens, an Hafer aber und Buchweizen, ist dadurch nichts zu gewinnen. Wollte man den Rocken vorher aufquellen lassen, so würde man verlieren; er ist aber auch unter allem Getraide dasjenige, welches die Küchlein am wenigsten lieben. Mit ihrem zunehmenden Alter kann man ihnen endlich von allem, was man selbst genießt, etwas vorsetzen, blos bittere Mandeln *) und Caffeebohnen ausgenommen **). Alles gehackte, ge-

*) S. Ephemerides des Curieux de la Nat. Dec. I. An. VIII. Obs. 99.

**) Zwey Küchlein, die man, das eine mit gebrannten, das andere mit rohen Kaffebohnen genähret hatte, bekamen beyde die Auszehrung und starben, das eine den achten, das andere den zehnten Tag, nachdem jedes drey Unzen Kaffe verzehret hatte. Ihre Lenden und Füße waren sehr angeschwollen, ihre Gallenblase war so stark, als an einer Kalekutischen Henne. Mémoires de l' Acad. Roy. de Scienc. Année 1752. p. 101. A. D. B.

gekochte, oder auch rohe Fleisch ist ihnen gut, besonders aber die Regenwürmer. Diese sind ein Gerichte, wornach man die Hüner, die man so wenig für Fleischfressend hält, ausserordentlich begierig findet. Vielleicht fehlt es ihnen, wie vielen andern, blos an einem krummen Schnabel und an Krallen, um wirkliche Raubvögel vorzustellen.

Indessen muß man gestehn, daß die Hüner von den Raubvögeln eben so sehr durch ihre Verdauungsart und Bildung des Magens, als durch ihren Schnabel und Nägel sich auszeichnen. Die Raubvögel haben einen häutigen Magen, und ihre Verdauung geschieht vermittelst eines Auflösungsmittels, welches nach den verschiedenen Arten abwechselt; aber in jedem Fall seine bestimmte Wirkung thut. *) Das Hünergeschlecht kann hingegen als eine Art von Vögeln betrachtet werden, die 3 Mägen haben, als:

1) Den Kropf oder denjenigen häutigen Beutel, in welchem sogleich die Körner anfangen erweicht zu werden;

2) Den weitesten Theil des Kanals zwischen dem Kropf und Magen, und denjenigen, welcher

*) S. Mém. de l'Ecad. Roy. des Scienc. An. 1752. p. 266.

an diesen Theil am nächsten angränzet. Dieser ist mit einer Menge kleiner Glandeln besetzt, die einen Saft auslassen, welcher in die Nahrungsmittel bey ihrem Durchzug eindringet.

2) Den Magen selbst, welcher einen offenbar sauern Saft enthält, weil das Wasser, in welches man seine innere Haut eingeweichet hat, ein gutes Lab ausmachet, um die Milch gerinnen zu machen. In diesem dritten Magen wird eigentlich durch die heftige Wirkung seiner starken Muskeln, die Verdauung vollendet, wozu die Speisen in den beyden blos vorbereitet wurden. Die Stärke dieser Muskeln ist grösser als man glauben sollte, in weniger als 4 Stunden, reibt er die Kugel von einem so dicken Glas, welches das Gewicht von ohngefähr 4 Pf. tragen konnte, zum klaresten Staube. In 48 Stunden zertheilet er der Länge nach in zwo halbe Rinnen viele Glasröhren, von 3 Linien im Durchmesser, und einer Linie in der Dicke. Nach Verlauf eben dieser Zeit findet man alle spitzige und schneidende Theile derselben abgestumpft, auch allen Glanz, besonders auf der konvexen Seite, zerstöret. Eben dieser Magen ist auch

fä-

fähig, blecherne Röhren platt zu drücken, und wohl 17 Haselnüsse in Zeit von 24 Stunden, durch vielfältiges Zusammendrücken und abwechslende Bewegungen, deren Mechanismus schwer zu erkennen ist, gänzlich zu zermalmen. Hr. v. Reaumur, der eine Menge von Versuchen angestellt, um diesen Mechanismus zu entdecken, hat nur ein einzigesmal merkliche Bewegungen in diesem Theile wahrgenommen. Er sah, wie sich in einem Kapaune, dessen Magen er entblöset hatte, gewisse Theile dieses Eingeweides zusammenzogen, platt wurden, und wieder erhoben. Er bemerkte hierauf gewisse fleischige Ränder, die sich auf der Oberfläche bildeten, oder vielmehr zu bilden schienen, weil allemal zween dieser Ränder durch Vertiefungen von einander getrennet waren. Alle diese Bewegungen schienen sich sehr langsam und gleichsam wellenförmig fortzupflanzen.

Einen Beweis, daß die Verdauung bey dem Hünergeschlechte vornemlich durch die Wirkung des Magens nicht aber irgend eines Auflösungsmittels geschehe, findet man darinn, wenn man einen dieser Vögel eine oben und unten offene bleyerne Röhre verschlucken läßt, welche dick genug ist, um nicht von den Anstren-

gungen des Magens zusammengedrückt zu werden, und in deren Höhlung man ein Gerstenkorn gestecket, daß alsdann diese bleyerne Röhre in Zeit von 2 Tagen, einen merklichen Theil ihres Gewichts verloren, das Gerstenkorn aber, das darinn verborgen ist, es mag gekocht, oder blos rein gewaschen seyn, sich nach Verlauf 2 Tage zwar etwas aufgequollen zeigen, aber doch nur eben so wenig verändert seyn wird, als wenn man es eine Zeitlang an einem jeden andern, eben so feuchten Ort hätte liegen lassen; dahingegen eben dieses Korn oder andere viel härtere, die nicht in einer solchen Röhre gesteckt hätten, in einer viel kürzern Zeit gänzlich würden seyn verdauet worden.

Ein Umstand, welcher hauptsächlich die Wirksamkeit des Magens befördert, ist besonders dieser; daß die Vögel seine Höhlung immer so viel möglich angefüllt erhalten, und hiedurch die 4 Muskeln, woraus der Magen bestehet, beständig wirksam bleiben lassen. Wenn es ihnen an Körnern fehlt, so, beladen sie ihren Magen entweder mit Gras, oder wohl gar mit kleinen Kieselsteinen, welche durch ihre Ungleichheit und Härte die besten Instrumente abgeben, die Körner, mit welchen sie sich beständig zusammen reiben, zu zermalmen. Ich sage durch ihre Ungleichheit; denn glatte Kiesel dringen sehr

hur-

hurtig weiter fort, und nur die Raupen bleiben im Magen zurück: man findet aber deren eine desto gröſſere Menge darinn, je weniger Nahrungsmittel der Magen in sich verschlieſſet: ja sie bleiben weit längere Zeit in demselben, als irgend eine andere verdauliche oder unverdauliche Materie.

Man wird sich auch nicht wundern können, daß die innere Magenhaut stark genug ist, der Gegenwirkung so vieler harten Körper zu widerstehen, worauf sie ohne Unterlaß wirket; wenn man bedenket, daß diese Haut wirklich sehr dick, und von einer Substanz ist, welche dem Horn gleichet. Ist es nicht überdies bekannt, daß die Stücken Holz oder Leder, deren man sich bedienet, um vermittelst eines ausserordentlich harten Pulvers, solche Körper, die man poliren will, mit selbigen zu reiben, sich lange Zeit unverletzt erhalten? Man kann ausserdem noch annehmen, daß diese harte Haut sich auf eben die Art wieder herstellet, als die schwülichte Haut derjenigen, welche schwere Handarbeiten verrichten müssen.

Ob indessen gleich die kleinen Steine vieles zur Verdauung beytragen können, so ist es doch noch nicht genugsam entschieden, daß die Kornfressenden Vögel, bey Verschluckung derselben eine Ab-

ficht hätten. Redi hatte 2 Kapaunen bey Wasser, und solchen kleinen Steinen, anstatt aller Nahrung, eingesperret. Sie tranken viel Wasser und starben, der eine nach 20, der andere nach 24 Tagen, beyde ohne einen einzigen Stein verschluckt zu haben. Die wenigen, welche Redi hernach in ihrem Magen antraf, waren von ihnen lange vorher verschluckt worden *).

Die zum Athemholen dienlichen Werkzeuge bestehen in eben solchen Lungen, als die Landthiere haben, und in zehn Luftbläschen, wovon 8 sich in der Brust befinden, und unmittelbar mit der Lunge in Verbindung stehen, zwey grössere hingegen im Unterleibe, die mit den 8 vorhergehenden Gemeinschaft haben. Wenn beym Athemholen die Brust erweitert wird, so dringet alsdann durch die Luftröhre, die äussere Luft in die Lungen, von da in die 8 obern Luftzellen, die hernach, wenn sie sich erweitern, auch die Luft aus den beyden Zellen des Unterleibes, die alsdann verhältnißmässig zusammenfallen, an sich ziehen; wenn hingegen die Lunge und die oberen Luftzellen beym Ausathmen einsinken, und alsdann die Luft, welche sich in ihren

Höh-

---

*) *Redi* des animaux vivans, qui se trouvent dans les animaux vivans.

Höhlungen befindet, drücken, so gehet ein Theil derselben durch die Luftröhre heraus, ein anderer Theil aber der 8 Luftzellen der Brust, in die beyden Zellen des Unterleibes, die sich alsdann beynahe durch einen eben solchen Mechanismus erweitern, als ein Blasebalg mit zween Windkasten. Doch hier ist nicht der Ort, wo die eigentlichen Bewegungskräfte dieser Mechanik entwickelt werden können. Es ist hinlänglich bey dieser Gelegenheit noch anzumerken, daß bey den Vögeln, die nicht fliegen, wie beym Strauß und Kasuar, imgleichen bey denen, die einen schweren Flug haben, wie alle Hünerarten, die vierte Zelle jeder Seite allemal die kleinste ist *).

Alle diese Verschiedenheiten in der Organisation ziehen viele andere nothwendig nach sich, ohne der häutigen Röhren oder Zünglein (Anches) zu gedenken, die man in einigen Vögeln bemerket hat. Herr Duverney hat an einem lebendigen Hahn gezeigt, daß bey diesen Vögeln die Stimme nicht in der Kehle, oder im obersten Theil der Luftröhre sondern ganz unten, wo die Luftröhre sich theilet **), gebildet

*) Mém. pour servir à l'Hist. des Animaux Part. II. p. 142. 164.

**) S. Anciens Mém. de l'Acad. Roy. des Scienc. Année 1753. p. 291.

wird, wo Herr Perrault einen innern Luftröhrenkopf wahrgenommen. Ausserdem hat Herr Herisant in den vorzüglichsten Aesten der Luftröhre halbmondenförmige Häute wahrgenommen, die so quer übereinander gestellet waren, daß sie nur die Hälfte der Höhlung in diesen Luftröhren-Aesten einnahmen, die andere Hälfte aber zum ungehinderten Durchzuge der Luft frey ließen. Er urtheilte ganz recht, daß diese Häute gar wohl etwas zur Bildung der Stimme dieser Vögel beytragen könnten, aber nicht so wesentlich dazu gehörten, als das Häutchen des Knochens der Luftröhrenklappen, (de l'os de la Lunette), das eine ziemlich beträchtliche Hölung endiget, welche sich über dem obern und innern Theil der Brust befindet, auch mit den obern Luftzellen in einiger Gemeinschaft stehet. Eben dieser Zergliederer will sich durch wiederholte Erfahrungen überzeugt haben, daß die Stimme sogleich sich verlieret, als dieses Häutchen zerstöret wird, und man sie nur dadurch wieder herstellen könne, wenn man die Oeffnung, welche dieses Häutchen bedecket, aufs genaueste verwahret, und allen Ausgang der Luft verhindert. *).

Bey

---

*) S. Memoir. de l'Acad. Roy. des Scienc. Annés 1753. p. 291.

Bey einem so mannigfaltigen Unterschied, welchen man in den Werkzeugen der Stimme wahrgenommen, muß es uns nothwendig sonderbar vorkommen, daß die Vögel mit ihrer knorplichten Zunge, und ihren Hornartigen Lippen oder Schnäbeln unsern Gesang und Aussprache leichter, als diejenigen vierfüssigen Thiere nachahmen können, welche den Menschen am stärksten gleichen. So schwer ist es, aus dem bloßen Bau der Theile ihren Gebrauch und Anwendung zu beurtheilen, und so gewiß, daß die Veränderungen der Stimme und Laute fast gänzlich von der Empfindlichkeit des Gehörs abhängen!

Der Darmkanal ist bey den Hünerarten sehr lang, und übertrifft ohngefähr fünfmal die Länge des ganzen Thieres, von der Spitze des Schnabels bis an die Auswurfsöffnung gemessen. Man bemerkt an selbigem 2 Blindärme, ohngefähr 6 Zolle lang, die an dem Ort entstehen, wo der Grimmdarm sich mit dem Krummdarm verbindet. Der Mastdarm erweitert sich an seinem äußern Ende, und bildet ein gemeinschaftliches Behältniß, das Kloak genannt, in welches die festen und fliessigen Auswürfe abgesondert werden, und ohne vorhergangene gänzliche Mischung, auf einmal abgehen. Ebendaselbst befinden sich auch die unterscheiden-

den

den Geschlechtsmerkmale, nämlich bey den Hünern, die Oeffnung des Eyerganges, und bey den Hähnen die beyden Ruthen, oder die verdickten Endigungen der beyden Samengefäße. Der weibliche Geschlechtstheil, hat seine Stelle, wie schon oben gesagt worden, über der Auswurfsöffnung, also in einem ganz umgekehrten Verhältniß mit den vierfüßigen Thieren.

Von Aristoteles Zeiten her wußte man, daß jeder männliche Vogel mit Hoden versehen war, die sich innwendig im Leibe befinden. Man eignete dieser Lage der Hoden sogar die Heftigkeit der Begierde des Männchens nach dem Weibchen zu, das, wie man sagte, nicht so hitzig ist, weil der Eyerstock näher am Zwerchfelle lieget, und folglich leichter durch die eingeathmete Luft abgekühlet werden kann *). Die Hoden sind übrigens den Männchen nicht so sehr eigen, daß man sie nicht auch bey den Weibchen einiger Vögelarten, als bey den kleinen und grossen Trappen, finden sollte. **)

Bis-

---

*) S. Aristot. de Partibus Animalium. L. IV. c. V.

**) S. Hist. de l'Acad. Roy. des Scienc. Ann. 1756. p. 44.

Bisweilen haben die Hähne nur eine, gemeiniglich zwo Hoden; es fehlet aber viel, ehe man sagen könnte, daß die Grösse dieser Art von Glandeln, mit der Grösse des Vogels in einem Verhältniß stände. Bey dem Adler sind sie etwa so groß, als Erbsen, bey viermonatlichen Hünern aber schon so groß als Oliven. Ueberhaupt ist ihre Grösse vielen Veränderungen, sowohl bey verschiedenen Arten, als auch in einerley Art von Vögeln, unterworfen. Vorzüglich merkwürdig ist sie zur Zeit ihrer Liebe. Ubrigens mögen sie so klein seyn, als sie wollen, so spielen sie doch in der thierischen Einrichtung eine grosse Rolle. Das erkennt man deutlich an den Veränderungen, welche nach ihrer Ausrottungen entstehen. Diese Operation wird gemeiniglich mit Küchlein von 3 bis 4 Monaten vorgenommen. Diejenigen, welche sie ausgestanden haben, fangen gleich an, mehr Fleisch anzusetzen, zugleich aber ein saftigers und schmackhafteres Fleisch zu bekommen, welches den Chymisten ganz andere Bestandtheile, als das Fleisch der unverschnittenen, liefert *).

Ein

*) Das Extrakt aus dem Fleisch eines verschnittenen Küchleins beträgt ohngefähr den 14ten Theil des ganzen Gewichtes, da es hingegen

bey

Ein Kapaun pflegt sich auch nicht mehr zu mausern, so wie ein Hirsch, der sich in eben dem Fall befindet, sein Geweihe nicht mehr abwirft; er hat auch nicht mehr eben den Gesang. Seine Stimme wird heiser, und er läßt sich nur selten hören. Von den Hähnen sehr hart, von den Hennen mit Verachtung behandelt, und alles auf die Fortpflanzung sich beziehenden Appetits beraubt, ist er nicht allein aus der Gesellschaft von seines gleichen ausgeschlossen, sondern sogar von seiner eigenen Gattung gleichsam getrennet. Er ist ein einzelnes, unthätiges Wesen, dessen sämmtliche Kräfte blos für ihn allein wirken, auch nur seine eigene Erhaltung allein zum Zwecke haben. Fressen, Schlafen, und sich mästen, sind in diesem Zustande seine vorzüglichsten Verrichtungen, und alles, was man von ihm fordern kann. Wenn man sich indessen einige Mühe giebt, so kann man von seiner Schwäche selbst, und von der daraus fol=

---

bey andern kaum den 10ten Theil, bey jungen Hähnchen aber etwas mehr als den 7ten Theil ausmachet. Das Fleisch des Hahnes ist überdies ungemein trocken, bey den Kapaunen aber desto schwerer zu trocknen. S. Mém. de l'Acad. des Scien. Année 1730. p. 231.

folgenden Gelehrigkeit Vortheil ziehen, wenn man ihm nützliche Fertigkeiten beybringt. So kann man ihn, z. B. gewöhnen, junge Hüner zu führen und aufzuziehen. Dazu wird sonst nichts erfordert, als ihn einige Tage lang in einem dunkeln Behältniß einzusperren, aus welchem er nur zu bestimmten Stunden herausgelassen wird, um ihn füttern zu können. Man gewöhnt ihn dadurch allmälig zum Anblick und zur Gesellschaft einiger etwas erwachsener Küchlein, die er bald liebgewinnet, und mit eben so vieler Neigung und Aufmerksamkeit, als ihre Mutter thun würde, zu führen pflegt. Er wird sogar mehrere, als eine Mutter führen, weil er unter seinen Flügeln eine grössere Zahl auf einmal erwärmen kann. Die Glucke, welcher man diese Bemühung abnimmt, kann wieder frühzeitiger legen *), und auf diese Weise können die Kapaunen, obgleich zur Unfruchtbarkeit bestimmt, zur Erhaltung und Vermehrung ihrer Gattung das ihrige, wenigstens mittelbar, beytragen.

Diese grosse Veränderung im Betragen des Kapauns, welche durch eine, dem Anscheine nach so geringe und unzureichende Ursache hervorgebracht wor=

---

*) S Pratique de faire eclorre les oeufs &c. p. 98.

worden, ist ein desto merkwürdigerer Umstand, je mehr deshalb Erfahrungen, die sich allemal bestätigen, von unterschiedenen Personen an andern Gattungen angestellet, und sogar bis auf unsers Gleichen angewendet und gewaget worden.

Man hat an den Küchlein auch noch einen weniger grausamen Versuch gewaget; welcher aber doch für die Naturlehre nicht minder wichtig zu seyn scheinet. Man hat nämlich denselbigen, wie gewöhnlich, den Kamm abgeschnitten *), und einen ihrer jungen Sporen, die alsdann bloße Knöpchen zu seyn scheinen, an dessen Stelle gesetzet. Die auf solche Weise gleichsam eingepropften Sporen pflegen sich allmälig im Fleisch einzuwurzeln, aus demselben hinlängliche Nahrung zu ziehen, und oft stärker zu wachsen, als an dem Ort ihres Ursprungs würde geschehen seyn. Man hat solche Sporen oder aufgesetzte Hörner gesehen, die zween und einen halben Zoll in die Länge, und am dicken Ende mehr als drey und eine halbe Linie im Durchmes-

ser

*) Die Ursache, welche bey Küchlein, die man kappen will, zur Abschneidung des Kammes Gelegenheit gegeben, ist ohnstreitig, weil nach dieser Operation der Kamm zwar gröss-

ser

ser hatten. Bisweilen krümmen sie sich in ihrem zunehmenden Wachsthum in Form der Widderhörner, bisweilen in der nämlichen Richtung, wie die Bockshörner *).

Dies ist eine Art von thierischer Einimpfung, deren Erfolg beym ersten Versuche noch sehr zweifelhaft scheinen müßte, bey deren glücklichen Fortgang man aber sich äusserst wundern muß daß man sich nicht mehre Mühe gegeben, praktische Kenntnisse daraus zu ziehen. Ueberhaupt werden Versuche, die sich auf die Zerstörung der Wesen beziehen, viel eifriger getrieben und lebhafter fortgesetzt, als Erfahrungen, die eine Beziehung auf die Erhaltung derselben haben, weil der Mensch gewohnt ist, lieber zu genieſſen und aufzuzehren,

als

---

ser wird, aber nicht mehr aufrecht stehen bleibet, sondern, wie bey den Hünern herabhängend wird, und, wenn man ihn sitzen ließe, dem Kapaun durch die Bedeckung eines von beyden Augen, beschwerlich werden müßte. A. D. B.

*) S. *Anciens Mem.* de l'Acad. Roy. des Scienc. Tom. XI. p. 48. it. *Journ.* Economique. Mars 1761. p. 120.

als wohlzuthun, und sich nähern Unterricht oder neue Kenntnisse zu erwerben. *)

Die Küchlein bringen diesen Kamm und rothe Lappen, welche sie von andern Vögeln unterscheiden, nicht mit aus dem Eye. Wenigstens verstreicht erst ein ganzer Monat ihres Lebens, ehe diese Theile sich zu entwickeln anfangen. In zwey Monaten krähen die nämlichen Küchlein schon wie die Hähne, und versuchen schon hitzige Kämpfe gegeneinander. Sie fühlen bereits, daß es ihr Beruf ist, sich zu hassen, obgleich die Ursache dieses Hasses noch nicht vorhanden ist.

Im fünften oder sechsten Monate fangen die Hähnchen erst an, die Hennen zu suchen, diese hingegen, Eyer zu legen. Beyde Geschlechter brauchen ein Jahr oder 15 Monate zu ihrem völligen Wachsthum. Junge Hüner, sagt man, legen mehr, die alten aber brüten besser. Aus dieser zu ihrem vollkommnen Wasthum nöthigen Zeit sollte-

---

*) Ein Urtheil, das, allgemein ausgesprochen, für das ganze Geschlecht der Menschen wirklich zu hart und entehrend klinget, ob es gleich in einzelnen Beziehungen, leider! mehr Wahrheit, als zu wünschen ist, enthalten mag! M **.

te man schliessen, die natürliche Dauer ihres Lebens könne sich nicht über 7 oder 8 Jahre erstrecken, wenn bey den Vögeln eben das Verhältniß, wie bey den vierfüssigen Thieren statt fände; wir haben aber gesehen, daß ihr Leben ein viel späteres Ziel erreichet. Ein Hahn z. B. kann im häuslichen Zustande wohl 20, in der völligen Freyheit aber vielleicht bis 30 Jahre leben. Zum Unglück für sie bringt ihr langes Leben uns keinen Vortheil. Junge Hüner und Kapaunen, die für unsere Tafeln bestimmt sind, läßt man gewöhnlich niemals die Gränzen eines Jahres überschreiten, die meisten bleiben aber nur eine gewisse Zeit des Jahres am Leben. Hähne und Hennen, die zur Zucht und Vermehrung der Art gebrauchet werden, erschöpfen sich frühzeitig, und wir lassen keinem dieser Geschöpfe Zeit, ihre ganze von der Natur festgesetzte Periode zu durchleben. Es würden also ganz besondre Zufälle dazu erfordert, bey welchen man sehen könnte, wenn ein Hahn wirklich aus Alter stürbe?

Die Hüner können, unter menschlicher Aufsicht, allenthalben fortkommen; daher sind sie auch auf dem ganzen bewohnten Erdkreis vertheilet. Wohlhabende Leute halten sich auch in Island Hüner, welche da so gut, als anderwärts le-

gen *), und in warmen Ländern wimmelt es von diesen Vögeln; doch ist, nach des Herrn D. Thomas Heyde Versicherung, Persien das ursprüngliche Klima derselben **). In diesem Reiche finden sich die Hähne sehr häufig, und werden daselbst sehr in Ehren gehalten, besonders von gewissen Derwischen, welche sie als lebende Uhren betrachten, und wer weis nicht, daß in der Gesellschaft aller Derwische, die Uhren gleichsam die Seele ausmachen?

Dampiere erzählet, er habe auf den Inseln von Pulokondor wilde Hähne gesehen und getödtet, welche nicht gröſſer als unsere Krähen waren, aber einen ziemlich ähnlichen, doch etwas schärfern Ton, als unsere Haushähne hatten ***). Er füget hinzu, daß man sie auch auf den Inseln Timor und

St.

---

*) S. *Horrebow* Descr. d'Islande T. I. p. 199.

**) S. Hist. Religionis veterum Persarum &c. p. 164. doch merke man, daß die Kunst, Kapaunen zu mästen, erst aus Europa durch Armenische Kaufleute nach Persien gekommen. S. *Tavernier* Reise Tom. II. p. 24.

***) S. Nouveau Voyaurour du Monde Tom II. p. 81.

St. Jago, einer Insel des grünen Vorgebirges, anträfe *).

Gemeli Kareri hat sie auch auf den Philippinischen Inseln gefunden, und Morolla behauptet, es gäb auch im Königreich Kongo wilde Hüner, die weit schöner und schmackhafter, als unsere Haushennen, von den Schwarzen oder Negern aber gar nicht geachtet wären.

Ihr natürlicher Himmelsstrich mag seyn, welcher es will; so konnten diese Vögel sich leicht im alten festen Land von China bis zum grünen Vorgebirge und vom südlichen Ozean bis zu den nördlichen Meeren ausbreiten. Diese Wanderungen sind aber älter, als alle historische Nachrichten. Ihr Aufenthalt im neuen Welttheil ist viel neuer. Der Geschichtschreiber der Inkas **) versichert, von der Eroberung des Peruvianischen Reiches wären daselbst keine Hüner gewesen, und nachher wohl 30 Jahre verstrichen, ehe man die Hüner des Thales von Kusko zum Brüten der Eyer gewöhnen können.

*) *Dampier* Suite du Voyage de la nouvelle Hollande. Tom. V. p. 61.

**) Histoire des Incas, Tom. II. 239.

Kornal sagt ausdrücklich, die Hüner wären von den Spaniern erst nach Brasilien gebracht worden; die Einwohner hätten sie aber gar nicht gekannt, und nicht allein von keinem Huhn gegessen, sondern auch die Eyer für eine Art von Gift gehalten. Auch die Einwohner der Insel St. Domingo wußten von keinen Hünern, wie Charlevoix bezeuget. Oviedo giebt es für eine sichere Wahrheit aus, daß die Europäer sie zuerst nach Amerika gebracht hätten. Es ist wahr, Akosta behauptet gerade das Gegentheil, und sogar, daß die Hüner schon vor der Spanier Ankunft in Peru gewesen wären. Zum Beweis führet er an, sie würden in der Landessprache Gualpa und ihre Eyer Poto genannt. Von dem Alterthum des Wortes glaubt er, einen Schluß auf das Alterthum der Sache machen zu können, als wenn sichs nicht sehr natürlich denken ließe, daß die Wilden, beym ersten Anblick eines fremden Vogels, auch sogleich auf eine Benennung desselben, die entweder von der Gleichheit mit einem andern Vogel des Landes, oder von irgend einer andern Aehnlichkeit hergenommen worden, bedacht gewesen. Der fast nothwendige Vorzug, den ich der ersten Meinung ertheilen muß, gründet sich auf die genaue Uebereinstimmung mit dem Gesetze der Himmelsgegend. Obwohl dieses Gesetz nicht allgemein bey allen, besonders solchen

Vö-

Vögeln statt findet, welchen, da sie mit starken Flügeln begabet sind, alle Gegenden offen stehen; so gilt es doch nothwendig von allen, die gleich den Hünern, einen schweren Flug und einen Abscheu vor Wasser haben, folglich weder die Luft mit eben der Leichtigkeit, wie Vögel vom hohen Fluge, durchschneiden, noch die Meere und grossen Flüsse, wie solche vierfüssige Thiere durchkreuzen können, die natürlicher Weise fähig sind, zu schwimmen. Folglich bleiben sie auf immer vom jeden Land entfernt, welches von dem ihrigen durch starke, grosse Wässer getrennet ist; wofern der Mensch der allenthalben herumstreichet, sich nicht einfallen läßt, sie mit sich zu nehmen.

Der Hahn ist also ebenfalls eines von den Thieren, die ursprünglich und eigenthümlich in der alten Welt zu Hause gehören. Er muß demnach mit auf die Liste gesetzt werden, welche ich von allen Thieren geliefert habe, die, bey Entdeckung der neuen Welt, in dieser noch nicht vorhanden waren.

Nachdem nun die Hüner sich weit von ihrem Vaterland entfernten, und sich an einen andern Himmelsstreich und andere Nahrung gewöhnten mußten sie wohl nothwendig einige Veränderungen

in ihrer Gestalt, oder vielmehr in der Form derjenigen Theile dulden, die einer Veränderung fähig waren. Daher entstanden ohne Zweifel, die unterschiedenen Spielarten, welche die mancherley Arten ausmachen. Lauter Arten, welche sich in jedem Himmelsstreich, entweder durch die fortdaurende Wirkung der nämlichen Ursachen, die sie anfänglich erzeugten, oder durch die Aufmerksamkeit beständig erhalten, welche man anwendet, die zur Zucht und Vermehrung bestimmten Hüner und Hähne dieser Absicht gemäß auszuwählen.

Es wäre sehr gut, wenn man beym Hahn, wie es beym Hund geschehen, einen Stammbaum aller Hünerarten verfertigte, worauf man die ursprünzliche Gattung, und ihre verschiedenen Zweige sähe, welche die verschiedenen Ordnungen der Ausartungen und Veränderungen darstellten, die sich auf die verschiedenen Zustände bezögen. Hiezu würden aber genauere und weitläuftigere Nachrichten erfordert, als man in den meisten Erzählungen antrifft.

* * *

Ich glaube meinen Lesern nichts zu entziehen, wenn ich die Büffonsche Beschreibung der verschiedenen Arten der Hähne und Hüner übergehe, und statt derselben einige Anmer-

merkungen seines Uebersezers, des Herrn Martini als Anhang beyfüge.

Anhang

zur Geschichte des Haushahns und der Henne.

Ohnstreitig sind unsere gemeine Haushüner das nüzlichste Federvieh, das nicht allein sich am stärksten vermehret, sondern auch einen reichlichen Vorrath in der Wirthschaft unentbehrlicher Eyer liefert *). Ein Landmann muß daher diesen Theil der Viehzucht, welcher das Federvieh angehet, überhaupt wohl verstehen, und nach der Lage seines Gutes und anderer Umstände vernünftig zu bestimmen wissen, wenn er Vortheil davon zu ziehen gedenket. Es wäre Thorheit, auf seltne Hünerarten, und auf eine zu grosse Menge derselben Kosten zu verwenden, welche die Nutzung übersteigen. In der Nachbarschaft grosser Städte, wo man allen Ueberfluß bequem anbringen kann, ist eine grosse Federviehzucht natürlicher Weise ungleich

*) S. Preusisch. Samml. 1. B. p. 146. ꝛc.

vortheilhafter, als in andern Gegenden. Sie muß indessen doch allemal stark genug seyn, um zur eigenen Haushaltung hinzureichen. Ein Huhn ist in den ersten 4 Jahren zur Zucht und zum Legen, ein Hahn aber nur 3 Jahre lang recht nutzbar, nach deren Verlauf sind beyde noch immer eine gesunde nahrhafte Speise. Auf 15 bis 20 Hüner ist ein Hahn genug; er muß aber hinlänglichen Muth, eine starke Brust, starken Kamm, gute Sporen, eine helle Stimme, und rothe oder schwarze Federn haben. Die Zuchthüner müssen mit grossen Leibern, einem rothen abhangenden Kamm, schwarzen, rothgelben, oder aschfarbigen Federn versehen seyn.

Wenn die Hennen im Februar legen wollen, so pfleget ihr Kamm vorher roth zu werden. Eine gute Henne legt in einem Jahr wohl 100, bis 150 Eyer; sie muß aber im Sommer wenigstens einmal, und im Winter zweymal täglich, doch mässig, mit Körnern und gekochten Kleyen, zur Legezeit aber mit Hafer gefüttert werden, bisweilen auch etwas Nesseln, Hanfsaamen, auch schwarzen Koriander bekommen. Die Eyer, welche zu der Zeit geleget werden, da die Hennen schon etwas Gras finden, sind allemal zur Brut am besten, und von gelberer Dotter. Ein gutes Ey

ist,

ist, gegen das Licht gehalten, durch und durch helle; diejenigen taugen aber nichts, welche sodann dunkle Flecken zeigen. Ein Gutes muß an der stumpfen Seite ganz voll seyn, oder nur wenig leeren Raum haben, auch im Wasser ganz zu Boden sinken. Die unter den Hennen eine Fäulniß angenommen haben, schwimmen oben. Eyer, die erst in den Herbstmonaten geleget worden, halten sich am längsten, zumal wenn man von ihnen alle Wärme, und den Zugang der Luft abhält, sie aber noch überdies in Asche, Malz oder Mehl an einen kühlen Ort bewahret.

Eine Henne, die gleich einem Hahne krähet, kann geschlachtet werden. Sie ist alsdann fett, hat ausserdem einen Fehler am Eyerstock, und legt nur kleine, dotterlose Eyer. Einige pflegen die böse Gewohnheit anzunehmen, ihre Eyer aufzuhacken, und auszusaufen. Diese schicken sich besser zum Genuß, als unter die Zuchthüner.

Zum Brüten wählt man am liebsten ältliche Hüner, die viel kluchzen, und im Stroh sich Nester machen. Die Eyer, die man unterlegen will, müssen weder über 20 Tage alt, noch schmutzig seyn, weder an einem feuchten Ort gelegen, noch Ritzen an der Schale haben; weil ihre Zer-

brech-

brechung die andern verdirbt. Grossen Hennen legt man ordentlich 15, kleinern, 13 Eyer unter, im Sommer allenfalls mehrere, als im Winter. Nach den Eyern muß man sich täglich umsehen, ob eines zerbrochen oder kalt anzufühlen sey, weil man aus letzterm Umstand entweder einen Schluß auf die Unfruchtbarkeit des Eyes, oder auf den Tod des Küchleins zu machen hat.

Wenn man den Hünern reifen Nesselsaamen unter das Futter wirft, oder ihnen die trocknen, im Wasser gekochten Blätter vorstreuet; so werden sie fleißig im Winter legen. Wem es darauf ankömmt, von den Hennen viel Eyer zu erhalten, oder sie zeitig noch einmal im Sommer brüten zu lassen, der theile des Abends spät ihre Küchlein unter andere Hennen, die nur wenige, auch noch junge Küchlein haben, oder setze sie unter einen zweyjährigen weissen Kapaun, indem die rothen sich nicht wohl dazu bringen lassen. Die Henne muß hierauf an einen andern Ort gebracht werden, um so die Küchlein zu vergessen, und wieder den Hahn anzunehmen. Am 21sten Tage der Brütung, wo die Küchlein durchbrechen, muß den unvermögenden behutsam, nach einigen Stunden, gegen die rechte Seite des Risses wo gemeiniglich der Kopf lieget, geholfen werden, und vor dem 3ten

Ta-

Tage darf man die ausgekrochenen Küchlein der Mutter nicht wegnehmen. Erst nach 36 Stunden wenn ihr Kropf, Magen und Gedärme Speisen verdauen können, werden sie am füglichsten mit Semmel, Gerste, Hirs oder Hafergrütze in Milch eingeweicht, mit angefeuchteten Kleyen, grobem Mehl u. s. w. gefüttert. Dabey darf man es nie am frischen Wasser, und groben Sande fehlen lassen.

Ein reiner und warmer Stall, ein Misthaufen, oder auch ein aufgeworfener Hügel von Sägespänen an der Sonne, worinn man Gedärme von Fischen und Hünern verscharret, um alle Zeit vieles Gewürme darinn zu haben, reines Saufen, grober Sand und mässige Fütterung, gehören fast unentbehrlich zu einer guten Wartung der Hüner.

Ein Hünerstall muß weder grosser Kälte, noch grosser Hitze ausgesetzet, er muß fest und wohl verwahret, mit Stangen, auch mit Nestern zum Legen und Brüten, die aus Stroh und Weiden, in Gestalt grosser Schüsseln geflochten werden, versehen seyn. Er muß rein gehalten, öfter ausgestreuet, auch bisweilen mit Timian u. s. w. ausgeräuchert werden, welches die Gesundheit der Hüner

ner erhält, und nicht leicht Ungeziefer läßt über Hand nehmen.

Man pflegt alle Zufälle der Hüner, wenn sie die Flügel hängen, vom Schwindel ergriffen werden, und nicht mehr fressen wollen, den Pips *) zu nennen. Diese Zufälle können mancherley Ursachen haben, am öftersten aber entstehen sie von Läusen, die sich auf dem Kopf tief in die Haut einfressen, und sichtbar werden, wenn man die Federn des Kopfes auseinander blaset. Von dieser Krankheit werden sie befreyet, wenn man ihnen einigemal einen Tropfen Theer auf dem Kopf einreibet.

Manchmal wächst jungen Hünern eine dicke, weisse Haut unter der Zunge, welche sie am fressen hindert. Man läst sie mit einem kleinen Messer vorsichtig abziehen, und steckt sie dem Küchlein mit etwas Butter in den Hals, und noch zwey Pfefferkörner dazu; so ist ihm alsbald geholfen. Auch die Nasenlöcher und Drüsen der Schleimhaut werden ihnen bisweilen verstopft, wobey man auch auf gleiche Weise verfährt. Man verhindert aber

den

*) Vom Pips der Hüner lese man auch noch das allg. Harzmag. 1. 312.

den Pips, wenn junge Hüner allezeit mit frischem Wasser versorget werden. *)

Von der künstlichen Federviehmast durchs Poulardiren, oder durchs Kastriren junger Hennen, Truthüner, Gänse, Enten, Tauben, sogar einiger Hafervögel, als Lerchen, Goldammern, Grammetsvögel, venetianischer Hortulanen ꝛc. ꝛc. und von dem, was in Frankreich zu einer vollständigen Poulardrie gehöret, findet sich ein ausführlicher Aufsatz im allgemeinen Harzmagazin. 1 B. p. 257 — 276.

Eben daselbst werden auch von p. 311 — 317 sehr vortheilhafte Regeln zur Wartung und Pflege der Hüner mitgetheilet.

Vom Nutzen und Gebrauch der Hüner und Hähne.

Kaum wäre es nöthig vom Gebrauch dieses allenthalben so bekannten Federviehes besonders zu re=

*) Von einer besondern epidemischen Krankheit der Hüner und ihrer Heilung lese man Gaz. Salu. 75. n. 15. p. m. 120.

reden; indessen will ich doch für gewisse Leser aus dem Geoffroy l. c. p. ꝛc. ꝛc. nur einige Bemerkungen anführen. Der Hahn, sagt er, ist auf guten Tafeln wenig im Gebrauche. Sein Fleisch ist gemeiniglich trocken, hat keinen sonderlichen Geschmack, und ist schwer zu verdauen. Den vornehmsten Gebrauch desselben macht man bey Brühen und Gallerten. Zu dieser Absicht hält man auch den ältesten Hahn für den besten. Die Brüchen sind eröffnend und reinigend, sie erschlaffen zwar den Unterleib ein wenig, nähren aber zugleich, und ersetzen die Kräfte. Die Zubereitung solcher Brüchen, und Gallerten findet man im Geoffroy. Der daselbst angegebene Gebrauch des Gehirns, der Zeugungsglieder, des Blutes ꝛc. gehöret unstreitig unter die medizinischen Vorurtheile, vielleicht auch die Anwendung der innern Haut des Magens, die man sonst in der Sonne trocknete, zu Pulver machte, und als ein besonderes Mittel zur Stärkung des Magens, und wider viele andere Zufälle betrachtete, wie wohl andere in ähnlichen Fällen der zu Pulver geriebenen Hahnengurgel den Vorzug ertheilen. Die Galle wird in Form einer flüssigen Salbe zur Wegnehmung der Flecke in den Augen gerühmet, sein Fett für erweichend, Schmerzstillend, Nervenstärkend, und auflösend gehalten. Es wird in Form einer flüssigen Salbe bey aufgesprungenen

nen Lippen, bey Ohrenschmerzen, und bey Bläschen in den Augen gebrauchet. Mehrere Vorschriften zu heilsamen zusammengesetzten Brühen, zu einer sogenannten Hahnenessenz. u. s. w. können im Geoffroy p. 505. ꝛc. nachgelesen werden.

Die Henne ist unter den Nahrungsmitteln am gebräuchlichsten. Ihr Fleisch wird leicht verdauet und bringt einen guten Saft zuwege, dabey ist es nährend, und folglich abgezehrten, oder von schweren Krankheiten genesenden Personen sehr zuträglich. Das ist aber nur von jungen, wohl genährten Hennen, die noch nicht gelegt haben, zu verstehen. Das trockene Fleisch der alten Hennen gehört unter die unverdaulichen Speisen.

Vor diesem hatte man die vorgefaßte Meinung, daß der Gebrauch der Hennen und Kapaune, das Podagra errege. Der Grund, worauf man diese Muthmassung stützte, war lächerlich. Die Hüner, sagt man, sind stark der Gicht unterworfen, folglich können sie diese Krankheit auch denen, welche sie fleißig essen, mittheilen. Das klingt eben so philosophisch, als der Schluß: Das Elendthier wird oft von der Epilepsie befallen, die es durch Aufkratzung einer Ader mit seinen Klauen heilet,

folg-

folglich sind Elendsklauen für eines der besten Mittel wider die fallende Sucht anzusehen. Dergleichen Schlüsse können wir wohl unsern alten treuherzigen Vorfahren, aber keinem Weltweisen der jetzigen Zeiten verzeihen.

Der medizinische Gebrauch der Hennen zu Brühen, der Magenhaut (eines lächerlichen) des Mistes (eines schmutzigen Mittels) des Fetts u. s. w. ist im Geoffroy ausführlich angegeben.

Die Eyer haben einen sehr vielfältigen ökonomischen und medizinischen Nutzen. Es ist nicht leicht ein Nahrungsmittel mehr im Gebrauch, als eben dieses. Man bedienet sich derselben sowohl in gesunden als kranken Tagen. Wir merken hier nur an, daß die frischen Eyer mit ihrer Schale, wenn sie im Wasser dergestalt gekocht werden, daß weder das Eyweiß, noch die Dotter eine allzu dichte Beschaffenheit bekommen, unter allen am gesündesten sind, weil sie leicht verdauet werden; und ein mildes, milchichtes Blut zuwege bringen. Da sie alle scharfe, reizende Theile gleichsam umwickeln, so stillen sie den Husten, und machen eine klare Stimme. Nach bestättigten Erfahrungen gelehrter Aerzte ist nicht leicht ein Nahrungsmittel geschic-

schickter, als dieses, schwache Personen zu nähren, ohne ihren Magen zu belästigen.

Wir erinnern hierbey, daß es eine schlimme Gewohnheit sey, die Dotter ohne das Eyweiß zu geniessen, wie einige Personen thun, welche sich dadurch besser zu nähren glauben. Die Dotter allein entzündet sich leicht in einem allzuhitzigen Magen, und verdirbt sogleich, wenn sie daselbst viel unreine Säfte findet; hingegen ist sie, mit Eyweiß genommen, ein verbesserendes Mittel, das man sogar fieberhaften Personen erlauben könnte. Nach den weich gesottenen sind die gerührten Eyer am unschädligsten, und sogar kränklichen und schwachen Personen zu rathen. Eyerkuchen, Eyer auf Butter u. s. w. gehören unter die ungesunden Gerichte.

In der Medizin braucht man sehr vielfältig die Eyer, und einzelne Theile derselben, als die Schale, das Eyweiß, die Dotter, und die Haut, welche das Ey unter der Schale bedecket.

Die Eyerschalen haben, wie Geoffroy versichert, eine vortreffliche Kraft, durch den Harn abzuführen, die Nieren zu reinigen, und den Gries wegzuschaffen. Sie sind eines der vornehmsten Stü-

cke des Mittels der Madam Stephens wider den Stein, und des Herrn Rotreu, wider die Kröpfe. Das Eyweiß ist kühlend, zusammenziehend und leimend. Vorzüglich wird es in Augenmitteln wider die Entzündung und Röthe, auch zum klar machen der Syrupe gebrauchet.

Die Eyerdotter gehört unter die Schmerzstillenden, Eiterbefördernde und laxirenden Mittel. Man bedient sich derselben in den Digestivmitteln, und in Klystiren wider die Kolick, Stuhlzwanz, und Ruhr.

Eine frische Eyerdotter im warmen Wasser mit Frauenhaarsyrop geschlagen, ist, unter dem Namen der Hünermilch, ein vortreffliches Mittel wider den Schnupfen, und hartnäckigen Husten, wenn man es 3 oder 4 Tage hintereinander Abends beym Schlafengehen einnimmt. Sehr bekannt ist noch das Eyeröl, das aus der Dotter gepreßet, und sowohl zur Milderung der Haut, und Ausfüllung der Pockengruben, als bey aufgesprungenen Brüsten, bey Brandschäden, im gleichen zur Stillung ~~der~~ Schmerzen der goldenen Ader gebrauchet wird.

Die

Die dünne Haut unter der Schale wird für Harntreibend gehalten, und äusserlich bey Wechselfiebern gebrauchet. Ausführlichere Nachrichten von ökonom- und medizinischen Gebrauch der Hüner, ihrer Eyer und einzelner Theile derselben, lese man im Geoffroy l. c. in D. Merkl. Thierr. p. 286 — 294. Schwenkf. Aviar. Siles. p. 265 — 276.

M **.

VII.

Gedanken über den Roz der Pferde.

Aus Herrn La Fosse grossem Werke, Cours d'Hippiatriqve neu übersetzt.

Der Sitz des Rozes war den Alten eben so wenig bekannt, als die Mittel ihn zu heilen. Einige setzten ihn ins Gehirn, einige in die Lunge, andere in die Leber, wieder andere in den Magen oder in die Nieren, und nannten also, indem sie die verschiedenen Arten der Ausflüße von einander nicht unterscheiden konnten, jeden Ausfluß aus der Nase: Roz.

Den Sitz desselben in der Lunge anzunehmen, wäre noch erträglich; denn es ist dies eine Meinung, die auf eine gewisse Art Verzeihung verdient; erstens, weil eine Gemeinschaft der Lunge mit der Nase statt findet: zweytens; weil wirklich zuweilen ein Ausfluß aus der Lunge durch die Nase geschieht, wie z. B. in einer Krankheit, die ich die Lungensucht nenne: drittens; weil der Ausfluß, der aus der Lunge kömmt, jenem der Schleimhaut

stark

stark ähnlich ist: und endlich viertens, weil oft Roz und Lungensucht mit einander verbunden sind, oder, welches eben dasselbe ist, der Ausfluß aus der Schleimhaut ist oft mit dem Ausflusse aus der Lunge vergesellschaftet. Die alten Schmiede, weniger behutsam in ihren Untersuchungen, kannten die Natur der Krankheiten wenig; der Schein betrog sie. Die Aehnlichkeit zwoer Krankheiten führte sie irre; sie glaubten nicht zu fehlen, und fehlten nur in der Unterscheidung. Wollte aber jemand behaupten, daß der Roz in den Nieren, in der Milz, in der Leber, oder im Gehirn seinen Sitz habe, der würde sich gegen die ersten Anfangsgründe der Pferdezergliederung versündigen, und verrathen, daß er nicht wisse, daß diese Theile keine Gemeinschaft mit einander haben, und es folglich unmöglich sey, daß ein Ausfluß aus diesen Theilen durch die Nase erfolge. Es wäre diese Unwissenheit von Bedeutung und strafbar, denn diejenigen, welche sich einem solchen Pferdarzte überliessen, würden betrogen werden. Länger dergleichen Ungereimtheiten zu behaupten, weil sie fast allgemein sind; sie auch dann noch aus Bosheit und Neid unterhalten, wann ihre Falschheit schon erwiesen ist, sie vertheidigen, um sich der Wahrheit entgegen zusetzen, und so das Volk und die Pferdeliebhaber im Irrthume zu bestättigen, ist

schändlich, heißt seiner Eigenliebe das allgemeine Beste opfern, und seiner eigensinnigen Widerspenstigkeit wegen strafbar seyn.

Mein Vater, überzeugt durch die Zergliederungen der Pferde, von dem lächerlichen Wahne der Schmiede, über den Sitz des Rozes, bestrebte sich ihn aufzufinden, und entdeckte ihn endlich, nach vielfältigen mühsamen und kostbaren Versuchen im Jahre 1749 in der Schleimhaut. Diese seine Entdeckung, und die über diese Krankheit von ihm angestellten Beobachtungen, machte er in einer Schrift öffentlich bekannt, und überreichte sie der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Zween Aerzte nämlich Hr. Bouvard und Herissant, wurden von der Akademie ernannt, diese Schrift zu prüfen. Die meisten Schmiede fanden sich durch die Entdeckung meines Vaters beschimpft; wollten sich zur Wahrheit nicht bekennen, widersezten sich vielmehr, blieben auf ihrem System, und behaupteten, der Roz habe seinen Sitz in den Nieren, der Leber, der Lung u. s. w.

Es ist schwer Vorurtheilen zu entsagen, mit denen man geboren, aufgewachsen, und grau geworden ist. Man leget sie nicht ab, ohne zugleich von seinem Selbst einen Theil zu verlieren, und es

ist

ist unangenehm sich bewußt zu seyn, den größten Theil seines Lebens im Irrthum zugebracht zu haben. Die Eigenliebe gestehet am wenigsten, daß man nichts wisse. Auch blieben die Vertheidiger der alten Meinung vom Sitze des Rozes, ihrem Systeme beständig getreu; denn mit dem Verfalle desselben hätte ihr Ansehen zugleich einen Verlust gelitten. Daraus entstanden Streitigkeiten, und die Sache blieb einige Zeit im Publiko unentschieden. Jedoch die Wahrheit sieget doch, früher oder später, und zerstreuet den Nebel des Verstandes. Mein Vater, mehr angetrieben vom Eifer für das gemeine Beste, mehr gereizt von der Ehre, seinem Vaterlande zu nützen, mehr angefeuert von der Liebe zu seiner Kunst als von irgend einem Eigennutz, verfolgte seine Untersuchungen weiter, und fand endlich, daß es verschiedene Arten Ausflüße durch die Nase gebe. Er unterschied sieben Arten. Und zeigte im Jahre 1752, in einer zweyten Schrift, der königlichen Akademie der Wissenschaften, daß davon eigentlich nur ein einziger Ausfluß, Roz genannt zu werden verdiene. Es wurde diese Schrift den H. H. Morand und Bouvard zur Prüfung übergeben, und auch, gleich der erstern, gutgeheissen. Seitdem öffnete ich eine unendliche Menge rotziger Pferde, und fand allemal die Entdeckung meines Vaters bestättiget. Die

Schleimhaut war allemal angegriffen, wie ich solches vielen Pferdliebhabern, Stallmeistern und Schmieden mehr als einmal gezeigt habe. Ein gleiches that ich zweymal zu Versailles, und wieder im Jahre 1759, wobey die H. H. Brige, Kommendant des grossen königlichen Stalles, Croismare, Kommendant des kleinen Stalles, Lieutaud, Arzt der königlichen Kinder, Lasonne, erster Arzt der Königinn, Malouin, konsultirender Arzt der Königinn, und mehrere andere Herren, und viele Schmiede gegenwärtig waren.

Auf diese Art habe ich also jedermann wirklich überzeugt, der Sitz des Rotzes sey in der Schleimhaut. Im Monate April des 1761sten Jahres überreichte ich der königlichen Akademie der Wissenschaften hierüber eine Schrift, die ich in Gegenwart der Herren Akademisten vorlas, und aus denen mir die Herren Morand und Tenon zu Richtern ernannt worden sind.

Meine so oft wiederholten Oeffnungen roziger Pferde, die Beweise, die ich so vielmal in Gegenwart von Pferdefreunden, Stallmeistern und Schmieden geführt, und endlich die Versuche, die mein Vater, und nachher ich an gesunden Pferden, die, nachdem in die Schleimhaut eine schar-

fe

se Feuchtigkeit gespritzet wurde, rozig geworden sind, angestellet habe, lassen keinen Zweifel übrig, daß der Sitz des Rozes in der Schleimhaut sey. Es braucht nichts als Augen, um sich davon zu überzeugen. Nur einige hartnäckige Schmiede, welche zu ihrer Schande und aus Bosheit widersprechen, versagen ihr Zeugniß der Gewißheit und Wahrheit.

Ist der Sitz des Rozes einmal genau bekannt und bestimmt, so ist es leicht, ihn auch zu erklären.

Der Roz ist ein schleimigter, mit einer Entzündung und Schwörung der Schleimhaut verbundener Ausfluß durch die Nase. Dieser Ausfluß ist bald durchsichtig wie Eyweis, bald gelblich, bald grünlich, bald mit Eiter und Blut vermischt, je nachdem die Art des sogenannten wahren Rozes ist, jedoch ist er immer mit einer Geschwulst der limphatischen Drüsen, welche sich unter den Kanaschen befinden, vergesellschaftet.

Diese Drüsen sind zuweilen zu gleicher Zeit an den beyden Seiten der Kanaschen geschwollen, zuweilen auch nur auf der einen Seite; bald geschieht der Ausfluß nur durch ein Nasenloch, und

dann

dann sind die Drüsen nur auf dieser Seite geschwollen, bald erfolget er durch beyde Nasenlöcher, und es sind die Drüsen auf beyden Seiten zu gleicher Zeit geschwollen. Bald kommt der Ausfluß aus der Nase ganz allein, oft aber auch zugleich aus der Nase, der Luftröhre, und der Lunge. Diese Verschiedenheiten gaben zu folgenden Arten des Rozes Anlaß.

Seiner Natur gemäß wird der Roz erstens in den eigentlich sogenannten, und zweytens in den uneigentlich sogenannten Roz eingetheilt.

1.) Der eigentlich sogenannte Roz, ist ein Ausfluß, der aus der Schleimhaut kömmt. Und es giebt im wahren Verstande keinen andern Roz als diesen. Man unterscheidet zwo Arten derselben. Die eine, wann das Pferd Blut aus der Nase auswirft, und wo man längst der Scheidewand viele Geschwüre entdecket, welche sehr wenig Eiter; und etwas von einer schwärzlichten saniesen Materie enthalten. Die andere, wo man entweder gar keine, oder doch sehr wenige Geschwüre entdecket, hingegen aber sehr viel Eiter wahrnimmt, der von der Limphe herrühret. In dieser zwoten Art sind alle Nasenhöhlen und schwammigte Beine mehr oder weniger mit Eiter angefül-

let,

wo sie es im Gegentheil bey der erstern nicht sind.

Die erste Art entstehet meistens von einer Wurmkrankheit und ist fast allemal ansteckend, welches bey der zwoten Art des Rozes nicht zu geschehen pflegt.

Der uneigentlich sogenannte Roz, ist jeder Ausfluß, der nicht aus der Schleimhaut, sondern aus einem andern Orte kömmt. Er ist kein Roz, und man hat ihm mit Unrecht diesen Namen gegeben.

2.) Ich unterscheide noch jeden Roz in den ansteckenden, und nicht ansteckenden.

Der ansteckende Roz ist derjenige, der sich von einem rozigen Pferde einem gesunden mittheilet: uud es gielt dieses nur von dem wahren Roze der ersten Art und der Kehlsucht; alle andere Arten sind nicht ansteckend.

Der nicht ansteckende Roz heißt derjenige, der sich einem gesunden Pferde nicht mittheilet. Hieher gehören: der Strengel, der Kelchenroz, der Roz der

Lun-

Lungensucht, ausgenommen, es wäre eine Krankheit mit der andern verbunden.

Der eigentlich sogenannte Roz unterscheidet sich zuförderst in den einfachen und den zusammengesetzten; dann in den ursprünglichen und zufälligen, drittens endlich in den entstehenden, anhaltenden, und veralteten Roz.

Der einfache eigentlich sogenannte Roz ist jener, der nirgend anders herkömmt als aus der Schleimhaut.

Der zusammengesetzte Roz kommt zu gleicher Zeit aus der Schleimhaut, und der Luftröhre, oder aus der Lunge.

Der ursprüngliche Roz heißt derjenige, der vom jeden andern Ausfluß unabhängig ist.

Der zufällige Roz wird jener genannt, der auf den uneigentlich sogenannten oder falschen Roz folget, wie in der Lungensucht, und Strengel.

Der entstehende Roz ist blos mit einer einfachen Entzündung vergesellschaftet.

Der anhaltende Roz hat schon Geschwüre in der Schleimhaut zu seinen Begleitern, oder er bestehet nur in einem einfachen Ausfluß.

Der veraltete Roz verräth sich durch einen eiterigten jauchigten Ausfluß und erschwertes Athemholen.

Von dem uneigentlich sogenannten oder falschem Roze giebt es drey Arten, nämlich: Kehlroz, Strengel, und Keichenroz.

Die ersten Ursachen des Rozes sind uns nicht bekannt. Einige glauben daß es ein scharfes, saures Gift sey; scharf: weil es die Blutgefäße der Schleimhaut zusammenziehet, und die Theile entzündet, die es angreift; Sauer: weil es die Lymphe verdicket, und die Ränder der Geschwüre verhärtet; doch ist dies alles nur Hypothese.

Ich, meines Theils, übergehe die Untersuchung der ersten Ursachen des Rozes, und befriedige mich, wenn ich die nächsten, als gewisse und unwidersprechliche Ursachen anführe.

Es ist unstreitig, das in dem eigentlichen oder wahren Roze eine Entzündung der Drüsen der Schleim-

Schleimhaut obwalte. Diese Entzündung macht, daß der Schleim häufiger abgesondert, und der Ausfluß des entstehenden Rozes stärker wird. Hält die Entzündung an, so werden davon die Ausleerenden Gefäße der Drüsen zusammengezogen, der Ausfluß des Schleimes gehemmt, und gezwungen, in den Höhlen der Drüsen zu verbleiben, wo er, durch die Wärme in Gährung gebracht, in Fäulniß übergeht, und Eiter wird. Daher entspringet der eiterhafte Ausfluß des anhaltenden Rozes.

Die Entzündung verdicket die in den lymphatischen Gefäßen enthaltene Lymphe, welche Gefäße in der Schleimhaut sehr häufig sind, daher sie auch kallös gefunden werden.

Der Eiter, wenn er stille steht, wird scharf und ätzend, greift die benachbarten Theile an, zernaget das Bein, und zerreisset die Blutgefäße. Das ausgetretne Blut vermischet sich sodann mit dem Eiter, daher denn der eiterartige, schwärzliche und blutige Ausfluß.

Die Entzündung ist also die wahre Ursache des Rozes.

Die Entzündung erkennet, wie ich schon an seinem Orte gesagt habe, ihre allgemeinen und besondern Ursachen.

Die allgemeinen Ursachen der Entzündung in der Schleimhaut sind; eine zu grosse Menge Bluts, und eine Verdickung desselben.

Zu diesen allgemeinen Ursachen gesellen sich noch die besondern oder örtlichen, welche die Entzündung blos in der Schleimhaut, und nicht in einem andern Theile des Körpers bewirken. Diese besondern Ursachen sind:

Erstens; die verringerte Widerstehungskraft der Gefäße der Schleimhaut, welche oft durch einen Schlag auf die Nase veranlasset wird. Haben die Gefäße einmal ihre Widerstehungskraft verloren, so können sie nicht mehr auf die in ihnen enthaltenen Flüßigkeiten zurückwirken, welche sodann in eine Stockung, Geschwulst, und Entzündung gerathen.

Zweytens: das Zerreissen der Gefäße der Schleimhaut, welches erfolget, wenn irgend ein Körper mit Gewalt in die Nase des Pferdes gestossen wird. Sind nun die Gefäße zerrissen, so

schlies-

schliessen sich ihre Ende, hemmen den Kreislauf des Blutes, und es entstehet eine Entzündung.

Drittens: alle scharfe, reizende, fressende und ätzende Einspritzungen in die Nase; diese ziehen die äussersten Ende der Haargefäße in der Schleimhaut zusammen; daher auch Geschwulst und Entzündung.

Viertens: Die Kälte, wenn zuvor das Pferd erhitzet war; dadurch werden Lymphe und Blut verdicket, die Gefäse zusammengezogen, der Schleim zähe gemacht, die Drüsen verstopft, und eine Entzündung hervorgebracht.

Fünftens, der Wurm; die Feuchtigkeit des Wurms breitet sich aus, und greift nach und nach die verschiedenen Theile des Körpers an. Sobald sie die Schleimhaut ergriffen hat, verursachet sie daselbst Geschwüre, und es entstehet der wahre Roz der ersten Art.

Sechstens: öfter auch eine Entzündung, Verschwörung und ein Ausfluß aus dem Thränenkanal. Ist dieser Kanal entzündet, so entstehet ein scharfer Eiter, welcher die Nasenhöhlen und die

schwam-

schwammigten Beine anfrißt, und den Ausfluß hervorbringt, der sich bald darauf zeiget.

Die Thränen, welche aus dem Thränenkanal am Ende der Nasenlöcher hervorquellen, ergiessen sich und befeuchten solche. Ihre Bestimmung, wie ich glaube, ist, daß die Luft nicht so heftig die Nasennerven reize. Ist einmal der Thränenfluß unterdrückt, so findet die Luft in ihrer Wirkung keinen Widerstand mehr, sie fährt mit Gewalt in die Nase, und drucket stark auf die Scheidewand und die schwammigten Beine. Ich habe bey rozigen Pferden den Thrähnenfluß in die Nase gehindert gesehen; ja sogar beobachtete ich, daß viele Pferde, bey welchen dieser Thränenfluß in die Nase unterdrückt war, rozig geworden sind. Es geschiehet dieses oft bey Pferden, die von langer Zeit her, die schon seit mehrern Monaten drüsigt sind, die also blos durch Unterdrückung dieses Thränenflusses rozig werden.

Die vornehmsten Zufälle des Rozes sind: ein Ausfluß durch die Nase, und eine Geschwulst der lymphatischen Drüsen unter der Kanasche.

Erstens ist der Ausfluß häufiger als im gesunden Zustande; weil die Entzündung die Fiebern

reizt, sie in öftere Schwingungen versetzt, und auf diese Art mehr Schleim abgesondert wird. Dazu kömmt noch, daß in einer Entzündung das Blut in grösserer Menge auf den entzündeten Theil zufließt, and also die Absonderung desto häufiger macht.

Zweytens, ist der Ausfluß im Anfange des Rozes von natürlicher Farbe, durchsichtig wie Eyweiß, weil nur eine einfache Entzündung ohne Geschwüre vorhanden ist.

Drittens, hält der Roz an, so wird der Ausfluß eiterigt, weil schon ein Geschwür da ist, das Eiter von sich giebt, der sich mit dem Roze vermischt.

Viertens; ist der Roz veraltet; so wird der Ausfluß schwärzlich, mit Blute und Eiter vermenget, weil bereits der Eiter einige Gefäße zerfressen hat, und sich mit selbem das Blut vermischen kann.

Fünftens, manchmal vermindert sich der Ausfluß, ja, er hört zuweilen gar auf — welches beynahe immer ein gewisses Zeichen des eigentlichen Rozes ist — weil der Eiter in eine grosse Höhle gedrungen, wie z. B. in die Höhle des Kinnbackens,

und

und nicht wieder eher heraus kann, als bis die Höhle voll ist.

Der Roz greift bald die Stirnhöhlen, bald Kinnbackenhöhlen, bald die schwammigten Beine an, bald setzt er sich in zweenen, bald in dreyen dieser Theile, auch in allen zu gleicher Zeit; je nachdem nämlich die Schleimhaut an einem Orte mehr als an dem andern entzündet ist, oder die Entzündung mehr oder weniger sich ausbreitet. Der Roz wird also in den Stirnhöhlen seyn, wenn die Schleimhaut daselbst entzündet ist; er wird in den Kinnbackenhöhlen seinen Sitz haben, wenn da die Schleimhaut entzündet ist, er wird unter gleicher Bedingung die schwammigten Beine angreifen, unter gleicher Bedingung alle Theile zugleich überfallen. Die Entzündung fängt gemeiniglich auf der Oberfläche der schwammigten Beine und der Scheidewand an. Ich war lange über die Geschwulst der lymphalischen Drüsen unter der Kanasche in Ungewißheit. Ich konnte nicht begreifen, warum diese Drüsen allemal beym wahren Roze angeschwollen sind? Aber nach genauem Nachdenken fand ich endlich die Ursache davon. Die Beobachtungen, welche mein Vater über die Natur dieser Drüsen angestellet hat, wiesen mir den Weg zu meiner Entdeckung. Versichert, daß diese Drüsen,

wie es schon mein Vater gesagt hat, keine Speicheldrüsen — denn sie haben keinen Gang, durch welchen der Speichel in das Maul kommen könnte — sondern lymphatische Drüsen sind, indem einer jeden ein beträchtlicher Kanal eigen ist, der aus ihnen entspringt, und sich abwärts in einen grossen lymphatischen Kanal begiebt, der sich längst der Luftröhre befindet, um die Lhmyhe in die Achselblutader zu bringen, so untersuchte ich also vom neuen den Kreislauf der Lymphe, die Bauart der Drüsen, und jene der lymphatischen Adern.

Als ich vom Kreislaufe der Lymphe redete, sagte ich, daß die lymphatischen Adern cylinderförmige Kanäle sind, welche die nährende Lymphe aus allen Theilen des Körpers in den gemeinschaftlichen Behälter des Pequet, oder in die Achselblutader führen. Diese Adern werden von Zeit zu Zeit von Drüsen durchschnitten, in denen die Lymphe abgesetzet wird. Jede Drüse ist mit zween Kanälen versehen, der eine ist das Ende einer lymphatischen Ader, und bringet die Lymphe in die Drüse: der andere Kanal nimmt sie wieder von der Drüse auf, um sie weiter fortzuführen.

Die unter den Kanaschen liegenden lymphatischen Drüsen haben gleich falls zween Kanäle,

oder,

oder, welches einerley ist, zwo lymphatische Adern; die eine bringet die Lymphe der Schleimhaut in diese Drüsen: die andere nimmt die Lymphe von diesen Drüsen auf, und leitet sie in die Achselblutader.

Nach dieser Theorie ist es nicht mehr schwer, die Drüsengeschwulst unter den Kanaschen zu erklären.

In einer Entzündung werden alle Säfte, wie wir schon gesagt haben, welche in den benachbarten Theilen abgesondert werden, dicker; daher denn auch die Lymphe der Schleimhaut verdicket werden muß. Nun bestehen die Drüsen aus Gefäßen, die tausendfältig in einander gekrümmet sind. Es kann sich demnach die verdickte Lymphe in denselben nicht gehörig bewegen, stocket und verursachet eine Geschwulst.

Sobald die Schleimhaut schwürig ist, vermischet sich der Eiter mit der Lymphe, giebt ihr eine scharfe Beschaffenheit. Diese Schärfe der Lymphe reizet die Gefäße der Drüsen, ziehet sie zusammen, und wird eine von den nächsten Ursachen der Geschwulst.

Es ist nicht schwer, ebenfalls nach dieser Theorie, zu erklären, warum in der Kehlsucht, Strengel, und in der Lungensucht, die lymphatischen Drüsen unter der Kanasche zuweilen geschwollen sind, zuweilen wieder nicht; oder, was eben dasselbe ist, warum ein Pferd manchmal drüsigt ist, und manchmal nicht?

Im Strengel sind die Drüsen unter der Kanasche nicht geschwollen, weil dieses Uebel nur von einer einfachen zurückgetretenen Feuchtigkeit der Ausdünstung durch die Nase, ohne eine Entzündung der Schleimhaut, entstehet. Sie schwellen aber, wenn die Drüsen der Schleimhaut entzündet werden.

In der gutartigen Kehlsucht, ist das Pferd nicht drüsigt, weil die Schleimhaut nicht angegriffen ist; aber in der bösartigen Kehlsucht erzeugt sich ein Geschwür oben an der Luftröhre; der Eiter, indem er durch die Nase läuft, und sich zuweilen verweilet, frißt die Schleimhaut an, macht in ihr Geschwüre, und das Pferd drüsigt.

In der Lungensucht ist das Pferd nicht drüsigt, weil der Eiter aus der Lunge kömmt, und gutartig ist; auch ist er nicht scharf genug, um

so=

sogleich Geschwüre in der Schleimhaut zu erzeugen. Aber in der Länge, wenn sich der Eiter in der Nase verweilet, wird er scharf, reizet die Fibern der Schleimhaut, entzündet sie, und das Pferd wird drüsigt.

In allen diesen Krankheiten ist das Pferd nur auf einer Seite drüsigt, weil die Schleimhaut nur auf einer Seite angegriffen wird, hingegen wird es auf beyden Seiten drüsigt, wenn die Schleimhaut auf beyden Seiten verlezt ist. Die Ursache davon ist, weil die Gefäße der Drüsen der einen Seite keine Gemeinschaft haben mit den Drüsengefäßen der andern Seite.

Wenn also in der Lungensucht, und in der Kehlsucht das Pferd geschwollene Drüsen hat, so pflegen sie gewöhnlich auf beyden Seiten geschwollen zu seyn, weil der Ausfluß, der vom hintern Theile des Mundes oder aus der Lunge kömmt, und über dem Gaumensegel auf beyden Seiten zugleich in die Nase dringet, auf der einen sowohl wie auf der andern Seite die Schleimhaut angreift. Indessen ist es hier dennoch möglich, daß das Pferd nur auf einer Seite drüsigt seyn könne, weil der Eiter auf der einen Seite länger verweilen und die Schleimhaut stärker angreifen kann

als auf der andern, oder weil die Schleimhaut, vielleicht durch einen heftigen Schlag, mehr auf der einen Seite geneigt ist zur Entzündung als auf der andern.

Es ist nichts wichtiger, auch zugleich nichts härter, als jeden Ausfluß durch die Nase von einem andern genau zu unterscheiden. Dazu gehört viele und lange Uebung, anhaltendes Studium dieser Krankheiten.

Um richtig urtheilen zu können, muß man mit diesen Ausflüssen wohl bekannt seyn, sonst ist man alle Augenblicke dem Fehlen unterworfen. Das Auge und das Gefühl sind hier die sichersten Anführer.

Der eigentliche oder wahre Roz, indem er durch die Nase fließt, kann sehr leicht mit jedem andern Ausflusse, der gleichfalls durch die Nase geschieht, verwechselt werden. Die Farbe des Ausflusses ist kein hinreichendes Unterscheidungszeichen, und kann nicht als Regel gelten. Ein Zeichen allein ist überhaupt niemals hinlänglich, um den Roz zu unterscheiden. Man muß alle Zeichen, wenigstens zwey zusammen nehmen, um hier den ächten Unterschied zu treffen.

Wirft das Pferd ohne zu Husten aus der Nase aus, hat es geschwollene Drüsen, ist es munter wie gewöhnlich, säuft und frißt es mit Lust, ist es fett und schönhaarig, so hat man Ursache zu glauben, daß es den eigentlichen Roz habe.

Auch dann hat es ganz gewiß den wahren Roz, wenn es nur auf einer Seite geschwollene Drüsen hat und wenig auswirft; jedoch müssen die obigen Umstände dieselben seyn.

Wenn hingegen der Ausfluß auf gleiche Weise durch beyde Nasenlöcher geschieht, und nur blos eiterhaft ist, wenn das Pferd hustet, traurig, niedergeschlagen ist, wenn es eckelt und mager ist, verwirrte Haare, und keine Drüsengeschwulst hat, so ist der uneigentlich falsche Roz vorhanden.

Folgt dieser Ausfluß auf eine Brustentzündung, so kömmt er aus der Lunge, und heißt der Lungenroz, von dem ich seines Orts handeln werde.

Folgt er auf die Kehlsucht, so rühret er von einem Geschwüre oben an der Kehle her, und ist der Roz der Kehlsucht.

Wenn das Pferd einen durchsichtigen Schleim auswirft, vor dem Ausfluße aber traurig und eckelhaft war, so kann man auf den Strengel schliessen, und das mit Gewißheit, wenn dieser Ausfluß 12 oder 14 Tage anhält.

Wenn das Pferd zugleich aus beyden Nasenlöchern einen eiterigten Roz, oder nur Roz allein auswirft, ohne geschwollne Drüsen zu haben, so hat es die Lungensucht, wenn aber das Pferd erst in der Folge geschwollene Drüsen bekömmt, so ist es ein zusammengesetzter Roz; nämlich Lungensucht und Roz zugleich.

Man erkennet den eigentlichen Roz, wenn der Ausfluß einfach schleimigt ist, und die lymphatischen Drüsen unter der Kanasche geschwollen sind. Die Rozdrüsen verrathen sich nicht so sehr an ihrer Grösse und Zusammenhang, als am besten an ihrer Härte.

Diejenigen, welche wenig geschwollene Kehldrüsen gesehen haben, halten solche für nicht unterschieden von den Rozdrüsen. Von aussen sind sie hart, weich von innen, drückt man sie, so fühlet man eine Höhle in ihrer Mitte, und einen Widerstand. Sie sind empfindlich; die Rozdrüsen aber nicht.

Wenn

Wenn das Pferd Zeichen der Empfindlichkeit giebt, so geschieht es nur in der Haut, und in den Einwickelungen der Drüsen. Ich kenne niemanden, der auffer mir diese wesentliche Anmerkung und Unterscheidung gemacht hätte. Ein geübter Pferdarzt muß gleich aus den ersten Zufällen des Rozes ein bestimmtes Urtheil darüber fällen können, die aber der größte Theil erst dann — schon zu spät — erkennt, wenn schon die Krankheit zuweit gekommen ist, und das Pferd bald aufgegeben werden muß, besäße man eine richtige Kenntniß von diesen Drüsen, so würde man sicher allezeit dieses Uebel heben, welches weit besser wäre, als alle die Mühe, die man sich giebt, ein Mittel für den hartnäckigen Roz zu finden. Dadurch würde man viele Pferde am Leben erhalten, welche aus Mangel der im Anfange dieser Krankheit erforderlichen Einsicht darauf gehn müssen.

Es ist schon lange, daß ich einen Vorschlag gemacht habe, wie die Schmiede, und alle, so Pferde halten, in der Erkenntniß dieser Krankheit, vorzüglich in Ansehung ihres Anfangs, unterrichtet werden sollen. Man würde die meisten Pferde wieder herstellen, und dürfte nicht warten, bis sich der veraltete Roz darstellt, und man das Pferd umbringen muß, wo es indessen viele andere kann

ab-

angesteckt haben. Dieser Vorschlag fand gute Aufnahme, aber nicht eine so gute Ausführung, und man sieht noch immer eben so viele Pferde zu grunde gehen.

Daß der eigentliche oder wahre Roz anhaltend sey, lehrt ein eiterhafter Ausfluß, verbunden mit Geschwüren in der Schleimhaut, und geschwollenen Drüsen. Ist dieser Ausfluß zugleich mit Blut vermischt, so ist der wahre Roz schon veraltet.

Man erkennet ihn noch aus dem unterdruckten Thränenflusse, und aus den trocknen Nasenlöchern, besonders, wann das Pferd in Bewegung ist. Ueberhaupt hat jeder Pferdekenner wenn er ein Pferd kauft darauf zu sehen, ob die Nasenlöcher feucht sind, wenn er dasselbe bewegt. Es ist ein grosser Fehler, wenn sie es nicht sind. Der Roz ist nach Beschaffenheit des Ausflusses, und nach dem Alter der Krankheit mehr oder weniger gefährlich.

Der gutartige Kehlroz, und der Strengelroz sind nicht gefährlich, und dauern gewöhnlich nicht länger denn 12 Tage, wenn man die gehörigen

Mit=

Mittel anwendet. Vernachläßigt können sie in wahren Roz ausarten.

Der veraltete Lungenroz ist unheilbar.

Der entstehende eigentliche Roz kann noch geheilt werden, selten der anhaltende, und dies mit vieler Mühe, noch heute nicht der veraltete.

Der einfache Roz ist weniger gefährlich als der zusammengesetzte, und nur der wahre eigentliche Roz ist ansteckend. Es ist von Wichtigkeit, die verschiedenen Arten des Rozes genau zu kennen, und zu wissen, welche noch heilbar sind. Viele Auslagen werden dadurch erübriget, indem man sich mit unheilbaren Pferden nicht länger abgiebt.

Viele werden am Leben erhalten, die man sonst ohne Noth tödtet, und die Ansteckung wird verhütet, weil man nur die ganz gewiß unheilbaren wegschaffet.

Was die Curart betrifft, so wird der eigentliche oder wahre Roz im Anfange öfter noch geheilt, wenn nämlich schickliche Mittel dagegen gebraucht werden.

Da eine Entzündung der Drüsen in der Schleimhaut die Ursache des anfangenden Rozes ist, so sind hier die Mittel wider die Entzündung anwendbar. Sieht man also, daß Pferd sey drüsigt, so lasse man ihm zur Ader, und widerhole es, wenn es die Umstände erheischen; das ist das wirksamste Mittel: dann versuche man, die Gefäße zu erweichen, um den Umlauf der Säfte in denselben zu befördern; dieses bewirken Einspritzungen in die Nase aus erweichenden Kräutern bereitet, z. B. aus Pappeln, Eibisch, Wollkraut, Bernglau, Tag und Nachtkraut, Steinklee, Kamillen und Hollunderblüthe. Nebst dem lasse man den Dunst von diesen abgekochten Kräutern, vorzüglich den Dunst des warmen Wassers, worinn Kleyen oder Gerstenmehl gekocht worden sind, dem Pferde in die Nase einziehen. Auch pflegt man demselben einen mit warmen Kleyen gefüllten Sack auf den Kopf zu binden.

Gleichfalls ist es nützlich, dem Pferde einige kühlende Klystire beyzubringen, um dadurch die starke Bewegung, und den zu starken Zufluß des Blutes in die Schleimhaut zu vermindern.

Uebrigens gebe man dem Pferde weniger Heu, und warme Kleyen in einem Sacke zu fressen; der

davon emporsteigende Dampf erweichet und lindert die Entzündung.

Im anhaltenden Roze reinige man die Geschwüre, erweiche die kallösen Theile, bringe sie in Eiterung, und trachte, sie durch eine Narbe zu schliessen.

Die erste Anzeige fodert reinigende Mittel, um nämlich die Geschwüre zu säubern, um gesundes Fleisch und eine Narbe zu erhalten. Dazu dienet vorzüglich eine Einspritzung in die Nase aus abgekochten Osterluzey, Enzian und Tausendgüldenkraut bereitet.

Ist der Ausfluß in seiner Farbe verändert, weiß, dick, und gutartig, so spritzt man Gerstenwasser mit Rosenhonig ein. Sehr selten mißlingt dieser Versuch. Ich selbst habe die bösartigsten und hartnäckigsten Geschwüre durch den Dunst dieser erweichenden Kräuter geheilet, und hülft es nicht allzeit, so ist die Ursache, weil der Dunst nicht in alle angegriffenen Theile, viel weniger in die schwammigten Beine dringen kann.

Um endlich die Geschwüre auszutrocknen, und die Heilung zu vollenden, spritze man das zweyte

Kalk-

Kalkwasser ein; weil aber die in die Nase eingespritzte Materie nicht in alle Theile gebracht werden kann, erfand mein Vater den Trepan; den sichersten Weg, den anhaltenden Roz zu heilen, welcher von der weiter oben berührten Art ist, wo die Höhlen mit einem dicken und zähen Eiter angefüllet sind, und der von dem häufigen Anprellen der Luft entstehet. Bey dieser Operation bedienet man sich nicht der Krone des Trepans, wie Hr. Barthelet in seinem Buche, The gentemens farrioery, glaubt, sondern eines Bohrers, der eine hinlänglich grosse Oeffnung bohret, um ein Röhrchen darein stecken zu können.

Die Art des Hrn. Barthelet war lange bey mir in Uebung. Ich aber war damit niemals glücklich, sondern fand allemal, daß der aus dem Geschwüren fliessende Eiter, schwärzlich und mit Blut vermenget war. Die Ränder der Schleimhaut waren an dem Orte, wo ich den Trepan ansetzte, kallös, und der herauskommende Eiter bösartig. Ich beobachtete, daß die Luft, da sie in zu grosser Menge und mit Gewalt hineindrang, eben die Wirkung auf die Schleimhaut äusserte, welche zu warme, zusammenziehende, oder etwas ätzende Einspritzungen würden geäußert haben. Erst während der Heilung nahm ich es aus dem häufigen

und

und dicken Schleim der Nase wahr, welches mir bey den Pferden, die ich nach meines Vaters Art trepanirte, nicht widerfuhr. Nach Oeffnung dieser und jener Pferde habe ich mich davon völlig überzeugt. Die letztern waren so, wie ich sie oben beschrieb, die andern, in dem ganz natürlichen Zustande dieser Krankheit. Ich halte dieses für das beste Mittel, den anhaltenden Roz zu heilen.

Nach der zwoten Anzeige soll man die kallösen Ränder der Geschwüre erweichen. Hiezu würden am besten ätzende Mittel, scharfe Einspritzungen dienen. Da man sie aber nicht gerade an die kallösen Theile allein bringen kann, und sie also die gesunden zerfressen, reizen und Geschwüre erzeugen, so machen sie das Uebel nur grösser, und es ist also unmöglich, damit den Roz zu heilen.

Das Räuchern ist ein sehr gutes Mittel, und ich sahe die besten Folgen davon. Um den Rauch gut anzubringen, erfand mein Vater ein Gefäß, worinn Zucker oder irgend eine andre reinigende Materie verbrannt ward; der Rauch davon stieg durch eine lange auf das Gefäß passende Röhre in die Nase. Es geschieht freylich selten, daß man mit diesen Mitteln im anhaltenden Roze was ausrichtet. Nebst dem, daß die hintern Theile zer-

rüttet sind, haben wir noch nicht genug gründliche Kenntnisse davon, die doch schlechterdings nöthig sind. Ich bemühte mich mit Vorsatz, und wie noch keiner gethan hat, die Nase genau zu beschreiben, und die Gemeinschaft der schwammigten Beine unter einander, und ihre mannigfaltigen Krümmungen zu zeigen. Die Anatomie dieser Theile hat mir treffliche Dienste geleistet, so, daß ich die Instrumente bis auf den Grund der Nase bringen konnte.

Ich werde mich bemühen ein Mittel wider diese durch ihr Alter unheilbare Krankheit zu erfinden. Finde ich es, so glaube ich der Gesellschaft nützlich gewesen zu seyn, und die Pflichten meines Berufs erfüllt zu haben; ich werde es aber erst nach vielen wiederholten Versuchen bekannt machen. Aus Hochachtung für das Publikum will ich es nicht täuschen. Mein Vater bewies, daß er weder ein Marktschreyer, noch ein Betrüger war; ich bin ihm noch immer gefolgt, und werde es auch in der Zukunft thun.

Beym veralteten Roze, wo die Geschwüre häufig, tief und mit Blute vermischt sind, wo die Gefäße angefressen, die Beine zernaget, die Schleim-

haut

haut zu dick ist, erwarte ich keine Heilung. Man tödte das Pferd, und erspare sich die Kosten.

Siehet man, daß der Ausfluß der Thränen durch die Nase gehemmet ist, so muß man den Thränenkanal entweder von oben nach unten, oder von unten nach oben, wo es leichter angeht, einspritzen. Lieber rathe ich die Thränengänge, besonders im untern Augenliede, einzuspritzen; denn der Thränenkanal ist oben enger als unten, und kann also in diesem Falle die zu dicke darinn enthaltene Materie, ohne demselben zu schaden, herausgeschaft werden. Die Einspritzung kann aus wenig gekochtem Leinsaamenwasser bestehen; in der Folge bedienet man sich reinigender Einspritzungen.

VIII.

Inn=und ausländische Verordnungen, die zum Besten der Thierarzney und Viehzucht bekannt gemacht worden sind. *)

I.

Kaiserl. Königl. Verordnung,

enthaltend einige Vorsichten zur Verhütung der Viehseuchen.

Seine Majestät haben vermittelst eines eingelangten höchsten Hofdekretes vom 12 Jenner d. J. auf die von hieraus über jene bey der königl. Stadt Bidschow, wie auch bey der Herrschaft Chlumez, Milletin und Dimokur, dann bey der Herrschaft Kosteletz im Oktober und November v. J. ausgebrochene, jedoch wieder gedämpfte Viehseuche unterm 10. December l. J. aller unterthänigst erstatteten zween Berichte, die von einvernommenem Professor Wolstein gemachten Anmerkungen, mit dem gnädigsten Befehle zur weitern Verfügung und Vorkehrung im Lande, dann gehöriger Anwei=

*) Zu dieser Lieferung nehme ich die ausländischen Verordnungen aus dem ersten Alphabet der Sammlung ausserlesener deutscher Gesetze, von Hrn. Bergius. Frankfurt am Mayn. 1781.

weisung und Belehrung der Landesinsassen anhero remittiren zu lassen geruhet.

Da nun vermöge der Anmerkungen, das herrschende Uebel in allen Orten, wo es Thiere angegriffen hat, in der sogenannten Lösedürre besteht, die eine ansteckende böse und kontaglöse Krankheit ist, wozu zwo Ursachen Anlaß gegeben, die eine seye offenbar, die Innhaber der Thiere haben sie nicht nur errathen, sie haben sie fast gekannt.

Sie besteht indem, daß sie den Thieren verdorbenes Futter gereichet, daß sie das Vieh auf Weiden getrieben haben, die niedrig gelägert, die überschwemmt und folglich Gras genossen haben, das faul, verdorben, kothig, mit einem Worte: das ungesund war.

Die zweyte Hauptursache, die dazu Anlaß gegeben haben mag, werde im späten Austreiben liegen und in dem bestehen, daß die Thiere Futter genossen haben, das verartet, verdorben, mit Reif bedeckt, durch Schneewasser entkräftet, durch die Kälte verdorben war; zu diesen beyden Ursachen werden sich nicht zweifelhaft, sondern ganz gewiß gähling einstellen, Mangel an gesunder Luft, Mangel am Steinsalz, Mangel oder übertriebene Wirthschaft am hinreichenden guten Futter.

Als wird der kön. Herr Kreishauptmann all dieses im dortigen Kreise, gesammten Dominien, Gemeinden und Insassen zur genauesten Beobachtung bekannt zu machen, auch dieselben zum Gebrauche des Steinsalzes für das Vieh, als die einzige, die gröste und beste Präservativarzney anzufrischen und zu belehren haben, daß Selbe auf die Reinigkeit der Ställe, auf die Reinigkeit der Thiere, dann auf die Reinigung und Erfrischung der Luft in ersagten Ställen, wie auch auf reines Wasser, auf genugsames und gutes Futter ihr beständiges Augenmerk richten, und besonders das Hornvieh im Frühjahre nicht so früh auf die Weide treiben sollen, weil Gefahr ist, daß sonst die Krankheit im Frühjahre wieder komme und ärger werde, als sie war.

Hiernächst auch den Königgratzer Physikum wegen Abhäutung des gefallenen Viehes und Gebrauch der Häute, auf jene, von dem Herrn Professor Wolstein gemachten Anmerkungen über die Viehseuche im zehnten Abschnitte pag. 117. dann auf dessen Buch von Viehseuchen für die Bauern im 7. Kap. pag. 69. zu verweisen haben. Prag den 26. Jänner 1784.

Kai-

2.

Kaiserl. Königl. Verordnung,

auf welche Art den Viehseuchen bey der 1784 gewesten Ueberschwemmung vorzubeugen.

Von einem k. k. böhmischen Landesgubernio wegen den sämmtlichen Dominien des Königgreich es zu bedeuten: Es hätten Se. k. k. Majestät mittelst eines eingelangten höchsten Hofdekretes vom 22. April d. J. allergnädigst zu befehlen geruhet, daß gegenwärtige, von dem Professor der praktischen Vieharzney in Wien, Johann Gottlieb Wolstein, Sr. Majestät überreichte Vorkehrungsanstalten und Regeln, welche dem Landvolke zur Abwendung der besonders heuer zu befürchtenden Viehseuchen in Ansehung des Austreibens, der überschwemmten Weiden und dem Verhalten der Thiere möglich seyn könnten, und die zum Besten sowohl der Dominien, als der Unterthanen abzielen, um dadurch die schädliche Viehseuche bestens hintan zu halten, nach den Lokalumständen auf das Genaueste befolgt werden mögten.

Man besorgt nämlich, daß die Hornviehseuchen heuer gemeiner und heftiger seyn werden, als sie in andern Jahren gewesen sind. Die Gründe, die diese Sorgen angeben, sind vielfach. Der Win-

ter ist lang, heftig und gegen andere Winter verglichen, außerordentlich kalt gewesen; weil nichts in der Natur geschieht, was ohne Wirkung ist, so glaubt man, daß diese besondre Witterungskonstitution ihre Eigene machen müsse; für die Thiere, die bereits sieben Monate in Ställen eingesperrt gewesen, während dieser langen Zeit im faulen Dunste gestanden, auf dem Miste gelegen sind, denen es bisher an Bewegung, am Lichte, an Luft, vielleicht an Nahrung und Steinsalze gefehlt, die vielleicht gar Hunger gelitten haben, seyen die Eindrücke der vergangenen und gegenwärtigen Witterungskonstitution zu fürchten.

Diese Ursachen zusammen, müssen die Körper der Thiere verändert, und ihnen mehr geschadet haben, als den Gewächsen, welche die Luft berührt, der Wind bewegt, welche Stamm und Wurzeln in vollem Maaße ernähren, und weil nach einem so langen und schweren Winter, wie der verflossene gewesen ist, das größte Uebel im Futtermangel bestehet, so besorgt man, daß die Landleute ihr Vieh zu früh auf die Weide treiben werden, daß sie den Thieren zu schnell die Luft verändern, daß sie diese Geschöpfe ohne Vorbereitung, vielleicht mit nüchtern Mägen, vielleicht auch bey übler Witterung in die Kälte, in Wind und Regen u. s. f. zu schnell

und

und zu lange einer Witterung Preis geben werden, die neue Eindrücke machen, die die Körper aufs Neue verändert, die ihnen mehr Schaden verursachen kann, als der Winter verursachet habe. Welches um so mehr zu besorgen seye, weil bey der Jahreszeit, in der wir jetzt sind, und vielleicht bis zur Hälfte des Mayes seyn werden, wegen des häufigen Schnees in den Gebirgen das Wasser ungesund, die Luft und die Erde kalt, die jungen Gewächse ohne Kraft, das überwinterte Gras verdorben, verfault seyn müsse, daß folglich das Vieh auf den Weiden keine andere als ungesunde, als schädliche Nahrung finden und genieſſen könne. Am meisten aber schadet diese Nahrung, wenn sie die Thiere nüchtern, das ist, bei leerem Magen verschlingen, daher dem Landmanne folgende Warnungen zu geben sind:

I. Daß die Landleute, ehe das Vieh aus den Ställen gelassen wird, etliche Tage vorher Fenster und Thüren öffneten, daß sie bey Tage beyde (besonders bey gutem Wetter) in der Nacht aber die Thüre jedoch nicht die Fenster zumachten.

II. Daß die Viehinnhaber nach dieser getroffenen Anstalt ihr Vieh Vor- und Nachmittag bey den besten Witterungsstunden nach gereichtem Futter

ter und Getränke, eine Weile in reinen und gesäuberten Höfen, oder irgends einem andern reinen Platze (wo sie weder Wasser, noch verdorbenes Futter finden) frey herum gehen lassen; bey kalter und nasser Witterung aber in geöffneten Ställen behalten; doch jedem erwachsenem Stücke zweymal des Tages eine Handvoll Steinsalz zu lecken geben könnten.

III. Daß die Viehinnhaber unter dieser Zeit (besonders bey einem heitern Tage, wo das Vieh länger in der freyen Luft bleiben kann) die Ställe ausmisteten, von Spinneweben, vom Staube und Kothe reinigten, Kühe und Ochsen, junges und altes Vieh striegelten, putzten, rieben, oder mit lauem Wasser den Koth von der Haut abschlämmten, der ihre Theile bedeckt.

IV. Daß die Bauern und Viehinnhaber erst alsdann, wann sie alles dieses gethan, besorgt und mit Achtsamkeit richtig befolget haben, ihr Vieh ein Paar Stunden des Tages auf die Weide treiben, nach dem es (wohl gemerket) vorher, so viel es die Umstände zulassen, zu Hause gefüttert, getränkt und jedes Stück eine kleine Handvoll Stein-Salz genossen hat.

V. Wünscht man, daß es die Umstände zuliessen, daß kein Mensch sein Vieh früher auf die Weide treiben müßte, bis das Gras genießbar, bis das Wasser, die Witterung und die Luft gesund, rein und von den Eigenschaften, die krank machen können und müssen, vollkommen befreyet wären.

VI. Die Gegenden, die überschwemmet (besonders verschlämmt worden sind, die von Natur aus niedrig liegen) haben die Viehinnhaber (als Hutweiden betrachtet) im äußersten Grade zu fürchten; dergleichen überschlämmte nasse und niedrige Weiden erregen dem Hornviehe die Lösedürre, die Magenseuche, die Ruhr, sie machen es krank, sie bringen ganz unfehlbar eine von diesen Plagen oder andere Uebel hervor, wenn die Thiere auf solchen Plätzen ihre Nahrung langen, besonders wenn sie sie grün genieſſen. Dürr oder in Heu verwandelt, ist das Futter, so darauf wächst, weniger schädlich; allein grün gereicht, macht es entweder krank oder verursachet wohl gar den Tod. Wäre aber

VII. Kein Mittel vorhanden, das Hornvieh und die Schaafe mit anderm Futter zu nähren, müßte es schlechterdings auf dergleichen Plätze getrieben werden, so darf es nie nüchtern geschehen und keinen einzigen Tag, ohne ihm Steinsalz zu

rei-

reichen, gelassen werden. Hievon haben also sämmtliche Dominien auf allerhöchst Sr. Majestät allergnädigsten Befehl ungesäumt verständiget werden sollen, damit sie von diesem auf ihr eigenes und ihrer Unterthanen Beste abzielenden Vorschlag nach den Lokalumständen von selbst den Gebrauch zu machen und die schädliche Viehseuche bestens hintan zu halten bedacht seyn möchten.

Es wird also in Folge des allerhöchsten Befehles das königl. Kreisamt die gesammten dortkreisigen Dominien und Unterthanen nach obigen Vorschlag publikando zu ihrem eigenen Besten zu belehren haben. Prag den 7ten May 1784.

3.

Fürstlich = Baden = Durlachische Bescheelordnung für die Oberämter Carlsruhe und Durlach, zur Erziehung tüchtiger Pferde, vom 4ten Jenner 1753.

Von Gottes Gnaden, Wir Carl Friedrich ꝛc. geben hiermit zu vernehmen: Demnach das vormals zu Erziehung tüchtiger Pferde eingeführte Bescheelwesen der in unsern Landortschaften sich befindenden Stutenpferde seit mehreren Jahren in

Ab=

Abgang gekommen; daß wir solches wiederum fortzusetzen und in bessere Einrichtung bringen zu lassen gnädigst entschlossen sind. Wir verordnen dahero gnädigst.

Erstens, daß durch unser Stallamt alljährlich zu gewöhnlicher Zeit nacher Graben und Stutensee, auch in andere Aemter, so Wir etwa noch weiters benennen mögten, die nach Anzahl der vorhandenen Stuten erforderlichen Hengste abgesendet werden sollen.

Zweytens, wollen Wir die Ortschaften Mühlburg, Knielingen, Neureuth, Au, Wolfartsweyher, Nippur, Rintheim und Hagsfelden an Unsern fürstlichen Marstall, Eggenstein, Schreck, Hochstetten, Staffort, Büchet, Friedrichsthal, Blankenloch und Spöck nacher Stutensee, Graben Rusheim und Lindelsheim aber zu Bescheelung ihrer Stuten nachher Graben angewiesen haben, und befehlen hierdurch, daß längstens in der Hälfte des Monats Februarii zu Bestimmung der auf jeden Bescheelplatz erforderlichen Bescheeler zu Unserm Stallamte eine genaue Verzeichniß jeniger Stuten, welche Unsere Unterthanen bescheelen zu lassen willens sind, eingesendet werden solle. Wir wollen sodann

Drit-

Drittens, daß sämmtliche in die Verzeichniß gebrachten Stuten, sobald sie rossen, bey vermeidung einer Strafe von zwey Gulden von jedem Stücke, ohnfehlbar auf ihren angewiesenen Bescheelplatz gebracht, und von dem nämlichen Hengste, zu welchem sie geschrieben, bescheelet werden, es wäre dann durch ein von Vorgesetzten jedes Orts auszustellendes schriftliches Gezugniß darzuthun, daß inzwischen ein- oder die andere Stute zum Bescheelen ohntüchtig geworden.

Viertens soll unser Stallamt alljährlich vor dem Anfang des Bescheelens einen Tag bestimmen, an welchem Unsere Unterthanen mit allen verzeichneten Stuten auf ihren vorgeschriebenen Bescheelplätzen zu erscheinen haben, um die ihnen tauglichen Hengste zuschreiben zu können.

Fünftens sollen die Unterthanen für jedes Füllen, welches lebendig auf die Welt kommt, nicht mehreres als einen Gulden, zu Unserer Fürstlichen Stallkasse bezahlen, und zu Vermeidung aller Unterschleife ist.

Sechstens in dem Spatjahre ein Tag zu benennen, an welchem alle in selbigem Jahre gefallene Füllen an einem dazu bestimmenden Orte

zu-

zusammen gebracht, und solche, nebst dem Geldbetrag, für dessen Belieferung zu Unserer Stallkasse die Ortsvorgesetzten besorgt seyn müssen, in das Bescheelregiester eingetragen werden sollen.

Siebentens sollen Unsere Unterthanen gehalten seyn, Uns die fallenden Füllen, in soferne Wir dergleichen durch Unser Stallamt auswählen lassen würden, um einen billigen Anschlag gegen baare Bezahlung zu überlassen.

Achtens soll keinem Unserer Unterthanen erlaubet, sondern denselben bey einer ohnnachläßigen Strafe von 10 Gulden verboten seyn, ihre von Unsern herrschaftlichen Hengsten gefallene Füllen, ohne von unserm Stallamte oder demjenigen, welchem Wir diesfalls den Auftrag thun werden, erhaltene schriftliche Erlaubniß vor dem fünften Jahre ausserhalb Unserer Landen zu verkaufen, wie dann auch bey Vermeidung der nämlichen Strafe kein altes Pferd ohne einen Gesundheitspaß ausser Landes verkaufet werden solle.

Neuntens wollen Wir hierdurch Unseren Unterthanen bey einer Strafe von 5 Gulden verboten haben, keine ihrer Stuten von ihren eigenen,

oder aber fremden Hengsten bescheelen zu lassen; derowegen haben die Ortsvorgesetzten

Zehntens genau darauf Achtung zu geben, daß alle zweyjährige Hengstfüllen, welche Wir nicht in Unser eigenes Gestüte zu nehmen gedenken, im Frühjahr zu rechter Zeit wallachet werden. Würden aber die Unterthanen solche nicht gerne wallachen lassen, so sollen dieselben bey einer Strafe von 3 Gulden verhindern, daß selbe weder in dem Stall, noch auf der Weide zu den Stuten kommen, und somit durch ihre schlechten Hengste der gute Schlag von Pferden nicht wiederum verderbet werden möge.

Eilftens sollen die Ortsvorgesezten ein wachsames Auge haben, daß die Unterthanen ihre Füllen nicht ehender als bis sie wenigstens drey Jahre völlig alt sind, zum Frohnen gebrauchen, indem dieselben ansonsten durch den allzufrühzeitigen harten Gebrauch am Wachsthum gehindert, und auf beständig ruiniret werden; wonebst wir gnädigst befehlen, daß die Stuten 6 Wochen vor, und eben so viel Wochen nach dem Füllen, von allen Frohnen befreyet gelassen werden sollen.

Zwölftens soll der Unterthan, sobald seine Stute ein Füllen machet, gehalten seyn, es noch selbigen Tag bey den Vorgesetzten des Ortes anzuzeigen, damit es von denenselben behörig aufgezeichnet, in eine Verzeichniß gebracht, und solches auf jedesmaliges Erfordern durch die Ortsvorgesetzten aufgewiesen werden könne.

Dreyzehntens befehlen Wir gnädigst, daß Unsere Unterthanen ebenfalls die Er- und Verkaufung ihrer Füllen bey den Ortsvorgesetzten anzeigen sollen, um solches sowohl am Orte des Er- als Verkaufs behörig aufschreiben zu können; auch wollen Wir

Vierzehntens aus bewegenden Ursachen, und damit nicht solche Uebel, welche hernach nicht anders, als mit grossem Schaden wiederum ausgerottet werden können, sich einschleichen mögen, daß in Zukunft von dem Tage dieser Verordnung an zu rechnen, den Fleckensvorgesetzten alle von Fremden Verkauf- oder eintauschenden Pferde vorgewiesen, und von selbigen wohl examinirt werden sollen.

Wir verhoffen hierdurch Unsere auf die Erzielung schöner und tüchtiger Landpferde, mithin auf das Beste Unserer Unterthanen gerichtete Ab-

sicht zu erreichen, und versehen uns demnach gnädigst, daß sich unsere Unterthanen beeifern werden, dieser Verordnung zu Vermeidung ihres Schadens und Strafe in allen Stücken unterthänigste Folge zu leisten; wie Wir dann Unseren Oberbeamten gnädigst befehlen, hierauf behörige Achtung zu tragen. Zu dem Ende haben wir diese Unsere Verordnung mit Unserm vorgedruckten Fürstlichen Insiegel bekräftigen und im Druck ausgehen lassen. So geschehen Carlsruhe den 4ten Januarii 1753.

4.

Fürstlich = Baden = Durlachisches

Rescript an die Oberämter Carlsruhe und Durlach, vom 26sten März 1754.

Daß die Schultheissen und Ortsvorgesetzte in den Oberämtern Carlsruhe und Durlach bey 10 Rthlr. Strafe alle Bauernhengste oder Klupper wegschaffen sollen.

Wir Carl Friedrich ꝛc. hatten uns zwar versehen, daß in schuldigstem Verfolg Unserer erlassenen Bescheelordnung sämmentliche Bauernhengste und Klupper in den Dorfschaften würden weggeschafft, und durch dieselbe die den Unterthanen zugehörigen Stuten nicht weiters bedecket werden;

deme

deme ohnerachtet müssen Wir mit Befremden vernehmen, wie dergleichen krüppelhafte Waare hin und wieder annoch, aller Verwarnung ohngehindert, unterhalten werde. Wie nun auf solche Art Unsere auf die Erziehung guter Landpferde gerichtete Absicht nimmermehr wird erreicht werden, und die auf die Erkaufung tüchtiger Beschelhengste verwendeten beträchtlichen Kosten vergeblich seyn würden; so ergehet an euch Unser gemessener Befehl, denen euch untergebenen Ortsschultheissen und Vorgesetzten bey einer ohnnachsichtlichen Strafe von 10 Rthlr. ohnverzüglich zu gebieten, binnen einer Zeit von 6. Wochen alle dergleichen Bauernhengste oder Klupper also gewiß wegzuschaffen, und dieselben so wenig zu verheelen, als widrigenfalls sie, Vorgesetzte, wegen eines jeden dergleichen in Erfahrung gebracht werdenden Hengstes oder Kluppers mit wirklicher Strafe von 10 Rthlr. ohnnachbleiblich belegt werden sollen.

Wir befehlen euch aber auch bey Verantwortung, genaue Aufsicht zu tragen, damit unser ernstlicher Wille ohnfehlbar befolgt werden möge. Gegeben Carlsruhe den 26sten März 1754.

5.

Fürstlich-Baden-Durlachisches

Reskript an das Oberamt Pforzheim und Amt Stein, vom 8ten März. 1756.

Wodurch die Einrichtung des Bescheelwesens auch auf das Oberamt Pforzheim und Stein mit dem Anhang erstrecket wird, daß alle Hengste und Klupper bey 10. Rthlr. Strafe von den Ortsvorgesetzten weggeschaffet werden sollen.

Wir haben uns vor dreyen Jahren veranlasset gefunden, das vormals zu Erziehung tüchtiger Pferde eingeführte Bescheelwesen wiederum in einer verbesserten Einrichtung fortzusetzen und darüber eine Verordnung in den Druck ergehen zu lassen.

Wir haben dahero auf die Erkaufung tüchtiger Bescheelhengste beträchtliche Kosten verwendet, und befohlen, mit dieser Einrichtung in Unsern Oberämtern Carlsruhe und Durlach den Anfang zu machen, welcher auch zu Unserm Vergnügen dahin ausgefallen, daß sich Unsere Unterthanen, besonders auf der Haard, davon bereits eines wahrhaften Nutzens zu erfreuen haben. Um nun unse-

ren Unterthanen in dem Oberamt Pforzheim durch eine gute Pferdzucht gleiche Vortheile zuzuwenden; so haben wir zu Einrichtung des dasigen Bescheelwesens Unserm Stallamte bereits den nöthigen Befehl gegeben, an euch aber lassen Wir hiemit 30 Exemplarien Unserer Bescheelordnung mit dem ernstlichen Bedeuten zugehen, daß ihr solche jeden Orts zur ohngesäumten Publikation bringen, auf deren Befolgung genaue Aufsicht tragen, und den Ortsvorgesetzten scharf auferlegen sollet, die Unterthanen mit Nachdruck dazu aufzumuntern, und keineswegs zu gestatten, daß die tragenden Stuten wider die Bescheelordnung 6 Wochen vor, und so viel nach dem Füllen, zur Frohn gezogen werden.

Ihr habt auch den euch untergebenen Ortsvorgesetzten bey einer ohnnachsichtlichen Strafe von 10. Rthlr. zu befehlen, binnen einer Zeit von 6. Wochen alle von den Unterthanen unterhalten werdende Hengste und Klupper also gewiß wegzuschaffen, und dieselben so weniger zu verheelen, als widrigenfalls sie, Vorgesetzte, wegen eines jeden dergleichen in ihrem Ort in Erfahrung gebracht werdenden Hengstes oder Kluppers, mit wirklicher Strafe von 10 Rthlr. ohnausbleiblich beleget werden sollen. Wir versehen Uns hierüber von euch, bey Verantwortung, einer genauen Aufsicht, und

sind euch. ꝛc. Gegeben Carlsruhe den 8ten März 1756.

6.

Fürstlich = Baden = Durlachisches Dekret an die Oberämter Carlsruhe und Durlach, vom 8ten März 1756.

Daß über den §. II. Der Bescheelordnung, vermöge welcher alle tragenden Stuten 6 Wochen vor, und 6 Wochen nach dem Fohlen, Frohnfrey zu lassen, genau zu halten.

In dem 11. §. der Bescheelordnung ist zwar versehen, daß alle tragenden Stuten 6 Wochen vor, und 6 Wochen nach dem Fohlen Frohnfrey gelassen werden sollen; da aber Serenissimo mißfällig zu bemerken vorgekommen, daß sothane Verordnung nicht durchgehends befolget werde; so lassen Höchstdieselben den wiederholten gemessenen Befehl zu dessen ohnfehlbarer Befolgung hiermit ergehen, und wollen sich derselben bey Verantwortung versehen. Decretum Carlsruhe den 9ten März 1756.

7.

7.

Fürstlich = Baden = Durlachisches Dekret an die Oberämter Carlsruhe, Durlach und Pforzheim, wie auch an das Amt Stein, vom 12ten Jenner 1758.

Daß ohne Vorwissen des Stallamts gar keine von herrschaftlichen Hengsten erzielte Stuten ausser Landes zu verkaufen, und eben, so auch vor Verkaufung der Wallachen die noch nicht über sechsjährig sind, sich bey selbigem zu melden, demnächst über der Bescheelordnung genau zu halten, und sonderlich zweyjährige Hengste nicht unter die Stuten zu lassen.

Unsers gnädigsten Herrn Hochfürstl. Durchl. ist unterthänigste Anzeige geschehen, was massen, nachdeme in der vor einigen Jahren im Druck herausgekommenen Bescheelordnung §. 8. enthalten, daß die Unterthanen ihre von herrschaftlichen Hengsten gefallene Fohlen, vor dem 5ten Jahre, bey Strafe 10. Rthlr. nicht ausser Landes verkaufen sollen, sie die Unterthanen, sich beglaubigen, daß sie berechtiget seyen, nach dieser bestimmten Zeit gedachte ihre Fohlen nach eigenen Gefallen ohnangefragt wegzugeben.

Alldieweilen aber auf diese Weise es geschehen kann, daß insonderheit die jungen, guten, zur Nachzucht ohnentbehrlichen Stuten meistens aus dem Land kämen; so lassen Ihro Hochfürstl. Durchl. weitern Befehl geben, das fürterhin die Unterthanen gar keine von herrschaftlichen Hengsten erzielte Stuten, ohne Vorwissen des Stallamts, bey der in der Bescheelordnung gesetzten Strafe, ausser Landes mehr verkaufen, vor Verkaufung der Wallachen aber, so nicht über sechsjährig sind, sich gleichfalls bey selbigem anmelden sollen. Wobey es nicht dahin gemeinet ist, als ob man ihnen allen Verkauf solcher Fohlen verwehren werde, sondern, so viel es ohne Nachtheil der darunter abgesehenen guten Pferdezucht im Land geschehen kann, wird ihnen, nach Befund, das Stallamt Erlaubnißzettel ohne Entgeld ertheilen.

Die Oberämter haben demnach diese weitere Verfügung in den Gemeinden zu publiziren, und durch die Vorgesetzten scharfe Aufsicht zu bestellen, daß die Unterthanen der Bescheelordnung in allen Stücken genau nachkommen, und nicht, wie bishero von einigen geschehen, besonders darinn dagegen handeln mögen, daß man gegen den zehenten Artikel solcher Ordnung zweyjährige Hengste unter die Stuten hat laufen lassen.

Gleich-

Gleichwie aber diese Unordnung zu dem gröfesten Verderben der Pferdezucht nothwendig gereichen muß; so ist den Unterthanen bekannt zu machen, daß in dergleichen Fällen man es nicht bey der gesetzten Strafe bewenden lassen, sondern dieselbe, je nach dem Befund der Umstände, immer schärfer, und sich desfalls an die Vorgesetzten, als welchen es hauptsächlich oblieget, dergleichen Unwesen zu hindern, ohnfehlbar halten werde. Carlsruhe den 12ten Jenner 1758.

8.

Fürstlich = Baden = Durlachisches

Dekret an die Oberämter Carlsruhe, Durlach und Pforzheim, wie auch an das Amt Stein, vom 3ten December 1759.

Wiederholtes Verbot, kein von herrschaftlichen Hengsten gefallenes Fohlen ohne Erlaubniß ausser Landes zu verkaufen, und wie es zu halten, wenn jemand ein solches Fohlen oder Pferd innerhalb Landes verkauft.

Uns sind bey dem Verkaufen der von herrschaftlichen Hengsten gefallenen Fohlen und Pferde ein und andere Unordnungen vorgekommen, welchen

Wir

Wir zu begegnen nöthig befunden. Unser ernstlicher Wille gehet daher dahin, daß hinführo, wenn dergleichen von herrschaftlichen Hengsten gezogene Fohlen und Pferde unter der Bedingniß, nicht aus dem Land geführt zu werden, verkauft werden jedesmalen von den Ortsvorgesetzten dem Käufer ein schriftliches Attestat, worinnen des Verkäufers Name, nebst der Farbe und dem Alter des Pferdes zu bemerken sind, zugestellet, von demselben aber solches ohnfehlbar bey ersterer Pferdsmusterung vorgezeiget werden solle, um die vorgegangene Veränderung in dem Landbescheelbuch behörig anmerken zu können. Auch wiederholen wir hiemit das bereits ergangene Verbot, daß sich keiner Unserer Unterthanen, bey ohnausbleiblicher harter Bestrafung, unterfangen solle, ein von herrschaftlichen Hengsten gefallenes Fohlen oder Pferd, ohne darzu vorher von Unserm Stallamte schriftliche Erlaubniß erhalten zu haben, an einen Auswärtigen, oder ausserhalb Landes zu verkaufen, und befehlen Unsern sämmtlichen Zollbedienten, daß sie von den Verkäufern, wenn sie keine solche Erlaubniß vorzeigen vermögen, keinen Zoll annehmen, und auch deswegen kein Zollzeichen ertheilen sollen.

Ihr habt also Unsern gegenwärtigen Befehl euern Oberamtsuntergebenen nicht allein zu verkün-

künden, sondern auch auf dessen Befolgung genaue Obsicht zu tragen, und jedem Zollbedienten davon eine Abschrift mit der gemessenen Weisung, solchem ohnfehlbar nachzukommen, zuzustellen. Wie Wir uns dann dessen gänzlich versehen, und euch mit Fürstl. Gnaden gewogen verbleiben. Gegeben Carlsruhe den 3ten December 1759.

9.

Königl. Preußisches Reglement, wegen Verbesserung der Viehzucht von Ochsen und Kühen. De Dato Cleve den 4ten May 1765.

Friedrich, König ꝛc. Unsern ꝛc.

Es ist eine durch die Erfahrung ausgemachte Sache, daß bey der Art des Viehes von Ochsen und Kühen, sowohl in Betracht der Schwere, als des Milchgebens, ein sehr merklicher Unterschied sich finde, und solcher Unterschied auch bey einerley Fütterung und Weidegang sich dennoch ganz besonders, und zuweilen bis über ein Drittheil, ja sogar bis zur Hälfte, im Fortgang hervor thue.

Die nächste Folge hievon ist diese, daß es den Eingesessenen eines Landes, welches seiner Beschaffenheit und Lage nach, zur Viehzucht vorzüglich bequem ist, zum wesentlichen Vortheil gereichen müsse, wenn auf alle Weise dahin gesehen wird, daß kein anderes Vieh, als dasjenige, so von der besten Art, angezogen, und übrigens alles dasjenige, was dabey in irgend einer Absicht hinderlich seyn könnte, mit möglichstem Fleiß vermieden, und aus dem Weege geräumet werde.

Nun sind zwar die Eingesessenen in Unserm Herzogthum Cleve, und zum Theil in der Grafschaft Mark, ehedem mit solcher besten Art des Hornviehes versehen gewesen.

Es hat sich aber solche nicht nur durch das häufige Viehsterben fast gänzlich verloren, sondern es ist auch die fernere Anziehung dergleichen Viehes bishero hauptsächlich darinn verhindert worden, daß eines Theiles allerhand Sorten Vieh aus verschiedenen Gegenden und Ländern hinzugekommen, andern Theils eigennützige Leute von der schädlichen Gewohnheit, die Bullochsen frey herum laufen zu lassen, noch immer Gebrauch gemacht, mithin auch die von schlechterer Sorte haben losgehen lassen, damit sie überall den freyen Weidegang über Hecken und Gra-

ben suchen könnten, und jene, die Eigener derselben, kein Weidegeld zu bezahlen nöthig hätten. Daher es dann gekommen, daß nicht nur schlechteres Vieh im Lande angezogen, sondern auch dasjenige Vieh in den Weiden, wider Willen der Eigener, theils zu jung auch selbst zur Unzeit, beleget, folglich im erstern Falle, die sonst dienliche Grösse und Stärke zu erlangen verhindert, im andern Falle aber selbst der aus Anziehung guter Kälber sonst zu hoffende gute Nutzen vereitelt worden, da die Erfahrung lehret, daß Kälber, welche später, als im Martio gewor-fen worden, nicht so nützlich als diejenigen, so früher angekommen sind, angezogen werden können. Worzu auch noch kommt, daß dergleichen freyes Herumlaufen der Bullochsen, weil sie öfter ganz böse werden, selbst für die Menschen gefährlich ist, und davon mehrere traurige Beyspiele vorhanden sind.

Damit nun alle diese Unordnungen gänzlich abgestellt, denen daraus entstehenden schädlichen Folgen ins künftige vorgebeuget, und wiederum Hornvieh von der besten Gattung angezogen werden könne; so verordnen und setzen Wir hierdurch ein für allemal fest:

I.)

1.) Daß das freye Herumlaufen der Bullochsen, a Dato publicationis, schlechterdings nicht weiter gestattet, sondern bey Strafe der Konfiskation verboten, und derjenige Bullochse, welcher demohngeachtet auf freyem Weidgang angetroffen werden wird, sofort zum Besten der Gemeinheit den Meistbietenden öffentlich verkauft werden; hiernächst auch

2.) Keine andere Bullochsen, als die, so von der besten Raz oder Art sind, gestattet, und nach Proportion der Grösse des Dorfes oder Distrikts, an ein, zwey, oder drey Häusern, zum Belegen der Kühe, beständig im Stall verwahrlich gehalten, keineswegs aber zum Herumlaufen auf den Weiden, frey gelassen werden sollen. Damit nun ferner

3.) In jedem Distrikt wirklich keine andere, als von der besten Art oder Raze gebrauchet werden; so soll es zwar einem jeden frey stehen, sich dergleichen zu seinem und der Communität Besten anzuschaffen, jedennoch aber ohne Ausnahme, keine andere zum Springen genommen werden, als diejenigen, welche von Schöffen und zweyen von den Deputirten des Amts mit Concurrenz des Hauptpächters und Steuereinnehmers, dazu beson-

ders

ders zu erwählenden Amtseingesessenen, jährlich auf Martini ausgesucht und darzu markiret worden; bey welchem sodann alles Vieh aus dem angewiesenen Distrikt gebracht, und dem Eigener das Springelohn mit 7 und 1/2 Stüber bezahlet; im Fall aber jemand bey andern Bullochsen sein Vieh bringet, sowohl der Eigener der Kühe, als auch des nicht markirten Ochsen, jeder einen halben Rthlr. Strafe, zu Besten der Armen in der Communität, ohne Nachlaß bezahlen solle; um auch

4.) Jedermann desto mehr aufzumuntern, sich zum Besten des Publici und zu seinem eigenen Vortheil, dahin mit zu befleissigen, daß wiederum eine bessere, und so viel als möglich, solche gute Art Vieh, wie vor dem Jahr 1745 im Lande gewesen, hereingebracht und angezogen werde; so soll der Eigener desjenigen Bullochsen, welcher als der erste und beste erkannt und marquiret werden wird, einen Friedrichsd'or zur Præmie aus den Fonds der Gemeinheitsgründe zu geniessen haben. Damit indessen.

5.) Das Herumlaufen der Bullochsen auf eine zuverläßige Art verhindert werde; soll jeder Eigener oder Pächter, der die Weiden nutzet, und

nicht

nicht sogleich, wie er einen Bullochsen in seiner Weide findet, denselben auffangen, oder zur sichern Verwahrung nach dem Pfandstall bringen lasset, um daselbst zum Besten der Gemeinheit öffentlich verkaufet zu werden, ebenfalls zum Besten solcher Gemeinheit 5 Rthlr. Strafe ohne Erlassung bezahlen, auch darunter um so viel weniger einiger Vorwand oder Entschuldigung angenommen werden, als jedweder seines eigenen Besten wegen, entweder selbst die Weiden täglich zu visitiren, oder durch seine dazu bestellte Leute visitiren zu lassen schuldig ist. Was nun

6.) Die von den konfiszirten Ochsen, oder von denen sonst hierinn festgesetzten Strafen aufkommenden Gelder anbetrifft; so sollen solche bey der Gemeinheits- oder Steuerkasse jeden Distrikts empfangen, und zum Besten der Gemeinheit, es sey zu den Prämien, oder andern dergleichen Bestimmungen, gebraucht werden. Sollten indessen

7.) Hin und wieder etwa Küster, oder sonst andere Leute, bishero Bullochsen zu halten gewohnt gewesen seyn; so soll und muß solche Gewohnheit schlechterdings, und um so viel mehr hierdurch aufgehoben und eingestellet seyn, als hierunter auf keine Weise einiges Ansehen der Person, oder al-

tes Herkommen weiter Platz greifen kann; sondern diejenigen nur allein der damit verknüpften Vortheile sich zu erfreuen haben werden, welche der Gemeinheit den besten Ochsen zu verschaffen bemühet gewesen, oder deshalb Kosten angewendet haben. Wenn aber

8.) In einem Dorf oder Distrikt mehr als ein Bullochse, mithin drey, vier, fünf und mehrere erfordert werden sollten; so müssen jedesmal, so viel als nöthig, ausgesuchet und markiret werden; jedoch wird nur der Eigener des ersten und besten Stücks das bestimmte Prämium, die übrigen aber weiter nichts, als das verordnete höhere Springlohn für diejenigen Kühe, so ihren Bullochsen zur Belegung gebracht werden, zu geniessen haben. Weil auch

9.) Der Endzweck hierbey nur auf eine unvollkommene Weise erreichet werden dürfte, wenn bey dem Aussuchen der Bullochsen etwa einige Partheylichkeiten vorgehen möchten; so sollen diejenigen Schöffen und Eingesessene; welche von den Deputirten, dem Hauptpächter und Steuereinnehmer dazu angestellet werden, jedem bey ihrer Anstellung an Eidesstatt angeloben, daß sie bey Aussuchung der Bullochsen weder nach Freund- und Feindschaft,

sondern nach ihrem besten Wissen und habenden Kenntniß, zum Vortheil des gemeinen Wesens, verfahren, mithin keine andere, als die, so von der besten Raze sind, ausfuchen und zum Auszeichnen nehmen wollen. Endlich sollen auch

10.) Dergleichen ausgesuchte Bullochsen, um sie kennbar zu machen, vermittelst eines Brenneisens, mit dem Namen oder Anfangsbuchstaben des Dorfs, an den Hörnern markiret, solches Eisen aber, nach geschehenem Einbrennen, jedesmal bey dem Steuereinnehmer, oder ältesten Schöffen des Dorfs, in Verwahrung gegeben, dieser auch zugleich, von welcher Farbe, und bey welchem Eigener oder Pächter der Bullochse verwahrlich aufbehalten werde, in einem darüber abzuhaltenden Protokollo mit bemerken, übrigens aber auf diese vorgeschriebene Weise, am 10ten Nov. eines jeden Jahrs damit kontinuiret werden. Sind euch mit Gnaden gewogen. Geben Cleve in Unserer Kriegs- und Domainenkammer den 4ten März 1756.

An statt und von wegen Höchstgedachter Sr. Königl. Majestät.

v. Werder. v. Meyen. Lilienthal. v. Raesfeld. Rappard. Michaelis. Kessel. v. Schwedler.

Hof-

Hofmeister. Bernuth. Bilgen. Schmidt. Müller.
v. Grüter. v. Beinom. Orlich. Gr. v. Bieland.
H. K. Jeunert.

10.

Anweisung zur ordentlichen Wartung, Fütterung und Zuzucht des Rindviehes nach Schlesischer Art; imgleichen von dem vor das Rind- und Schaafvieh sehr nützlichen Gebrauch des Polnischen Steinsalzes, und der Abnutzung verschiedener Arten von Laubholz. De Dato Berlin, den 20. November 1769.

Der größte Vortheil bey einer ordentlichen Landwirthschaft bestehet in der Unterhaltung eines mit dem Ackerbau proportionirten Rindvieh- und Schaafstandes. Der Abnutz des Viehes gewähret dem Landwirth nicht allein eine gute Revenue, sondern den vorzüglichsten Nutzen hat er beym Ackerbau selbst davon zu hoffen. Der Dünger ist die Seele des Feldbaues, und der fleißige Wirth wird bey einer auch sonst ganz ordentlich- und tüchtigen Ackerbestellung, die Früchte seiner Arbeit nicht reichlich und hinlänglich erndten, wenn er dabey die Viehzucht negliret, und nicht zugleich auf die be-

ständige Unterhaltung eines mit dem Ackerbau im gehörigem Verhältniß stehenden Viehstandes, sein vorzügliches Augenmerk richtet.

Die Erfahrung bestättiget es, daß bemittelte Landwirthe hauptsächlich dadurch zurückgekommen, und zu Grunde gegangen sind, weil sie den durch Viehsterben und andere Unglücksfälle erlittenen Abgang von Vieh nicht gleich wiederum angeschaffet, sondern zur Ersparung der Kosten,, durch die Zuzucht ihren Viehstand successive zu kompletiren gesuchet, wobey der Acker ganz ausgemergelt und entkräftet worden; dagegen Wirthe von weit schwächern Vermögensumständen sich hauptsächlich dadurch konserviret, und aufrecht geblieben sind, weil sie bey dem sogar einige Jahre hintereinander gehabten Abgang ihres ganzen Viehstandes sogleich, da die Seuche nur aufgehöret, solchen wieder angekauft, und dadurch ihren Acker in Düngern und Würden erhalten haben.

Die mehresten Landwirthe sind daneben nur allein auf die Vermehrung des Ackers bedacht, sie schätzen den Werth ihrer Güter nur allein nach der Grösse der dabey befindlichen Aussaat, sie hal-

ten es für eine reelle Verbesserung derselben, alle zum Kornbau nur irgend taugliche Ladung aus der

Hü-

Hütung aufzunehmen und zu beackern, wenn sie gleich ihre Abtriften und Hütungen dadurch schmälern, und sie vermehren auf solche Weise zwar ihre Aussaat und Bestellungskosten, verringern aber dadurch gewiß in der Folge ihren Ertrag, weil sie den Viehstand nothwendig einschränken müssen, und den vielen Acker, den sie sich auf den Hals geladen, nicht gehörig in Cultur und Dünger erhalten können; dagegen bey der Englischen und Hollsteinischen Wirthschaftsart der größte Vortheil darinn besteht, daß ein dem Ackerbau proportionirter Viehstand gehalten, dem Vieh hinlänglich gute Sommerweide und behülfliches Winterfutter verschaffet, ein Theil des Ackers abwechslend dazu bestimmet, und solchergestalt zwar die Aussaat und die Bestellungskosten verringert, dagegen aber der Ertrag vom Getreydebau merklich vermehret wird.

Ist es also unläugbar und gewiß, daß die Viehzucht einen so grossen Einfluß in die ganze Landwirthschaft, und hauptsächlich in den Ackerbau hat; so ist der Landwirth allerdings verbunden, auf die Vermehrung des Viehstandes nach aller Möglichkeit bedacht zu seyn, und die Vortheile anzunehmen, die ihm dazu, und zu dessen bessern Conservation und Nutzung an Hand gegeben werden.

Man will gegenwärtig blos die Provinz Schlesien zum Beyspiel anführen, wo man sich lange Zeit bemühet hat, die Viehzucht vorzüglich zu nutzen, und daher auf die Fütterung allerhand Arten Vieh̊es alle mögliche Sorgfalt anwendet.

Es ist in der That ungegründet, wenn man glaubet, daß Schlesien durchgängig so gute Viehtriften und hinlänglichen Heuschlag hat, daß nur darinn allein die bessere Viehzucht, und die daher erfolgende höhere Nutzung zu suchen sey. Diese Provinz hat so, wie jede andere, sehr verschiedenes, und theils sehr sandigtes Terrain, welches denen, so selbige durchreiset sind, sattsam bekannt ist; allein durch die Industrie der Landwirthe ist es dennoch in der Vermehrung und Verbesserung der Viehnutzung so weit gebracht, daß auch sogar den natürlichen Mängeln, durch Sorgfalt, Fleiß und Kunst, größtentheils abgeholfen. Man will unter andern nur 2 Güter daselbst zum Beyspiel anführen, welche beyde nur im mittelmäßigen Boden belegen, und wovon das eine ohngefähr 40, das andere aber gegen 50 Fuder Heu und Grumet oder Nachmaaß jährlich gewinnet, und worauf ausser einer beträchtlichen Anzahl Pferde, noch auf ersterem 50 milchende Kühe, 16 à 20 Stück Güstvieh und gegen tausend Schaafe, auf dem andern Gut

aber

aber ohngefähr 1/6 Theil mehr, bey einer noch darzu nur mittelmässigen Weide, vollkommen gut gehalten und ausgefuttert werden.

Eben dahin kann es auch in hiesiger Provinz gebracht werden, wenn nur das eingewurzelte Vorurtheil, daß die von der bisherigen mangelhaften Wirthschaftsart abgehenden Hülfsmittel, zur Verbesserung derselben hier gar nicht applicable, und der natürliche Widerwille wider alle Neuerungen, wenn auch die damit verknüpften Vortheile noch so einleuchtend sind, abgeleget wird, was in andern Ländern, die, in Absicht des Grund und Bodens vor hiesiger Provinz gar keine Vorzüge haben, zur Wirklichkeit gebracht worden, wird auch hier eben sowohl möglich zu machen seyn, wenn nur die dazu gegebenen Anweisungen genau befolget, und statt unnöthige Zweifel dagegen zu erfinden, Hand ans Werk geleget werde. Das warme Brühen und Tränken ist ein Hauptstück der Schlesischen Fütterung, und bereits unterm 24sten Augusti c. ist eine deutliche und ausführliche Anweisung bekannt gemacht worden, wie damit zu verfahren ist.

Die Winterfütterung ist zwar die Beschwerlichste, aber auch die wichtigste, und es ist eine bekannte Wahrheit, daß, wenn das Vieh bey der

Winterfütterung verwahrloset wird, nicht nur die Nutzung im künftigen Sommer dadurch leidet, sondern auch verschiedene gefährliche Krankheiten für das Vieh daraus entstehen können, daher auf diese Fütterung vorzügliche Sorgfalt gerichtet werden muß; und es lassen sich die Anfangs damit verknüpft scheinenden Schwierigkeiten auch ganz leicht heben, wenn nur Ordnung und Aufsicht dabey beobachtet wird. Man will hier noch einige Hauptregeln wiederholen; welche dabey sorgfältig in Acht genommen werden müssen.

1.) Daß dem Vieh die Brühe nicht zu warm gegeben werde, weil durch das Brühen nur die Absicht gesuchet wird, die in dem Futter befindlichen Kräfte gehörig aufzulösen, und es dem Vieh gedeihlicher zu machen, dahingegen das warme Futter dem Vieh das Eingeweide und den Magen schlapp machet.

2.) Daß der Hexel dem Vieh jedesmal in ganz kleiner Portion vorgeschüttet werde, damit es solchen nicht unnöthiger Weise aus der Krippe werfe, sondern jederzeit rein ausfresse; und sollte ja bey ein- oder anderem Hauptvieh etwas übrig geblieben seyn; so muß solches, ehe dazu neues Futter geschüttet wird, sorgfältig aufgerafft, und unter

ter die Brühe gemenget werden, weil es sonst von dem Wrasen des Viehes sauer und demselben unschmackhaft wird.

3.) Muß das zweymaltge Tränken genau beobachtet werden. Dieses wird dem Vieh jederzeit kalt gereicht, und wer die geringen Kosten, welche einige Scheffel Kleyen, grob Mehl, oder etliche Dutzend Leinkuchen verursachen, vermeiden will, kann die Tränke allenfalls mit blossem kaltem Wasser verrichten.

4.) Muß zwischen jedem Futter dem Vieh wenigstens eine gute halbe Stunde Zeit zum Wiederkäuen gegeben werden.

Bey der unterm 24sten Augusti gegebenen Vorschrift zur Winterfütterung ist nicht auf dergleichen Oerter reflektiret worden, wo hinlänglicher Heugewinnst vorhanden. Ist dieses; so wird die Fütterung desto leichter und gedeihlicher, da alsdann statt des zweymaligen Krumstrohes, jedesmal Heu vorgeleget werden kann. Wo aber dieses ermangelt; da muß der Landwirth eine Menge kleiner Vortheile zu Hülfe nehmen, die, wenn er sonst will, seiner Aufmerksamkeit gewiß nicht entgehen werden. Man will hier nicht der allgemeinen bekann-

kannten Hülfsmittel, sich bey ermanglendem Heu Winterfutter zu verschaffen, erwähnen, welches durch Säung von Wickenfutter, Klever, Luzerne ꝛc. und durch Pflanzung von Kohl und Rüben geschieht, sondern nur einige gering scheinende Hülfsmittel anführen, welche jedoch von dem besten Nutzen sind. Hierunter gehöret das Abtrocknen des im Sommer aus den Gärten und dem Flachs gewiedeten Unkrauts, das öftere Abmähen und Dürren der Disteln und Nesseln, welche auf den Vorwerkshöfen um die Gebäude und Gehege häufig wachsen, im Sommer aber von keinem Vieh, weil es besser Gras hat, geachtet werden. Hierdurch können in einem Jahr etliche Fuder des herrlichsten Winterfutters gewonnen werden, welches besonders zum Brühen vorzüglich zu gebrauchen ist. Alle diese Arbeit können die Viehmägde verrichten, ohne daß sie dadurch in ihrer andern Arbeit gehindert werden.

Ein sehr gutes Winterfutter geben die sogenannten Quecken oder Peeden. Läßt man solche nach Hause fahren, trocknen, auf dem Scheunflur dreschen, damit die daran hangende Erde abgehe, solches alsdann abwaschen, und entweder unter dem Hexel schneiden, oder auch so dem Rind- und Schaafvieh vorlegen; so werden solche von beyderley Arten Vieh mit vieler Begierde gefressen wer-

werden. Und da die Provinz Pommern einen so starken Anbau der Tartoffeln hat, einer in der That vorzüglich herrlichen Frucht; so erlanget ein hiesiger Landwirth, sowohl durch das Kraut, als durch die Frucht selbst die beste Gelegenheit solches im Winter unter den Hexel zu mengen, und davon dem Rindvieh eine sehr schmackhafte Brühe zuzubereiten.

Nun ist zwar nicht zu läugnen, daß zu dieser Art der Fütterung mehrere Mägde gehalten werden müssen; allein diese mehrere Kosten werden durch die bessere Nutzung des Viehes nicht allein reichlich ersetzt, sondern die Viehmägde können auch darneben zu andern in der Wirthschaft vorfallenden Arbeiten gebraucht werden. Sie beschäftigen sich nur des Tages mit der Fütterung, und sind in Schlesien verbunden, in den Abend- und Morgenstunden durch 14 Tage ein Stück oder 4 Strähn Flächsengarn zu spinnen, ausserdem aber müssen sie im Sommer alle in der Haushaltung vorkommenden Arbeiten z. E. das Einlassen des Getraides, Trocknen des Obstes, Einlegung von Kohl und Rüben, Waschen und Backen ꝛc. mit besorgen; die Kosten der Feuerung so wegen des zum Brühen erforderlichen warmen Wassers verursachet werden, darf niemand scheuen. Es müssen in den

Stu-

Stubenöfen der Mayer und Mädchens kupferne oder eisserne Töpfe mit Deckeln von 20 bis 25. Quart groß mit der Hälfte eingemauert werden; hierdurch erhält man, da die Oefen doch geheizt werden, für einen mittelmäßigen Viehstand eine hinlängliche Quantität warmes Wasser. Sollte dieses aber bey einem starken Viehstand nicht zureichend seyn; so muß über dem Küchenheerd ein kupferner oder eißerner Kessel dergestalt aufgehangen werden, daß aus solchem das nöthige warme Wasser jederzeit geholet werden kann.

Ein Landwirth darf sich übrigens von der Laubfütterung nicht abschrecken lassen, wenn das Vieh dieses Futter Anfangs nicht begierig zu fressen, und dabey wohl gar abzufallen scheint. Ein ungewohntes Futter ist dem Vieh zuerst unschmackhaft, und sogar Ochsen, die man mit Brandweinschlemp mästet, werden bey dieser ungewohnten Kost, wenn sie zuerst auf den Maststall kommen, Anfangs mager; und fallen ab, in der Folge aber ist es ihnen gedeihlich, und sie werden fett davon. Eben so ist es mit der Laubfütterung; hat sich erst das Vieh daran gewöhnet; so ist ihm dieses Futter gewiß nahrhaft und behülflich, und es wird daher sehr zuträglich seyn, wenn die jährigen Kälber

gleich

gleich in dieser Art gefüttert, und daran gewöhnet werden.

Im Frühjahre und Herbst, muß dem Vieh zur Ader gelassen, die Mäuler und Zungen geputzet, mit Salz gut abgerieben, und die Schieferzähne ausgebrochen werden. Vor dem ersten Austreiben wird jedem Haupt ein Häring in Theer eingetaucht, oder ein lebendiger Frosch in dergleichen Theer getaucht, eingegeben, auch die Nasenlöcher und Mäuler mit Theer stark geschmieret. Die Erfahrung hat gelehret, daß man diesen Präcautionen, und dem fleißigen Gebrauch des Steinsalzes, die Erhaltug grosser Heerden Vieh zuzuschreiben gehabt, da in der ganzen umliegenden Gegend die Viehseuche gewütet.

Mit dem Austreiben selbst muß sich ein behutsamer Wirth nicht übereilen, weshalb es sehr gut ist, wenn mit der Stallfütterung bis gegen die Mitte oder Ende May kontinuiret wird.

Wie mit der Viehfütterung im Sommer zu verfahren, ist in der Anweisung vom 24 August ausführlich gezeiget worden, und reguliret sich selbige hauptsächlich nach der Beschaffenheit der Weide und Abtriften. Es ist wohl unleugbar, daß

der=

derjenige Landwirth am vorsichtigsten handelt, der bey einer knappen Weide sein Vieh größtentheils im Stall füttert, wenn man überlegt, wie wenig Nutzen und Kräfte das Vieh von einer schlechten Weide ziehet, wie es von allerhand Ungeziefer und Fliegen auf dem Felde geplaget wird, durch das viele hin und her laufen in der größten Hitze die Milch vergehet, und der Dunger verloren wird; so scheint bey schlechter Weide der Nutzen von der Stallfütterung ganz evident zu seyn.

Wenn nach Proportion des Viehstandes einige Morgen mit Luzerne, rothen Klever und Wicken im Felde gesäet wird; so kann hiervon ein genugsames Futter zur Stallfütterung gewonnen, und durch einen Hofdiener täglich hinreichend gemähet werden.

Wenn indessen gute Abtriften vorhanden, und das Vieh den Sommer über auf die Weide getrieben wird; so sind dabey nachstehende Regeln sorgfaltig zu beobachten:

1) Muß das Vieh niemalen eher, als bey hellem Tage, eine Stunde nach Sonnenaufgang aus, und eine Stunde vor Sonnen Untergang eingetrieben werden, damit selbiges nicht den ihm schädli-

lichen Tau und allerhand Gift mit in sich fresse. Bey neblichten Morgen muß das Austreiben bis eine Stunde nach vergangenem Nebel unterbleiben.

2) Das Vieh muß durch die größte Hitze des Tages, nämlich nach 10 Uhr bis gegen 3 Uhr, in dem Stalle verbleiben, damit es nicht durch Hitze, Staub und Ungeziefer sehr leide.

3) Bey jedem Aus- und Eintrieben muß es sorgfältig zur Tränke gebracht werden, und müssen die in den Gehöften, bey den Brunnen anzubringenden hölzernen Kümmen mit einem Zapfen versehen seyn, damit das alte stehende Wasser abgelassen, und der Trog stets rein gehalten werden könne. Darneben müssen die Hirten und Mägde sorgfältig Acht haben, daß auch jedes Haupt saufe, und nicht durch andere abgestossen werde.

4) Bey grosser Hitze muß man dem Vieh wöchentlich, oder doch alle 14 Tage, einen starken Löffel voll Theer eingeben. Dieses kühlet das Vieh, und treibt alle Unreinigkeiten ab, jedoch muß solches Mittel bey hochträchtigen Kühen mit einiger Behutsamkeit gebraucht werden.

5)

5) Bey nasser Witterung, und besonders gegen den Herbst, ist es ganz zuträglich, wenn dem Vieh ein Bund Krumstroh auf die Nacht vorgelegt wird.

6) So wie im Frühjahr das zeitige Austreiben des Viehes gefährlich, eben so schädlich ist es auch, wenn man nur einiges Futter zu ersparen, das Vieh noch spät im Herbst auf die Weide gehen lasset. Hierinn und in öfterer Unterlassung der Tränkung des Viehes, lieget der Hauptgrund derjenigen Viehseuchen, womit manche Provinzen fast ohne Unterlaß geplagt werden.

Man kann hierbey nicht unbemerket lassen, wie es vorzüglich nöthig, daß auf bequeme und warme Ställe, welche zu 10 — bis 12 Fuß in den Stiehlen angelegt, mit ungemein grossen schlecht verwahrten Thoren versehen, welche zu Winterszeiten immer ganz geöffnet werden müssen, die Windelböden über den Ställen sind nicht gekleibt, und es kann also nicht allein, wenn das Futter in etwas herunter genommen ist, der Wind, Schnee und Regen überall durchwehen, sondern es gehet auch der zur Fütterung so nützliche Heusaamen gänzlich verloren, und zum Unglück fällt solcher in den Dünger, wodurch als dann der Acker mit allerley

Gesäme und Unkraut angefüllet wird. In den Ställen sind keine Fenster, sondern nur Lücken angebracht, daher entweder die Kälte im Winter eindringet, oder wenn die Lücken zugemacht worden, die Ställe dergestalt finster werden, daß bey der Fütterung das gehörige Licht ermangelt; wie denn auch Krippen und Raufen vor das junge Vieh sich an den wenigsten Orten auf eine oekonomische Art angeleget finden. Diesen Fehlern kann bey neuen Sällen abgeholfen werden; und es ist am zuträglichsten, wenn die Viehställe dergestalt eingerichtet werden, daß für das Vieh vor der Diehle und neben den Ställen, das nöthige Gelaß zu den Brühbotingen und Kesseln angelegt wird. Ausser der Sorgfalt, so bey der Futterung des Viehes anzuwenden, verdienet die Zuzucht des jungen Viehes oder der Kälber eine gleiche Aufmerksamkeit, welche, weil der Landwirth nicht sogleich davon Nutzen ziehet, an vielen Orten ganz ungemein vernachlässiget wird.

Derjenige Wirth, welcher Kälber angewöhnen und zuziehen will, erwähle hierzu nicht allein die gesundesten und stärksten, sondern auch von solchen Kühen, die sich in der Nutzung am besten halten, und welche vor Weinachten, oder kurz nachher gekalbet haben. Ein solches Spänkalb muß

4 — bis 6 Wochen saugen, alsdann aber nach und nach mit Milch und Mehltränken von der Muttermilch abgewöhnet werden.

Anfänglich muß den Kälbern sehr feiner Hexel von Gersten oder Haferstroh mit gutem Heu, untermengt gegeben werden, worunter auch etwas weniger Hafer, oder Erbsschrott und Leinkuchen mit Nutzen gemischet werden kann. Wenn man ihnen täglich eine Schnitte Brod mit Salz bestreuet reichet; so ist ihnen solches nicht allein ungemein zuträglich, sondern sie verlieren auch hierdurch das grosse Verlangen nach der Milch, und bekommen Appettit zu den kalten Tränken, welche man ihnen öfters geben muß.

Im Winter müssen die Kälber vorzüglich warm gehalten werden, und damit sie unter steter Aufsicht sind; so ist es gut, wenn dergleichen Ställe an die Kammern der Viehmägde dergestalt angebracht sind, daß sie durch ein Schiebfenster in den Stall sehen können, als welche Bauart fürs künftige bey allen neuen Viehställen auf den Königl. Domainen in hiesiger Provinz beobachtet werden soll.

Die abgewöhnten Kälber müssen schlechterdings vor Johannis nicht auf die Weide kommen,

und,

und, wo möglich, mit gar keinem frischen Grase, oder doch nur in ganz kleiner Quantität, gefüttert werden.

Die frische Fütterung des fetten Grases verursachet bey ihnen den Durchlauf, und sehr öfters den Tod. Uebrigens muß man auf die Reinlichkeit in den Kälberställen, und daß die Krippen öfters ausgeräumet werden, ganz genau halten.

Die guten Eigenschaften des Polnischen Steinsalzes sind in Schlesien durchgängig so bekannt, daß selbiges für alle Arten vom Vieh gebrauchet wird. Je weniger Säure ein Salz bey sich führet, je schärfer und je gesunder ist es. Nun hat die Erfahrung gelehret, daß das Polnische Steinsalz fast um die Hälfte stärker, als das weisse Küchensalz salzet, und man wird also auch nicht irren, wenn man es weit gesunder, erfrischender, und der Fäulniß des Geblüts widerstehender ansiehet. Das Rindvieh befindet sich bey dessen Genuß sehr wohl, indem es viele Unreinigkeiten von demselben abführet.

Der Gebrauch desselben beym Rindvieh ist zwar verschieden, die beste Art aber ist wohl unstreitig, wenn es demselben in ganzen Stücken zu $\frac{1}{4}$

bis ½ Zentner im Stall vom Haupt zu Haupt vorgeleget wird, da man dann sicher ist, daß jedes Stück Vieh davon geniesset; oder es werden einige dergleichen Stücke auf dazu in den Gehöften errichtete hölzerne Böcke geleget, wo oben einige starke hölzerne Nägel eingeschlagen werden, damit das Salz dazwischen ruhe, und nicht beym Herunterfallen dem Vieh die Füsse beschädige. Von diesem Salz lecket alsdann das Vieh bey dem Ein- und Austreiben. Den Kälbern wird solches gerieben, entweder auf das Futter, oder auf etwas Brod gestreuet. Für das Schafvieh ist das Steinsalz nicht allein eine sehr heilsame Arzeney, sondern es befördert auch ganz ungemein den Wuchs der Wolle, wie dann solche auch davon weit kernichter und in der Arbeit tractabler wird; und wird in Schlesien von den Tuchmachern auf den Wollmärkten die Wolle von den Schäfereyen, so viel Steinsalz bekommen, vorzüglich gekauft.

Den Schafen wird das Steinsalz an ein- oder mehrere Oerter in den Stall, an einen Balken, an einen Strick schwebend aufgehangen, damit es den sich häufig zudrängenden Schafen beständig weichen könne, und ein jedes davon genieffe; bemerket man, daß die Begierde nach dem Steinsalz zu groß ist, und daß besonders die Hammel und

al-

alten Schafe ganze Stücke davon abreissen, so wird solches ganz mit Theer überstrichen, da es dann die Schafe bey dem Lecken bewenden lassen. Und damit es hierunter an dem erforderlichen Steinsalz nicht fehlen möge; so wird man die nöthige Verfügung treffen, daß dergleichen hinlänglich herbey geschaft, und dergestalt vorräthig gehalten werde, daß ein jeder den nöthigen Bedarf zu diesem Behuf erhalten könne; wie dann auch zu seiner Zeit bekannt gemacht werden soll, wo dieses Salz zu bekommen ist.

Unter die besondern Arten der Schlesischen Viehfütterung gehöret auch das sogenannte Laubholz; dieses wird besonders an Orten, wo der Heugewinnst nur sparsam ist, häufig gehauen.

Eigentlich ist es blos ein Futter für Schafe und Lämmer, ohngeachtet an einigen Orten das Rindvieh mit gestreiftem und alsdann getrockneten Laube, zum Brühen im Winter mit vielem Vortheil gefüttert wird.

Diejenigen Arten von Holz, von welchen Laubholz gemacht werden kann, sind, Rüstern, Büchen, Birken, Elsen, Eichen, Linden, Pappeln, und Weiden. Die Eichen, Rüstern, Büchen und

Birken, wenn man solche zu Laubholz behauen will, müssen noch nicht zu alt seyn, die andern Sorten aber, welche an sich weit geschwinder wachsen, können ohne Unterschied behauen werden. Man behauet sämmtliche oben erwähnte Sorten Holz bis an den Gipfel, wo man eine Krone stehen läßt, dicht am Stamme; bey den Birken und Elsen aber ist es gut, wenn man keine Aeste am Stamm stehen lasset.

Das beste Laub giebt die Rüster und Pappelweide. Das Elsenlaub ist zwar bitter, aber dem Schafvieh sehr gesund. Die Zeit, das Laubholz zu hauen, ist anfangs bis Ende Augusti; in dieser Zeit hat der Trieb des Baumes schon meist aufgehöret. Das abgehauene Laubholz wird sogleich in kleine Bunde gebunden, und um den Stamm aufgesetzet, daß es trockne; vermuthet man aber einen Regen; so muß man besonders mit dem weichen Laube, als: Linden, Büchen, Rüstern, Pappeln nach Hause eilen, weil sonst bey wieder erfolgendem starken Sonnenschein das Laub gerne abzufallen pflegt.

Der Schäfer, welcher gemeiniglich das Behauen besorget, muß auch wohl Acht geben, daß er kein Laub mit darunter nehme, worauf Raupen=

ne=

nester befindlich, oder was sonsten durch Gifte verunreiniget ist. Die Fütterung geschieht im Winter da den Schafen und Lämmern, und zwar leztern das weicheste und beste Laub in die Horden vorgeleget wird, wobey sie sich besser, als bey dem schönsten Heu, befinden. Die Zuziehung von dergleichen Art Laubholz geschiehet am leichtesten durch Verpflanzung einiger jungen Bäume, welche sorgfältig geradet, und auf diese Art wiederum an Hecken und Würden, desgleichen in die Dorfsgärten gesetzet werden.

Um desto eher zum Zweck zu gelangen, müssen dergleichen Art Bäume gewählet werden, welche am geschwindesten wachsen, worunter Pappeln, Rüstern, Elsen und Weiden zu rechnen sind. Von dem Gebrauch dieser Mittel zur bessern Nutzung und Conservation des Rind- und Schafviehes, wird ein fleißiger und von Vorurtheilen entfernter Landwirth gewiß einen wirklichen Nutzen verspüren, und man zweifelt nicht, daß auch die hiesigen Landwirthe ihren darunter verstrenden Vortheil einsehen, und diese ihnen an die Hand gegebene in ganzen Ländern so bewehret und nützlich befundenen Mittel, sich zu Nutze machen werden. Signatum Stettin den 20ten November 1769.

Königlich-Preußische Pommerische Kriegs- und Domainenkammer.

II.

Königlich-Preußisches Reskript

an das Kammergericht, und die hiesige Krieges- und Domainenkammer, daß die Hütungen auf den Wiesen in dem Frühjahr ohne Ausnahme gänzlich abgestellet, hingegen in dem Herbst, ratione termini a quo, also eingeschränkt werden sollen, daß dem Eigenthümer die Zeit bleibe, vollständige Nutzungen, Heu und Grumet von seiner Wiese zu ziehen, und hiernach die zur Aufhebung der Gemeinheiten bestellten Commissarios zu instruiren, und darnach die Wiesenbehütung festzusetzen. De Dato Berlin den 19ten May 1770.

Von Gottes Gnaden Friedrich, König ꝛc. Unsern ꝛc. Es ist in dem Edikt vom 21 Oktober 1769 sattsam zu erkennen gegeben worden, daß dessen hauptsächlichster Gegenstand auf mehrere Beförderung des Wiesenbaues gehe; diesem Endzweck stehet aber, als ein allgemeines Hinderniß, die fast durchgängig eingeführte Frühjahrsbehütung der Wiesen mit dem Vieh entgegen, als wodurch nicht nur der gegenwärtige Grasbau unwirthschaftlich

lich genutzet, sondern auch die Wiesen durch Eintretung des Viehes bey nassem Wetter beschädiget, hingegen bey den hohen Wtesen durch das frühzeitige Abbeissen des Grases, die jungen Grasswurzeln ungemein verletzet, auch zu fernerm gedeihlichem Wachsthum untüchtig gemacht, und in ihrem Ertrag gar sehr zurück gesetzt werden, und beyderley übler Erfolg ist, sonderlich im Frühjahr, unvermeidlich. Ihr habt dannenhero die zu Aufhebung der Gemeinheiten bestellten Commissairs zu bedeuten, nicht weniger euch selbst bey diesem Geschäfte zu eurer Direction als ein Principium regulativum dienen zu lassen, daß die Hütungen auf den Wiesen in dem Frühjahr ohne Ausnahme gänzlich abgestellet, in dem Herbst hingegen ratione termini a quo also eingeschränkt werden müssen, daß dem Eigenthümer die Zeit bleibe vollständige Nutzung an Heu und Grumet von seiner Wiese zu ziehen. Wenn es aber sumpfigte Wiesen sind, die Hütung darauf auch im Herbst ganz und gar unterlassen werde. Wo Dienstbarkeitsrechte vorkommen, welche die Behütung der Wiesen insgemein, besonders im Frühjahr bis zu dem sonst wohl gewöhnlichen Termin Alt-Walpurgis begründen, da hier eigentlich der Fall vorwaltet, daß die Servitut dem leidenden Theil mehr Schaden, als dem Geniessenden Vortheil bringet

und

und der Landeskultur nachtheilig ist, muß nach dem Edikt vom 21sten Oktober 1769 und dessen §. 2. hierüber ein Aequivalent ausgemittelt werden. An andern Orten, wo es nicht auf Servituten ankommt, sondern die Behütung der Wiesen nur mit der übrigen Hütungsgewohnheit zusammenhängt, und ein Erfolg davon ist, müssen die Commissarii die Wiesenhütung vorgedachtermassen abschaffen, und im Herbst der Anfang der Wiesenhütung auf eine solche Zeit, da der Eigenthümer die völlige Nutzung der Wiesen an Heu und Grumet, oder Nachmath gewonnen, festsetzen, daneben aber solche Modalitäten ausmitteln, wodurch den Bauern das nöthige Futter auf dem Stall geschaffet werde, um der Wiesenhütung entbehren zu können; als zu welchem Behuf das schicklichste seyn wird, daß ein proportionirter Theil des Feldes zum Anbau guter Futterkräuter abgesondert werde.

In allen Fällen haben also Commissarii die quæstionen an? als entschieden anzunehmen, und nur billige und geschickte Modalitäten zu deren Ausführung auszumitteln.

Nach geendigten Geschäften der veranlaßten Hütungsauseinandersetzung, soll an denjenigen Orten wo solche nicht zu Stande gebracht werden können,

nen,

nen, durch gesetzliche Verordnungen die schlechterdings schädliche Behütung der Wiesen im Frühjahr, und zur Unzeit in den Herbstmonaten, wie auch überhaupt sumpfigter Wiesen, sowohl in den Herbstmonaten, als im Frühjahr, abgestellet werden, dessen es jedoch für diejenigen, so sich über die Wiesenhütung dergestalt auseinandersetzen, daß ein jeder Eigenthümer mit seinen Wiesen zu disponiren völlige Freyheit behält, ohne durch die einem Fremden zustehende Servitut darinnen gehindert zu werden, nicht bedürfen wird.

Uebrigens habt ihr diese Verordnung, damit sie desto besser zu der Interessenten Wissenschaft komme, dem Druck zu übergeben, und gewöhnlichermassen zu publiziren. Sind euch mit Gnaden und geneigtem Willen wohl beygethan. Gegeben zu Berlin den 19ten May 1770.

Auf Seiner Königlichen Majestät allergnädigsten Spezialbefehl.

V. Fürst. v. Massow. v. Blumenthal. v. Münchhausen. v. Dreschau. v. Zedlitz.

An das Kammergericht und hiesige Kriegs- und Domainenkammer.

12.

Königlich = Preußisches Publicandum, wie es mit dem umgefallenen, oder auch bey dem Schlachten unrein gefundenen Vieh zu halten, und was wegen der Ansagung an die Scharfrichter und Abdecker dieserhalb verordnet worden. De Dato Berlin den 29 April 1772.

Nachdem bishero mißfällig wahrgenommen, auch von den Scharfrichtern und Abdeckern verschiedene Beschwerden geführet worden, daß denselben hin und wieder die ausser der Viehseuche umgefallenen, oder auch bey dem Schlachten unrein gefundenen Stücke nicht gehörig angesaget, noch vordem Anfressen des Ungeziefers die verordneten 24 Stunden verwahret, nicht minder dieselben auch wieder ihre Privilegia, und die ihrenthalben publizirten Edicta und Verordnungen, an einigen Orten zur Ungebühr mit Servis und anderen Lasten, in Ansehung ihrer Scharfricht- und Abdeckerey beleget, und denselben die ihnen zugesagten Freyheiten entzogen worden; so wird zur Achtung und genauen Befolgung, der in Ansehung der Scharfrichter und Abdecker von Zeit zu Zeit publizirten Edikte und Verordnungen, auch zur Warnung der

Ueber=

Uebertreter derselben, für die solchenfalls unnachbleiblich erfolgendenden Strafen, aus sothanen Edikten und Verordnungen, allen Eingesessenen von Adel, Städten, Aemtern, Geistlichen und übrigen Unterthanen, wie auch den Scharfrichtern und Abdeckern, nachfolgendes in Erinnerung gebracht, und zur genauesten Befolgung wiederholentlich eingeschärft. Nach Vorschrift der Edikte vom 18ten May 1667, den 23sten May 1682, den 22sten April 1689, den 11 Febr. 1704, den 12ten Nov. 1707, und 30sten Junii 1721 ist jedermann schuldig, das ausser der Viehseuche abgestandene, auch bey dem Schlachten unrein gefundene Vieh, Schafe ausgenommen, dem Scharfrichter oder Abdecker des Districts sofort, gegen Erlegung des festgesetzten Trinkgeldes für die Meile à 2 Groschen an den Boten, anzusagen, wie dann auch erweislich und rotzige und ganz inkurable Pferde nicht verkaufet, vertauschet oder verschenket, imgleichen die zur fernern Arbeit gänzlich untüchtig gewordenen, sondern an den Scharfrichter oder Abdecker des Districts sofort abgeliefert werden müssen; welche aber dagegen sich nicht entziehen können, den Unterthanen für dergleichen zur Arbeit untüchtige Pferde eine billigmäßige Vergütung zu thun, und allenfalls so viel zu geben, als ein fremder Scharfrichter erweislich geben wollen.

2.) Muß des auf den Höfen, wie auch in und vor den Dörfern umgefallene Vieh von dem Eigenthümer desselben sofort dem Scharfrichter oder Abdecker des Districts angesaget, und von erstekem 24 Stunden lang, von Zeit der geschehenen Ansagung, vor dem Anfressen der Hunde, Katzen, und anderen Ungeziefers verwahret, nicht minder binnen 24 Stunden, von des Scharfrichters Knechten bey 5 Rthlr. fiskalischer, auch dem Befinden nach harter Leibesstrafe, welche erstere der Scharfrichter oder Abdecker selbst zu erlegen hat, abgeholet werden. Dagegen wenn das Vieh in entlegenen Hütungen und Brüchern liegen bleibet, der Eigenthümer von dessen Bewahrung befreyet, jedoch, sobald er den Vorfall erfährt, denselben dem Scharfrichter oder Abdecker ansagen zu lassen schuldig ist.

3.) Wenn ein gemeiner Landmann oder bauerlicher Unterthan, denen auch, in Ansehung der Bestrafung, geringe Bürger in den kleinen Land- und Ackerstädten gleich geachtet werden sollen, gegen vorstehendes handeln sollte; so soll derselbe schuldig seyn, dem Scharfrichter oder Abdecker zur Schadloshaltung wegen der Haut, Talch und Pferdehaare.

Für ein Füllen, Rind, oder Starke einen Thaler, und an fiskalischer Strafe zwölf Groschen;

Für ein Pferd oder Hauptrindvieh aber erstern einen Thaler zwölf Groschen, auch einen Thaler an fiskalischer Strafe

zu entrichten. Dagegen andere Verbrechen, anstatt des vorhin verordneten einen Wiespel Haber Strafe, in jedem Kontraventionsfall acht Thaler fiskalischer Strafe, imgleichen dem Scharfrichter für die entzogene Haut, Talch und Pferdehaare

Für ein Pferd und ausgewachsenes Stück Rindvieh zwey Thaler

Für ein Füllen, Rind, oder Starke aber einen Thaler zwölf Groschen

entrichten müssen; welche Strafen jedoch bey wiederholten Verbrechen geschärfet und dem Befinden nach verdoppelt werden sollen, und insgesammt zur Sportulkasse des nächsten Justizamts fliessen.

4.) Haben die Landreuter des Districkts auf die Verbrecher genaue Obacht zu nehmen, auch dem Befinden nach, bey Verlust ihres Dienstes, so bald

sie

sie in sichere Erfahrung bringen, daß sich jemand hierunter ungehorsam erwiesen, davon mit Zuziehung des Scharfrichters oder Abdeckers, bey des Verbrechers vorgesetzter Obrigkeit ohne Anstand Anzeige zu thun, auch dem nächsten Justizamte, zu dessen Sportulgasse die Strafe fließet, davon Anzeige thun; bey dessen Unterlassung der Scharfrichter solche aus eigenen Mitteln bezahlen soll. Der Gerichtsobrigkeit aber lieget ob, sofort das angezeigte, ohne alle Weitläuftigkeit, auf Kosten des Verbrechers zu untersuchen, und nach Befinden vorberegte Strafe, nebst den Schadloshaltungsgeldern für den Scharfrichter oder Abdecker, durch den Landreuter mittelst einer solchen ohnentgeltlich zu ertheilenden Ordre, nebst seinen ihm festzusetzenden Gebühren, beytreiben zu lassen, auch die Strafgelder an das nächste Justizamt zur Berechnung der Sportulkasse zu übersenden. Wenn die Contravention aber ausserdem eine Untersuchung und Bestrafung verdienet; so muß solches der Churmärkischen Krieges- und Domainenkammer zu weiterer Verfügung angezeiget und überlassen werden.

5.) Müssen die Magistrate und übrige Gerichtsobrigkeiten an den Orten, wo es nicht bereits geschehen ist, den Scharfrichtern und Abdeckern, vor den Städten und Dörfern, und zwar vor den

Haupt-

Hauptthoren, an nicht allzuweit entlegenen und unwegsamen und sumpfigten, jedoch von den Landstrassen, imgleichen den Viehweiden ganz entfernten Orten, sofort bey nachdrücklicher Beahndung, dienliche Luderstellen anweisen, wohin die Abdeckerknechte das, ausser der Viehseuche krepirte, und bey den Schlachten unrein gefundene Vieh, ausser demjenigen; wohin dergleichen die Jägerey zu den Fuchskörnungen und Wegschaffung der Raubthiere verlangt, schaffen, und daselbst, nach geschehener Abluderung, das Luder, bey Vermeidung 5 Thaler fiskalischer Strafe für jedes Stück, für deren Erlegung derselben Brodherren alleine zu haften schuldig sind, zu fahren haben. Wobey jedoch die Abdeckerknechte bey 5 Rthlr. fiskalischer, oder harter Leibesstrafe, sich nicht unterstehen müssen, Hunde bey sich zu führen, anderergestalt die Forstbedienten hiermit angewiesen werden, solche gleich todt zu schiessen, wofür denselben die Hälfte der verordneten Strafe gereichet werden, und jeder Scharfrichter für die Strafe mit haften soll. Zu der verordneten Begrabung des Luders aber haben in den Dörfern und kleinen Landstädten, wo der Scharfrichter oder Abdecker nicht selbst wohnhaft ist, die Eigenthümer des Viehes, bey Vermeidung nachdrücklicher Beahndung, ohne daß demselben dieserhalb bey Gefängnißstrafe einiger Vorwurf zu machen ist,

die Kuthen wenigstens zwey Ehlen tief ausfertigen zu lassen, und diese hiernächst die Abdeckerknechte, bey 5 Rthlr. Strafe zuzuwerfen, und soll die Obrigkeit eines jeden Orts, die nähern Arrangements wie die Unterthanen in dem bemerkten Fall zu Anfertigung solcher Kuthen oder Gruben anzuhalten, machen, und über deren Befolgung halten. Dahingegen in den Städten und Orten, wo die Scharfrichter oder Abdecker selbst wohnhaft sind, diese sothane Kuthen in der Feldgrenze solcher Stadt oder Ort, wo sie wohnen durch ihre Abdeckerknechte selbst anfertigen lassen, die Eigenthümer des Viehes aber sofort bey Ansagung desselben zwey Groschen dafür entrichten müssen. Hiernächst wird

6.) Den Scharfrichtern und Abdeckern alles Ernstes aufgegeben, den Landräthen, wenn sie ihnen auf Anweisung der Krieges- oder Domainenkammern, und anderer Vorgesetzten, amtshalber Befehle ertheilen, in allen Sachen, so nicht zur Kriminaljurisdiktion, sondern zur Landespolizey gehören, sonderlich bey Aeusserung der Viehseuche, auch wegen Ausschleppung und Verscharrung des sonst krepirten Viehes, den schuldigen Gehorsam zu leisten, auch bey entstandenem Viehsterben, in ihren Districkten, bey Vermeidung Leib- und Lebensstrafen, wenn sie dazu gefordert und ihre Knechte zum Ausschleppen des umgefallenen Viehes gebraucht

braucht werden sollten, alles dasjenige auf das genaueste zu beobachten, was ihnen dieserhalb in den publizirten Instruktionen und Patenten vom 22 August 1750, und 13ten April 1769, in Ansehung des Viehsterbens, auch nachgelassenen Abledetung des an der Seuche verreckten Viehes, vorgeschrieben worden ist.

Uebrigens sollen die Scharfrichter und Abdecker, nach Maasgebung der Edickte vom 10ten Junii 1676, 26ten Oktober 1680, 5ten März 1693, 29ten Febr. 1704, und 25ten Febr. 1722, von Einquartirung, Servis, Kontribution, Anlagen und andern oneribus puplicis, auch der Mahlzinse, ferner befreyet bleiben; wenn sie aber ausser den Scharfricht- und Abdeckereyen bürgerliche Häuser und Grundstücke besitzen; so müssen sie sowohl als andere zum Beytrag der gemeinen Lasten davon, es sey Kontribution, Reuterverpflegung, Einquartierung und Servisgeld, oder wie dieselben Namen haben, gezogen werden; sie müssen auch von dem Gemahl gleich andern Bürgern in den Städten, imgleichen die Accise entrichten, welche ihnen jedoch, nach Vorschrift des accisereglements vom 29ten December 1736. Cap. 3. 2. Lit. G. von den Pferden, welche sie vor den Karren zum Herausschleppen gebrauchen, imgleichen von dem

Futter für solche Pferde, frey geschrieben werden soll.

Sämmentliche Gerichtsobrigkeiten ohne Unterschied werden hiermit ernstlich angewiesen, alle Punkte dieser Vorschrift auf das genaueste sowohl ihres Orts zu befolgen, als von den Unterthanen befolgen zu lassen, als worauf die Churmärkische Krieges- und Domainenkammer mit Rigueur zu halten hat. Gegeben Berlin den 29ten April 1772.

(L. S.) Auf Sr. Königl. Majestät allergnädigsten Spezialbefehl.

v. Maßov. v. Blumenthal v. Derschau.
Baron von der Schulenburg.

13.

Fürstl. Hessen-Casselische Verordnung wegen Anbauung der Futterkräuter. De Dato 4ten Jun. 1773.

Von Gottes Gnaden Wir Friedrich, Landgraf zu Hessen ꝛc.

Fügen allen und jeden in Unsern Fürstenthümern und Landen, nebst Entbietung Unserer Gnade, hiermit zu wissen: Nachdem uns schon verschiedentlich von dem grossen Verfall der Viehzucht auf dem Lande, und welchergestalten selbige größtentheils

aus

aus Mangel hinlänglicher Fütterung vernachläßiget werde, mißfällige berichtliche Anzeige geschehen, und dann die unumgängliche Nothwendigkeit erfordert, dieselbe auf alle nur immer thunliche Weise wieder herzustellen, damit der Ackerbau besser getrieben, mehrere Früchte im Lande gezogen, die Zehenden ergiebiger werden, und die Zinsfrüchte besser eingehen, auf für den Ankauf des schlachtbaren Viehes nicht solche Summen, wie bisher, ausserhalb Landes verbracht, überhaupt aber die Nahrungsumstände Unserer getreuen Unterthanen verbessert werden mögen; daß Wir dennoch auf ein Surrogatum der hin und wieder mangelnden Hute zu denken, Uns gnädigst bewogen gefunden, des Endes auch den Anbau des sich hierzu schickenden, an einigen Orten Unserer Lande schon bekannten Espareette und St. Foins durch diese Unsere Ordnung besonders zu begünstigen Uns entschlossen haben. Setzen, ordnen und wollen mithin

1.) Daß die hin und wieder wüstliegenden Ländereyen, auch gemeine Triescher, in soweit solche der Sommerhute für die Schaafe nur einigermassen entbehrlich sind, mit gedachtem Esparcette, oder auch St. Foin, nach Beschaffenheit des Grundes und Bodens und übriger Umstände, unter der besondern Direktion Unsers Steuerkollegii, welches

allenfalls den Privatis, Städten und Communen, gegen demnächstige successive Ersetzung, den Saamen, und die Culturkosten vorzuschießen hat, nach der von demselben in das Land auszutheilenden gedruckten Anweisung, besäet und ausgestellet, des Endes aber, um die Qualität des Erdreiches zu erforschen, überall sofort einige Proben vorher angelegt werden sollen.

Wie aber diese nützlichen Futterkräuter mit der Hute vom Anfange durchaus, hernach aber nur gewissermassen verschonet bleiben müssen, welches auch mit dem Zug- und Rindvieh um so leichter angehet, da man selbiges, anstatt der öffentlichen Hute, mit dieser Fütterung auf dem Stalle weit vortheilhafter erhalten und nähren kann, dahingegen jedoch zu gleicher Zeit für die Schafhute nothwendig gesorgt, und diese über die Gebühr nicht beenget werden muß! so ordnen und befehlen Wir hiermit.

2.) Daß diejenigen Ländereyen, welche mit Esparcette oder St. Foin besäet sind, in den ersten zwey Jahren gar nicht und mit keinerley Vieh betrieben, in dem dritten und folgenden hingegen, zwar auch niemals im Frühjahre, wohl aber im Herbste, wenn die Wiesen offen sind, von besag-

tem

tem drittem Jahre an, jedoch nur zur Schafhute gezogen werden können, als wodurch das Schafvieh ohnehin im Herbste weit mehr gewinnet, als im Frühjahre verlieret, auch demselben überhaupt ein solches frisch ausgestelltes Land länger nicht, als zwey Jahre, wie bey arthaften Ländereyen eben wohl oft zu geschehen pflegt, entzogen wird. Und damit diejenigen Proben, welche auf den Gemeinheiten oder gemeinen Trieschern jetzt oder künftig angelegt werden, von der Hute desto mehr geschützt und sicher gestellet bleiben mögen; so sollen die Städte und Communen, denen solche Probstücke zugehören, dieselben sofort mit einer Hecke umgeben, und befriedigen, welche demnächst nach Befinden zu erweitern ist, und wobey Wir, nach eines jeden Orts besonderer Beschaffenheit, in Ansehung der Hute, und sonsten demnächst das weitere verfügen zu lassen Uns vorbehalten. Alle Hirten und Schäfer aber, oder andere, welche gegen die Vorschrift dieser Ordnung dergleichen mit Esparcette oder St. Foin bebauten Ländereyen und Plätze behüten, oder sonst daran freveln, sollen ohne die geringste Nachsicht, nebst der sich von selbst verstehenden Ersetzung des Schadens, auf den ersten Betretungsfall sofort mit fünf Rthlr. und zum zweytenmal mit Zuchthausstrafe beleget werden. Und da die Schweine die Wurzeln von dergleichen

Futterkräutern umwühlen und verderben; so soll es niemals zu keiner Jahrszeit erlaubt seyn, mit denselben darauf zu hüten, wie dann auch die Hute mit Pferden und Rindvieh, als welches insonderheit bey nassem Herbstwetter und tiefem Erdreich an den Wurzeln die Erde niedertritt, und dadurch grossen Schaden verursachet, durchaus verboten wird; diejenigen aber, welche dem einem oder andern hierunter zuwider leben, der eben bestimmten Strafe gleichfalls und ohnfehlbar sich zu gewärtigen haben. Damit aber

3.) In Ansehung der unter solchen neugestellten Aeckern etwa mit begriffenen zehndbaren Stücke, wovon hiernächst den Zehenden in Natur zu ziehen nicht schicklich ist, etwas gewisses festgesetzet werde; so soll der Zehndpflichtige von einem Acker St. Foin, weil hierzu schon ergiebiges Erdreich erfordert wird, wie von Tresenev, dem Zehndherrn acht Albus, von einem Acker Esparcette aber um deswillen nur die Hälfte mit vier Albus jährlich entrichten, da selbiger auf kalk- und steinigten Boden, welcher doch zu andern Früchten nicht sonderlich tauget, am besten zu gerathen pflegt; jedoch hat dieser an Geld zu entrichtende Zehnde bey denjenigen zehndbaren Stücken, welche vorher wüste gelegen haben, oder selten bestellet worden sind,

eher

eher, als nach Verfliessung der drey ersten Jahre, nicht statt; und wie Wir hierunter

Unsern getreuen Unterthanen in denen Abgiften die möglichste Erleichterung verschaffen wollen; so ist unser gnädigster Wille, daß, wenn gleich ein kontribuabler Platz, so zu Espareette gestellet wird, aus dem Wüsten gerissen ist, derselbe doch, als ob er noch wirklich triesch läge, nur mit einem Steuergulden per Acker angeschlagen, wenigstens über den vorigen Verhalt nicht erhöhet, über dieß alles auch Unser Steuerkollegium strackliech zu halten, und die sonst hierbey nöthigen Einrichtungen vorzukehren besonders auktorisirt seyn soll. Wenn übrigens

5.) Aus Mangel hinlänglicher Kenntniß der Natur dieser Futterkräuter, von ein- oder anderm Gerichte in unsern Landen, ein dieser Ordnung, besonders dem 2ten §. zuwider laufender Bescheid oder Urtheil gegeben wäre; so wollen wir dieses Urtheil oder Bescheid aus besten Willen, hiermit kassirt und aufgehoben; alle und jede höhere und niedere Gerichte, Dikasterien und Kollegien aber lediglich auf diese Unsere Landesordnung ein für allemal verwiesen haben. Schlüßlich und

6.)

Wird den Officis fisci hiermit besonders befohlen, bey den im Lande ohnehin vorzunehmenden Visitationen darauf ihr Augenmerk mit zu richten, ob die Anbauung dieser Futterkräuter überall behörig betrieben, dieselben, wenn sie mit der Zeit wieder ausgehen, von neuem wieder angepflanzt, und damit immer mehr fortgefahren, vor allen Dingen aber dieser gnädigsten Verordnung wegen der Hute strack lich nachgelebet, und auch sonsten nicht dagegen gefrevelt werde, als wovon jedesmalen nach der Zurückkunft Unserm Steuerkollegio umständliche Nachricht zu ertheilen ist; gestalten Wir denn diejenigen Unserer Unterthanen, welche sich hierbey besonders hervorthun, und dadurch die Viehzucht auf eine vorzügliche Weise befördern, gebührend zu belohnen, Unfleiß und Nachläßigkeit aber zu bestrafen wissen werden. Wornach sich ein jeder zu achten.

Damit sich nun hierunter niemand mit der Unwissenheit entschuldigen möge; so hat Unsere nachgesetzte Regierung diese Unsere Verordnung zum Druck zu befördern, und gewöhnlichermassen publiziren zu lassen. Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift, und beygedruckten Fürstlichen Secretinsiegels. So geschehen Cassel den 4ten Junii 1773.

14.

Fürstlich = Hessenkasselische Verordnung wegen Besichtigung des zu schlachtenden Viehes.

Von Gottes Gnaden Wir Friedrich, Landgraf zu Hessen ꝛc.

Es ist uns unterthänigst angezeigt worden, was bey dem geschlachteten fetten Rindvieh zuweilen kleine Knöten und Blasen, jedoch in der Art wahrzunehmen wären, daß das übrige Fleisch ganz rein sey, und ob zwar solches alsdann der menschlichen Gesundheit gar nicht schade, jedoch nach einem eingerissenen falschen Vorurtheil hier und da geglaubt werde, als ob das mit dergleichen Bläschen und Knötchen befundene Fleisch nicht nur dem Wasenmeister verfallen sey, sondern man von diesem sogar auch das zum schlachten gebrauchte Werkzeug des Metzgers für ein Accidenz einlösen, und solches dadurch gleichsam wieder ehrlich machen müsse. Nachdem nun eine falsche unvernünftige und manchem Unterthan sehr schädliche Gewohnheit ferner nicht zu dulden stehet; dabey aber auch nöthig seyn will, daß das Publikum gegen alles zum wirklichen Schaden der Gesundheit ausfallende Fleisch gesichert werde; So finden Wir Uns,

auf

auf eingezogenen Bericht Unseres Collegii Medici allhier, gnädigst veranlaßt, zu gemeinem Besten folgendes hierdurch zu verordnen:

§. 1.

Soll der Eigenthümer eines geschlachteten Stück Rindviehes, wobey sich weiter nichts als die vorerwähnten Knötchen und Bläschen äussern, solches dem Wasenmeister zu verabfolgen, oder ihm gar ein Gebühr für die Lösung des Metzergeschirrs zu entrichten, keineswegs schuldig, sondern vielmehr befugt seyn, das Fleisch selbst zu gebrauchen, oder andern zu überlassen, und überhaupt damit zu machen, was er will.

§. 2.

Wenn hingegen dergleichen Knötchen etwa angefangen hätten, eiterig zu werden, oder gar in ein wirkliches Geschwür schon übergegangen wären, oder man auch die innwendigen Theile des geschlachteten Viehes verhärtet, und gelbe Blattern daran fände; So soll niemand das alsdann ungesunde Fleisch weder selbst geniessen, noch andern verkaufen.

§. 3.

§. 3.

Damit aber diese beyderseitigen Fälle jedesmal desto richtiger unterschieden werden mögen, und die Unterthanen ihre sichere Maaßregeln hiernach nehmen können; so befehlen Wir gnädigst, daß in der Stadt ein Metzger eigends dazu bestellet und verpflichtet werde, welcher das Fleisch, ob es nach diesen oder jenen Merkmalen unrein oder gesund sey, besichtigen, der Eigenthümer des Viehes aber sich nach dessen Aussage richten soll. Wornach also jedermann, und besonders Unsere Polizey-Commissiones & Commissarii locorum bey vorkommender Gelegenheit sich unterthänigst zu achten haben. Gegeben bey Unserer Regierung zu Cassel den 7ten August 1775.

IX.

Abhandlung des Herrn la Fosse über die Entwicklung der Zähne bey Pferden, und das daher zu bestimmende Alter derselben.

Aus dem Französischen übersetzt.

Die Zähne sind, wie jedermann bekannt ist, diejenigen Beine, die sich inwendig im Maule, am Rande der beyden Kinnbacken befinden. Sie sind unstreitig die dichtesten und härtesten Knochen, die beym Pferde vorkommen; ihre Anzahl beläuft sich gewöhnlich bey Hengsten auf 40, bey Stuten auf 36.

Es giebt indessen viele Stuten, die auch Hackzähne haben; die aber nicht so beträchtlich sind, als bey Hengsten. Ferner ist die Anzahl der Zähne bald gröſſer, bald geringer; der letztere Fall ist aber seltner.

Oft befindet sich vor dem ersten Backenzahne, besonders im Oberkinnbacken, ein kleiner Zahn,

von

von der Grösse eines Gänsekiels, der bey dem Thiere zu verschiedenen Zeiten des Alters hervorbricht; ich habe denselben in dem Zeitpunkte von zwey bis acht Jahren gesehen, aber selten, wenn diese Zeit vorüber war.

Die Kenntniß der Zähne ist um so wichtiger, weil man nach denselben das Alter der Pferde zu bestimmen im Stande ist; wir wollen uns daher über diese Theile weitläuftiger ausdehnen, dieselben genau eintheilen, und die Art und Weise erklären, wie sie sich bilden, hervorbrechen, wachsen und ausfallen.

Jeder Kinnbacken ist bey Hengsten mit 20 Zähnen besetzt, die sich alle durch ihre Lage, Gestalt, ihren Umfang und Nutzen von einander unterscheiden.

Einige befinden sich vorne, andere hinten im Maule. Die hintern Zähne unterscheiden sich nicht allein von den vordern durch ihren weit beträchtlichern Umfang, sondern es findet sich selbst unter ihnen, nach dem verschiedenen Alter der Pferde, einiger Unterschied; denn bey jungen Pferden haben sie eine viereckigte Gestalt; bey alten aber verlieren

sie eine von ihren Flächen, die sich in eine Spitze endiget; und mehr oder weniger Wurzeln bildet.

Die vordern Zähne unterscheiden sich von den hintern durch ihre pyramidenförmige Gestalt, unter ihnen selbst aber findet sich in Ansehung ihres Umfangs, und ihrer Biegung einiger Unterschied.

Ueberhaupt unterscheiden sich die Zähne nach dem verschiedenen Alter der Pferde. Die Füllen, oder Milchzähne sind von den Pferdezähnen unterschieden; beyde sind in den ersten Zeiten ihrer Bildung das nicht, was sie sind, wann sie bald ausfallen sollen; denn die alten Pferde verlieren ihre Pferdezähne, so wie die jungen ihre Milchzähne verlieren.

Die Zähne verändern überdieß ihre Gestalt und Richtung von einem Alter zum andern; so sind z. B. die Backenzähne gegen die letzten Zeiten des Alters auf ihrer ganzen Oberfläche vereinigt, und stellen oft viele Wurzeln dar; die Schneidezähne aber sind bey jungen Pferden nach innen, bey alten nach aussen gebogen.

Die Zähne werden in einem jeden Kinnbacken in sechs Schneidezähne, zwey Hack- und zwölf Stock- oder Backenzähne eingetheilt.

Die Schneidezähne theilt man wieder in zwey Zangen, in zwey Mittelzähne, und in zwey Eckzähne ein. Die Zangen sind länger, als die mittlern Zähne; die mittlern länger, als die Eckzähne, diese sind etwas mehr, als die mittlern, und die mittlern wieder mehr, als die Zangen umgebogen. Die Schneidezähne unterscheiden sich ferner von aussen betrachtet dadurch, daß die Eckzähne dreyeckigt, die mittlern etwas weniger, die Zangen aber beynahe Eyförmig sind.

Die Milchzähne, sie mögen hernach Zangen Hack- oder Stockzähne seyn, haben, wenn sie erst vor Kurzem hervorgebrochen sind, so, wie die Zähne bey vollkommenen Pferden, an ihren Wurzeln, und an dem hervorstehenden Theile ein Loch, oder eine Höhle, die jedoch bey den Stockzähnen nicht so beträchtlich ist, als bey den Schneidezähnen; und beyde sind ausgefüllt, wenn sie bald ausfallen sollen.

Man unterscheidet zwey Theile an den Zähnen, 1. den hervorstehenden Theil, den man auch

den Körper des Zahns zu nennen pflegt: 2. denjenigen, der in den Zahnhöhlen verborgen und eingeschlossen ist, und dieser zweyte Theil wird die Wurzel genannt, und ist zweymal so lang, als der Körper. Es giebt noch einen dritten Theil; den man aber nur an ganz neuen Milchzähnen gewahr wird. Dieser dritte Theil wird der Hals des Zahns genannt; und ist der untere, schmälere Theil des Körpers, wodurch dieser von seiner Wurzel abgesondert wird. Der Körper des Zahns ist hart, weiß, und wie die Zähne beym Menschen, mit einer sehr harten Kruste überzogen, welche der Schmelz genannt wird. Die Wurzel desselben gleichet andern Beinen.

Die Zangen stehen vorne im Maule, und nehmen unter den Schneidezähnen den mittlern Platz ein. Es stehen ihrer zwey in jedem Kinnbacken; ihre Gestalt ist konisch.

Wir bemerken an denselben den äussern, hervorstehenden Theil, der viel breiter ist, und die Wurzel, die in den Zahnhöhlen steckt.

Diese zwey Theile sind sowohl bey ganz neuen Füllenzähnen, als auch bey neuen Pferdezähnen hohl; sind sie aber hervorgebrochen, und haben sie

ihre

ihre natürliche Grösse erreicht, so werden sie nach und nach angefüllt, und bilden nachher volle, und spitzig zulaufende Wurzeln.

Diese Zähne haben zwey Flächen, eine äussere, die platt gedrückt und ein wenig gefurchet, und eine innere, die zugerundet ist. Der Unterschied unter den Zangen des Ober- und Unterkinnbackens besteht darinn, daß die obern Zangen mehr umgebogen sind, als die im Unterkinnbacken.

Die Mittelzähne sind weder so lang, noch so gebogen, als die Zangen; aber desto beträchtlicher ist die Höhle an ihren beyden Enden.

Die Eckzähne unterscheiden sich von den Mittelzähnen nicht allein durch ihre weit beträchtlichere Umbiegung, und grössere Höhlung, sondern auch durch ihre Gestalt, die ein wenig dreyeckigt ist; man kann daher an denselben drey Flächen unterscheiden; eine innere, die gegen den Mittelzahn, eine, die nach innen ins Maul, und eine andre, die nach aussen sieht; die erstere ist eben so platt, als der Mittelzahn, gegen den sie gekehrt ist, die andere ist nicht so gerundet, als die an dieselbe gränzende.

Die obern Schneidezähne sind überhaupt stärker und mehr umgebogen, als die im Unterkinnbacken.

Der Hackzähne, die wegen ihrer Gestalt so genannt werden, sind vier. Es stehen ihrer zwey in jedem Kinnbacken; sie kommen zwischen den Schneide- und Backenzähnen hervor, und die leeren Räume, die sich zwischen den Hackzähnen, und den beyden letztern befinden, werden die Laden oder Buhler genannt. Man bemerkt zwey Enden an einem Hackzahne; wovon das eine aus dem Zahnfleisch hervorragt, das andere aber von demselben umfaßt wird; das erstere ist bey jungen Pferden spitzig, und bey alten gerundet, und hat zwey Flächen; die eine derselben ist nach vorne, die andere nach hinten oder innen gewendet.

Die vordere Fläche ist gerundet erhoben, und eben, die hintere ist etwas ausgehöhlt. Man bemerkt an dieser Fläche zwey kleine Karben oder Einschnitte, die durch eine gerundete Erhabenheit von einander abgesondert sind. Diese Erhabenheit nimmt mit den Jahren zu, da indessen die Einschnitte abnehmen.

Der Körper oder die Wurzel des Zahns ist gerundet, und hohl an ihrem Ende, wenn man diese Einschnitte gewahr wird; wenn sich aber der Hackzahn zuründet, ist sie spitzig und voll, und dieß geschieht bey alten Pferden. Der Hackzahn ist unter allen Zähnen am stärksten umgebogen, und stellet, wenn er seinen natürlichen Stand erreicht hat, den vierten Theil von einem Cirkel vor.

Der Stockzähne sind in allem 24, wovon 12 in jedem Kinnbacken stehen, wie wir bereits gesagt haben. Die Stockzähne des Oberkinnbackens sind in Vergleichung mit den Schneidezähnen stärker, und von grösserem Umfange, als die im Unterkinnbacken, und unterscheiden sich von den untern durch ihre Gestalt und Einkeilung in die Zahnhöhlen. Die obern Stockzähne haben auf ihrer äussern Fläche zwey Rinnen, die von drey Erhebungen gebildet werden. Die innere Fläche besteht bloß aus einer nach ihrer ganzen Länge fortlaufenden Erhabenheit; an beyden Seiten derselben befindet sich ein langer Streif. Diese Flächen stimmen mit gleichen Flächen der untern Stockzähne vollkommen überein.

Sechs von den untern Stockzähnen haben eine solche Stellung, daß ihre Körper sich von ih-

ren Wurzeln entfernen, und von denselben abste-hen. Im Oberkinnbacken stehen sie dicht beysammen, wenn man den ersten und zweyten Zahn ausnimmt, die sich ebenfalls von ihren Wurzeln abwenden.

Diese obern Stockzähne ragen über die untern hervor; und dieß mag zu dem Irrthume Anlaß gegeben haben, daß man sie für Ueberzähne hielt.

Alle Stockzähne im Oberkinnbacken sind, wenn man den ersten und letzten ausnimmt, einander beynahe gleich, und stellen bey jungen Pferden, und beym Embryo, der sich schon ein wenig entwickelt hat, ein langes Viereck vor; bey alten Pferden sind sie Kögelförmig.

Der erste Stockzahn hat eine dreyeckigte Gestalt, und ist unter allen der breiteste. Man bemerkt an der äussern Fläche desselben drey Rinnen, und an der innern zwey Erhabenheiten.

Der letzte ist von hinten nach vorne zu gebogen, und unterscheidet sich überdieß von den andern dadurch, daß er an seiner Wurzel breiter ist, als an seinem andern Ende.

Die

Die Stockzähne sind eben so, wie die Schneidezähne an ihrem hervorstehenden Theile hohl; bey Embryonen und jungen Pferden sind sie es auch an ihren Wurzeln.

Die viere so in der Mitte stehen, sind einander beynahe ähnlich; die andern zwey aber sind, wenn man sie so, wie sie gestellt sind, betrachtet, dreyeckigt, wie die im Oberkinnbacken. Die Flächen aller dieser Zähne unterscheiden sich von den Flächen der obern Zähne dadurch, daß die äussere Fläche der untern Zähne der innern Fläche der obern in Ansehung ihrer verschiedenen Furchen, die innere Fläche aber derselben der äussern Fläche der obern Zähne beynahe ähnlich ist.

Die untern Zähne sind ferner von denen im Oberkinnbacken dadurch unterschieden, daß sie keinen so weissen Schmelz haben, und ihr Köper nicht so hart ist. Wenn wir gleich oben gesagt haben, daß die Zähne nur zu gewissen Zeiten an ihrer Wurzel eine Höhle haben; so giebt es nichtsdestoweniger eine Höhle, die man bey denselben zu aller Zeit antrifft; denn man bemerkt an der Spitze einer jeden Wurzel ein kleines Loch, das zur Vertheilung eines Nerven, und einer Schlag- und Blutader dienet.

Die Zähne, diese harten, mehr oder weniger weissen Körper, sind in ihrem Anfange weich; und bekommen erst in der Folge Härte, Festigkeit, Umfang und ihre besondere Bildung.

Sobald das Thier anfängt in der Gebährmutter seine Figur anzunehmen (das gegen den siebzehnten oder achtzehnten Tag geschieht), bemerkt man zwischen den zwey Tafeln des Unterkinnbackens, die dazu bestimmt sind, in der Folge die Zahnhöhlen zu bilden, eine wässerigte Gallerte, die in einer Art von Haut eingeschlossen zu seyn scheinet, und dieß ist der erste Anfang oder Keim der Zahnhöhlen, die noch miteinander vermischt sind.

Im Anfange des dritten Monats unterscheidet man ganz leicht eine Zahnhöhle, die an dem Orte, wo die Schneidezähne stehen, zuerst zum Vorscheine kömmt; (denn die Stockzähne wachsen nach einander von vorne nach hintenzu.) Sie ist mit einem dunkelgrauen Schleime, der allenfalls soviel, als eine grosse Erbse betragen mag, angefüllet. Untersucht man diese Substanz mit dem Mikroskop, so wird man an dem obern Theile derselben, der gegen die Zahnhöhle zusieht, kleine Punkte, in Form eines Rosenkranzes, gewahr, die nichts anders, als der Anfang der Fibern sind,

die

die den Zahn bilden sollen. Das Uebrige ist bloß Schleim. Der untere Theil dieser schleimichten Substanz ist wässerigter und hat weniger Konsistenz.

Im vierten Monate entdeckt man den zweyten Stockzahn, in dem nämlichen Zustande, in dem sich der befand, den wir eben itzt beschrieben haben; man wird aber an dem letztern eine kleine weißlichte Linie gewahr, die ein wenig Konsistenz hat, und in Ansehung ihrer Breite ein halb Viertel einer Linie beträgt; unter demselben aber sieht man die nämlichen Punkte, von denen wir geredet haben. Der untere Theil der schleimichten Substanz ist dicker, dunkler, und nimmt einen grössern Raum ein. Gegen das Ende dieses Monats fangen die Zangen in beyden Kinnbacken an, sich beynahe auf die nämliche Art zu bilden, indem sie sich immer mehr und mehr verlängern.

Im siebenten Monate zeigt sich der dritte Stockzahn in dem nämlichen Zustande, in welchem sich der vorige befand; aber dann hat der erstere Stockzahn schon einen Zuwachs erhalten, und beträgt, indem er den Rest des Schleimes vernich-

tet, zwey und eine halbe Linie in der Breite; man

bemerkt unten ein zweytes Plättchen, das beynahe eben so breit ist; und der Schleim ist dichter

Im achten Monate lassen sich sehr leicht am erstern Zahne zwey aus mehrern Fibern zusammengesetzte Blätter unterscheiden. Diese Fibern sind so neben einander gelagert, daß sie immer eine perpendikuläre Richtung gegen die Zahnhöhle haben, und falten sich auf mancherley Art. Zu gleicher Zeit vereinigen sich diese zwey Blätter an ihrem obern Rande, und ihre Fibern werden so dicht, daß man sie nicht mehr von einander unterscheiden kann. Der Zahn hat in diesem Zustande die Gestalt einer Krämerdüte, oder einer papiernen Rolle; er ist an beyden Enden hohl; zerbricht man aber diese Rollen, so sieht man in der Mitte des Zahns andere Blätter, die sich eben so, wie die erstern mit einander vereinigen.

Gegen den zehnten Monat bekommen die zwey andern Zähne nach und nach auf die nämliche Art wie dieser, ihren Zuwachs. Gegen die Mitte des nämlichen Monats fangen die Mittelzähne an, sich zu bilden, und die Zangen vergrössern sich, wie die Backenzähne, von unten nach obenzu.

Im

Im Anfange des zehnten Monats ist der erste Zahn schon ziemlich weit fortgerückt, und seinem Ausbruche aus der Zahnhöhle nahe; die sich von dieser Seite verengert. Die schleimichte Materie nimmt eine gelbe durchsichtige Farbe an, verdicket und vermindert sich. Gegen das Ende dieses Monats kömmt der erste Zahn hervor; der zweyte bricht gegen den zehnten oder eilften Monat, und der dritte gegen den Anfang des zwölften hervor, man trifft also bey einem Embryo, der ein Jahr alt ist, zwölf Stockzähne, sechs in jedem Kinnbacken an, die bereits hervorgekommen sind.

Zu Ende des zwölften Monats fangen die Eckzähne an, sich zu bilden; aber es kömmt noch keiner aus der Zahnhöhle hervor; das Thier bleibt mit der bereits angeführten Anzahl von Zähnen, die mehr oder weniger Zuwachs erhalten, bis der zwölfte Monat vorüber ist, welches der gewöhnliche Zeitpunkt ist, wo die Stute ihr Füllen leget; es geschieht aber oft, daß sie erst nach eilf, auch wohl nach dreyzehn Monaten fohlet. Leute, denen ich Glauben beymessen kann, versicherten mich, daß sie Stuten gesehen haben, die bis zu Ende des vierzehnten Monats ihr Füllen getragen haben. Es sind also bey einem Füllen, das seiner Geburt sehr nahe ist, bereits sechs Stockzähne in jedem Kinn-

backen hervorgebrochen; die andern sechs sind noch schleimicht, und mehr oder weniger entwickelt.

Ferner hat ein solches Füllen sechs Schneidezähne in jedem Kinnbacken, die mehr oder weniger Zuwachs erhalten haben; so sind die Zangen mehr, als die mittlern Zähne, und diese wieder etwas mehr, als die Eckzähne ausgebildet.

Das Füllen hat, wenn es auf die Welt kömmt, wie bereits gesagt worden ist, sechs Stockzähne in jedem Kinnbacken, die noch dazu abgenützt sind; dieß könnte einen auf die Vermuthung führen; daß das Thier in der Gebährmutter müsse gekauet haben, oder wenigsteus, daß die Kinnbacken desselben nicht so ganz unthätig gewesen sind; aber sollte wohl eine mässige Reibung dieselben in einem Monate so merklich abnützen können?

Gegen den zehnten oder zwölften Tag nach der Geburt, kommen die Zangen, die schon vorher ihre Bildung erhalten hatten, in beyden Kinnbacken hervor; fünf Tage darnach kommen die Mittelzähne zum Vorschein, und kommen erst in einem Monate nach den erstern ganz heraus. Die Eckzähne erscheinen gegen den vierten Monat, so, daß das Füllen sechs Schneidezähne in jedem Kinnbac-

backen hat, welche Milchzähne sind, zwey und ein halbes, oder drey Jahre stehen bleiben, alsdann aber ausfallen; und dieß ist der Zeitpunkt, von welchem man das Alter eines Füllens zu bestimmen anfängt, man könnte aber eben so leicht das Alter desselben in dem Zeitraume erkennen, der sich von der Geburt des Füllens bis auf das Ausfallen der Zangen erstreckt, und wie wir schon gesagt haben, zwey und ein halb oder drey Jahre beträgt. Dieses kann man nicht allein nach den Schneidezähnen, sondern auch nach den Stockzähnen sehr leicht bestimmen.

Die ersten sechs Wochen nach der Geburt, hat das Füllen vier Schneidezähne in jedem Kinnbacken, und zwölf Stockzähne. Diese Schneidezähne sind die Zangen und die Mittelzähne; sie sind an ihrem ausser dem Zahnfleisch hervorragenden Theile und an ihren Wurzeln hohl, und gleichen den Pferdezähnen, die vor Kurzem hervorgebrochen sind; sie sind nämlich an ihrem hervorstehenden Theile Pyramidenförmig und gefurchet, und ihre äussere Höhlung ist weiß. Der innere und äussere Rand derselben, (welchen ich die Wand des Zahns nenne), ist schneidend, und bleibt so bis ins dritte Monat, wo er sich abnützt, und die Höhlung verschwindet.

Im

Im vierten Monate kommen die Eckzähne zum Vorschein.

In sechs Monaten sind sie so lang, als die Mittelzähne. Wenn man die Zähne des Füllens in diesem Alter untersucht, so findet man, daß die Zangen den vierten Theil weniger hohl sind, als die mittlern, und die mittlern die Hälfte weniger, als die Eckzähne.

Die erstern vier Zähne nützen sich nach und nach ab, und das Loch verschwindet immer mehr und mehr, so, daß man nach einem Jahre unten am Zahn einen Hals gewahr wird; der Zahn ist nicht mehr so dick, und zur Hälfte ausgefüllt.

In achtzehn Monaten sind die Zangen ganz oder größtentheils ausgefüllt, und nicht mehr so breit; der Hals ist merklicher.

In zwey Jahren sind sie ganz glatt und so weiß und glänzend wie Milch; die Mittelzähne befinden sich alsdann in dem Zustande, in dem sich die Zangen im achtzehnten Monate befanden.

In diesem Zustande erhalten sich diese Zähne zwey und ein halb, und manchmal drey Jahre, ob

obschon sie sich immer mehr und mehr erheben, abnützen, und an ihrer Breite abnehmen; sie dienen also zu keinem sichern Merkmale mehr. Wenn man aber die Stockzähne untersucht, so findet man, daß das Füllen in einem Jahre vier auf jeder Seite habe, wovon drey Milchzähne, und der eine ein Pferdezahn ist; daß es in achtzehn Monaten fünf nämlich drey Milch- und zwey Pferdezähne habe, und daß die erstern Stockzähne in beyden Kinnbacken, welche Milchzähne waren, nach zwey Jahren ausfallen, und dem Pferdezahn Platz machen; denn die Pferde haben sechs Stockzähne in jedem Kinnbacken, die Milchzähne sind, und sie sind die ersten, mit denen das Füllen gebohren wird. Was die übrigen betrifft, so fallen dieselben nicht aus.

In zwey und einem halben oder drey Jahren, fallen die Zangen aus, ihre Stelle nehmen andere ein, die Pferdezähne sind.

In vierthalb Jahren, fallen die zweyten Stockzähne aus, zu gleicher Zeit fallen auch die Mittelzähne aus, und der sechste Stockzahn ist seinem Ausbruche nahe.

In vier Jahren hat das Füllen auf jeder Seite sechs Stockzähne, fünf Pferdezähne und einen Milchzahn, welcher der dritte und letzte ist.

In vier oder fünfthalb Jahren fallen die Eckzähne aus, und um die nämliche Zeit fällt auch der dritte Stockzahn aus, so ein Milchzahn war; und dann hat das Füllen zwölf Stock- und sechs Schneidezähne in jedem Kinnbacken.

Die Hackzähne brechen gewöhnlich im fünften Jahre hervor, und nun hat das Pferd in allem vierzig Zähne.

Die Stockzähne dienen nicht mehr zur Kenntniß und Bestimmung der Jahre, ausser in den letzten Zeiten des Alters, es sind also nur die Schneide- und Hackzähne, nach welchen man das Alter der Pferde angeben kann.

Das sind die Theile, von welchen die Kenntniß des Pferdealters abhängt, und man wird von selbst einsehen, daß man dasselbe nicht anders, als durch die Besichtigung des Unterkinnbackens erfahren könne.

In fünf Jahren sind die Zangen ein wenig abgenützt, und ihre Körper vorne mit Furchen versehen. Die Mittelzähne sind weniger ausgefüllt; die innere Wand ist schneidend, die äussere ein wenig abgenützt. Die Eckzähne haben beynahe die nämliche Höhe, als die Mittelzähne; aber dieß gilt nur von der äussern Wand der Eckzähne; denn die innere kömmt nur erst zum Vorschein. Die Hackzähne sind nur zur Hälfte hervorgekommen, und der ausser dem Zahnfleische hervorragende Theil derselben mag allenfalls drey Linien betragen; sie sind sehr spitzig, die Furche an ihrer innern Seite ist zwar sichtbar doch nicht ganz.

In sechsthalb Jahren sind die Zangen ausgefüllt; die Wände der Mittelzähne fangen an sich abzunützen. Die innere Wand der Eckzähne ist der äussern beynahe gleich, läßt aber inwendig eine Höhlung zurück. Der Hackzahn steht beynahe ausser dem Zahnfleische, oder ist schon ziemlich fortgerückt; ein Zeichen, daß er noch nicht hervorgekommen ist, sind die kleinen innern Karben, die man noch im Zahnfleische gewahr wird.

In sechs Jahren sind die Zangen glatt, wenigstens fehlt nicht viel daran. Die Mittelzähne befinden sich in dem Zustande, in dem sich die Zan-

gen im fünften Jahre befanden. Die Eckzähne sind einander ganz gleich und hohl; die äussere Wand ist ein wenig abgenützt. Die Hackzähne stehen ganz aus dem Zahnfleische hervor; sind spitzig, Pyramidenförmig; gerundet von aussen, nach innen zu gefurchet, jedoch erstrecken sich diese Furchen nicht bis zum Zahnfleisch.

In sechs und einem halben Jahre, sind die Zangen vollkommen abgeschliffen. Die Mittelzähne sind es mehr als sie es vorher waren. Die innere Wand der Eckzähne ist ein wenig abgenützt, und läßt nur eine Höhle zurück. Der Hackzahn ist ein wenig stumpf geworden, welches ungefähr eine Linie betragen mag.

In sieben Jahren, sind die Mittelzähne glatt. Die Eckzähne sind mehr ausgefüllt, und der Hackzahn um zwey Linien abgenützt.

In sieben und einem halben Jahre, sind die Eckzähne beynahe ganz ausgefüllt, und der Hackzahn ist um den dritten Theil der Länge seiner Furchen, das ist, um den dritten Theil seiner Länge abgenützt.

In acht Jahren hat das Pferd alle Zähne, und der Hackzahn ist glatt gerundet.

Es ist zu merken, daß sich die Zähne nicht anfüllen; daß sie alle, sowohl die Backen- als Schneidezähne, immer die nämliche Länge haben, die sie in dem Zustande ihrer Bildung hatten, daß sie aber bey Füllen und jungen Pferden von der schleimigten Materie, die sich an den Wurzeln derselben befindet, oder von der Diploe, (einer schwammichten, zellichten Substanz), oder dem Knochensafte, der sich zwischen den zwey Tafeln der Kinnbacken befindet, und durch die Zusammenziehung dieser beyden Tafeln, herausgetrieben werden. Denn wenn man den Unterkinnbacken bey Füllen untersuchet, so bemerket man, daß der untere Rand derselben stark zugerundet ist, da er indessen bey alten Pferden schneidend ist, welches einen Beweis giebt, daß diese Theile zur Austreibung der Zähne viel beytragen.

Es giebt Hengste und Stuten, im Französischen Bêgus genannt, welche immer ihr Alter durch die schwarzen Flecken, und die Höhle an ihren Zähnen zu erkennen geben sollen; Es ist dieses aber falsch; sie zeigen es nur eine längere Zeit an, das aber keinen grossen Unterschied macht. Uebrigens giebt

es sowohl bey Hengsten als Stuten immer gewisse Zeichen des Alters, die man entweder von der Breite der Zähne, ihren Furchen, ihrer Gestalt, oder von ihrer Einkeilung entlehnen kann; und nur selten wird sich ein Mensch, der Pferdezähne oft in Händen gehabt, und genau untersucht hat, in dem Alter der Pferde irren. Es sollten sich also alle Liebhaber eine Sammlung von Pferdezähnen von verschiedenem Alter machen, und ihre Figur, Umbiegung, und ihre verschiedenen Theile oft und aufmerksam betrachten.

Wenn acht Jahre vorüber sind, geben noch die nämlichen Schneide- und Hackzähne Zeichen des Alters ab; vorzüglich aber die erstern: es ist also nöthig, sich hier an dasjenige zu erinnern, was bereits gesagt worden, daß nämlich die Schneidezähne eine Pyramidenförmige Gestalt haben; ihre äussere Fläche ist platt, und mit einer Furche bezeichnet, die innere gerundet, und wird immer schneidender, je mehr sie sich ihrer Wurzel nähert, ihre Seiten sind da, wo sie hervorkommen; gerundet, und an ihren Wurzeln gefurchet. Man muß sich hier ferner an die Beschaffenheit der Hackzähne erinnern, die inwendig gefurchet, und an ihrem Körper dick, und überall auch gegen die Wurzeln zugleich gerundet sind.

In neun Jahren werden auch die Zangen gerundeter; die Hackzähne haben beynahe keine Furchen mehr.

In zehn Jahren haben die Hackzähne gar keine Furchen.

Von zehn bis zwölf Jahren bemerkt man wenig Unterschied.

In zwölf Jahren sind die Zangen nicht mehr so breit, aber um so dichter; die Hackzähne sind vollkommen gerundet.

Von zwölf bis zu vierzehn Jahren, ist wieder wenig Unterschied; und wird nur von denjenigen bemerkt, die sich mit den Veränderungen, die mit den Zähnen vorgehen, genau bekannt gemacht haben.

In fünfzehn Jahren sind die Zangen dreyeckigt, und senken sich vorwärts; alsdann dienen die Häckzähne zu keinem Merkmale mehr.

In dem Zeitraume von fünfzehn bis zwanzig Jahren, ist der Unterschied nicht merklich, ausgenommen, daß die Zähne sich noch mehr vorwärts

senken, und kleiner sind; aber in zwanzig Jahren wird man die zwey kleinen Ausschnitte gewahr, die sich an den Seiten der Zähne befinden, so, daß die Zähne an der Seite platt sind, und nicht so dicht beysammen stehen.

Im ein und zwanzigsten, zuweilen im zwey- und zwanzigsten Jahre, fallen die erstern Stockzähne aus, oder sind so abgenützt, daß man drey Wurzeln an denselben unterscheiden kann.

In drey und zwanzig Jahren, fallen die zweyten aus.

In vier und zwanzig Jahren fällt der vierte aus.

In fünf und zwanzig fallen die dritten aus.

In sechs und zwanzig die fünften; aber die sechsten bleiben zuweilen bis ins dreyßigste Jahr stehen. Nichtsdestoweniger habe ich Pferde gesehen, die in diesem Alter vier Stockzähne auf jeder Seite hatten; und ich habe wieder andere gesehen, die in siebzehn Jahren alle ihre Stockzähne verloren hatten. Was die Schneidezähne betrifft, so sind sie die letzten, die gegen das Alter von dreyßig bis

ein

ein und dreyßig Jahren ausfallen; dann läuft das Zahnfleisch und die Zahnhöhlen zusammen, werden schneidend, und vertreten die Stelle der Zähne.

* * *

Kurze Wiederholung desjenigen, was über das Alter der Pferde gesagt worden, von ihrer Geburt an, bis zur Zeit, wo sie die Zähne abwerfen, so gegen das sechs und zwanzigste oder dreyßigste Jahr zu geschehen pflegt.

* * *
*

Das Pferd wird mit sechs Stockzähnen in jedem Kinnbacken gebohren.

Den zehnten oder zwölften Tag nach seiner Geburt brechen zwey Zangen in jedem Kinnbacken hervor.

Vierzehn Tage darnach kommen die Mittelzähne zum Vorschein.

Drey Monate nachher kommen die Eckzähne heraus.

In zehn Monaten sind die Schneidezähne alle von gleicher Höhe und hohl; die Zangen sinds etwas weniger, als die Mittelzähne, und dieser ihre Höhle ist wieder unbeträchtlicher, als der Eckzähne ihre.

Nach einem Jahre bemerkt man einen Hals am Zahne; der Körper desselben ist nicht mehr so breit, und mehr angefüllt; ferner bemerkt man um diese Zeit vier Stockzähne, wovon drey Füllenzähne, und einer ein Pferdezahn ist, auf beyden Seiten des Kinnbackens.

In achtzehn Monaten sind die Zangen voll, und das Füllen hat fünf Stockzähne; nämlich zwey Pferde- und drey Milchzähne.

In zwey Jahren werden die Milchzähne glatt; und die ersten Stockzähne fallen aus.

In zwey und einem halben, oder drey Jahren, fallen die Zangen aus.

In drey und einem halben Jahre fallen die zweyten Stock- und die Mittelzähne aus.

In

In vier Jahren hat das Pferd sechs Stockzähne; wovon fünf Pferdezähne, und einer ein Milchzahn ist.

In fünfthalb Jahren fallen die Eckzähne aus, und das gilt auch von dem dritten Stockzahn, der ein Milchzahn war.

In fünf Jahren stechen die Hackzähne hervor.

In sechsthalb Jahren ist die innere Wand des Eckzahns der äussern beynahe gleich, und der Hackzahn ist beynahe schon heraus.

In sechs Jahren sind die Zangen ganz glatt; die innere Wand der Eckzähne ist es ebenfalls ein wenig, und der Hackzahn ist stumpf.

In sieben Jahren sind die Mittelzähne beynahe ganz glatt; der Hackzahn aber ist um zwey Linien abgenützt.

In sieben und einem halben Jahre sind die Eckzähne beynahe glatt, und der Hackzahn einen dritten Theil abgenützt.

In acht Jahren hat das Pferd ganz glatte Zähne; der Hackzahn ist gerundet.

In neun Jahren haben die Pferde an den Hackzähnen beynahe keine Furche mehr; und die Zangen sind gerundeter.

In zehn Jahren haben die Hackzähne nicht mehr die kleinen Karben, und sind gerundeter.

In zwölf Jahren sind die Hackzähne ganz gerundet; die Zangen verlieren von ihrer Breite, und werden dicker.

In funfzehn Jahren sind die Zangen dreyeckigt, und senken sich vorwärts.

In zwanzig Jahren sind die Schneidezähne an den Seiten platt, und stehen von einander ab.

In ein und zwanzig oder zwey und zwanzig Jahren, fallen die zwey erstern Stockzähne aus.

In drey und zwanzig Jahren die zweyten.

In vier und zwanzig die vierten.

In fünf und zwanzig die dritten.

In sechs und zwanzig die fünften.

Und der sechste zuweilen in sieben und zwanzig; aber das ist kein bestimmter Zeitpunkt; denn manchmal bleibt dieser Zahn bis ins dreyßigste Jahr.

Was die andern Merkmale betrifft, nach welchen einige Schriftsteller das Alter der Pferde zu bestimmen suchen, so sind sie ganz ungegründet und abgeschmackt; denn man kann das Alter der Pferde nicht anders inne werden, als dadurch, daß man ihnen ins Maul sieht.

Die Zähne, deren Verrichtung und Nutzen jedermann bekannt ist, sind verschiedenen Krankheiten, und mancherley Mängeln in Ansehung ihrer Bildung, unterworfen; dergleichen sind z. B. der Beinfraß, die doppelten Zähne, u. s. w. denn es giebt wirklich Pferde, die eine doppelte Reihe von Schneidezähnen haben; dieß muß nothwendig die andern Zähne in ihrer Verrichtung hindern, sie ihrer Festigkeit berauben, und den Keim der Zähne verderben. Bey andern Pferden findet man wieder doppelte Stockzähne, wodurch die Wände

der

der Kinnbacken gepreßt und schwürig werden. Ferner haben die Zähne manchmal einen so mürben Schmelz, daß man in dem nämlichen Kinnbacken, oft ganz abgenützte, und zugleich noch ganz vollkommene Zähne findet.

Auch giebt es oft Zähne, die einen gar zu zarten und feinen Schmelz haben, und solche Zähne werden leicht vom Futter und von der Luft zerfressen. Diefer Zufall verursachet den Pferden oft grosse Schmerzen, die man für Bauchgrimmen zu halten pflegt.

X.

Widerlegung eines Vorurtheils in Betreff der Feivelkrankheit bey Pferden. Von Herrn D. Christoph Friedrich Weber, Oberthierarzt.

S. Schriften der Leipziger ökonomischen Societät. 2r. Th. Dresden bey Walther. 1774. pag. 285.

Unter dem allgemeinen Namen: Feivel, macht sich das Publikum einen Begriff und Einbildung einer abendtheuerlichen Krankheit, die den Pferden nur allein eigen seyn, und solche anfallen soll. Dieser Einbildung nach, soll der Sitz dieser Feivel am hintern Theil der Kinnbacken gerade unter den Ohren seyn; und wenn die vermeinte Feivel an diesem Orte nicht bald durch ein heftiges Quetschen, Kneipen mit Zangen, Schlagen mit Hämmern, andächtigen Räucherungen, oder andern desperaten Operationen zerbrochen, oder umgebracht würde, so bringe sie das Pferd ums Leben. Dieser Aberglaube war, und ist auch bey uns theils noch auf dem Lande, an den Orten, wo solcher am

mehrsten herrschet, so weit eingewurzelt, daß man fast von nichts, als von der Feivel hört; ja, ich habe oft wahrgenommen, daß der Pöbel alle hitzige Krankheiten welche ebenfalls jählings anfallen; mit dem Namen Feivel belegt. Das Wort Feivel macht zwar nichts zur Sache, und könnte sehr gleichgültig seyn, wenn man nur nicht alle Krankheiten, die man Feivel nennt, mit Schlagen, Kneipen ꝛc. heben wollte.

Da nun aber durch dieses Vorurtheil so viele Thiere im Lande mißhandelt und ermordet werden, und dieser Aberglaube dem Lande sehr nachtheilige Folgen macht; so habe ich hiedurch gegenwärtige Warnung für das Publikum, zur Vermeidung fernern dergleichen Betrugs und Schadens, von mir zu stellen, und selbiges eines Bessern zu belehren, für meine Schuldigkeit erachtet.

Wir sind jetzt eines ganz andern überzeugt. Was die Unwissenden Feivel nennen, heißt eigentlich im Grunde Kolik. Seit meinem Hierseyn hat sich in den Churfürstlichen Ställen und sonsten, keine sogenannte Feivel mehr blicken lassen. Dieser Aberglaube hob sich von selbst sogleich auf, sobald hiesige Thierärzte, die Natur durch die Anatomie und meine Unterweisungen kennen lernten.

Die-

Diese sonst sogenannte Feivel nun, nennen wir jetzt Kolik, und suchen deren Ursache nicht mehr hinter den Ohren, sondern im Unterleibe. Ist nun eine in den Gedärmen befindliche ausdehnende, oder verhaltene eingesperrte Luft die Ursache des Schmerzens oder der Kolik; so bemühen wir uns, durch öftere reizende laulichte Klystire aus Wasser und Seife, oder nur Wasser mit Salz, den Ausgang der Luft zu befördern. Gemeiniglich gehen sodann durch diese Klystire ohne weitern Gebrauch innerer Mittel die Winde fort, und das Thier, so vorher Schmerzen hatte, sich niederwarf, wälzte und schwitzte, welches sonst die Zeichen der Feivel waren, wird durch den Abgang der Winde, von der so vermeinten Feivel befreyet.

Vielleicht hat nach der alten Kur der sogenannten Feivel, der Schmerz und die Angst, welche das Thier, durch das Kneipen Schlagen ꝛc. unter den Ohren erlitten, die Bauchmuskeln und Eingeweide zu einer stärkern Bewegung gebracht, und dadurch einige Winde fortgepreßt; weshalb man den nachhero erfolgten guten Effekt der zerknirschten eingebildeten Feivel zugeschrieben; allein es würde in diesem Falle auch ebenfalls ein kleiner Effekt erfolget seyn, wenn man am Schwanze Schmerzen verursachet hätte.

Den

Den Tag nach gehobener Windkolik, lasse ich alle 4 Stunden, dem Pferde 8 Loth Englisch- oder Bittersalz in Wasser aufgelößt, eingeben, damit die in den Eingeweiden vielleicht noch befindliche Materie aufgelößt und abgeführet werde, und solche nicht durch ihr Dableiben neue Winde wieder verursachen, und besagte Kolik wieder hervorbringen, und erneuern möge. Ist aber eine Inflamation oder sonst eine reizende Materie in den Eingeweiden die Ursache der Kolik, welches man daraus erkennet, daß in solchem Fall durch die ausgedehnte Luft das Pferd dick und aufgelaufen ist; so müssen bey dieser Art Kolik ganz entgegengesetzte Mittel gebraucht werden: nämlich anstatt der Klystire aus Seife mit Wasser, oder Salz mit Wasser, oder auch anderer reizenden Mittel, bedienen wir uns bey dieser Art Kolik, wo, wie gesagt, Inflammation ist, sanfter Klystire aus Wasser und Oel, wobey dem Thiere alle 2, 3 bis 4. Stunden, nachdem der Schmerz heftig ist, ein Pfund frisch Baum- oder Leinöl eingegossen werden muß. Durch diese beyden beygebrachten Mittel, wird die besagte reizende Materie eingewickelt, und unkräftig gemacht. Auch ist bey dieser letzten Art Kolik das Aderlassen vom grossen Nutzen. Die beyden Koliken werden auch öfter mit dem Namen Darmgicht beleget.

Ich

Ich ziehe freylich in besagten Krankheiten allhier auch noch mehrere innere Mittel zum Gebrauch. Allein da theils dergleichen Mittel auf dem Lande in allen Apothecken vielleicht nicht zu haben sind, theils auch vielleicht nicht, wie es erforderlich ist, angewandt werden: so hoffe dem Lande einen grösfern und sicherern Dienst zu leisten, bey den oben zum Gebrauch vorgeschriebenen Mitteln stehen zu bleiben, als mich hierinn in mehrern zu erweitern.

Nächst an dem Ort, unter den Ohren, wo man sonst die eingebildete Feivel gesucht, und Unwissende noch suchen, liegt eine Drüse, sowohl bey Menschen als Thieren, ungleich breit, und nach der Grösse des Pferdes oft fast einen Schuh lang, und bestehet aus einer unendlichen Menge kleiner zusammengesetzter Drüsen, welche von weisgraulichter Farbe sind; sie formiret ebenfalls wie bey dem Menschen einen gemeinschaftlichen Kanal, welcher sich im Maul öffnet, und da den Speichel ausgiesset, welcher in besagter Drüse bereitet wird, und hülft in den ersten Wegen die Speisen mit verändern; welches alles auch eigentlich ihre physiologische Bestimmung ist. Entstehet nun in dieser Drüse eine Entzündung oder Geschwulst; so wird dieses ebenfalls von vielen, wiewohl ohne Grund, Feivel genannt, weil die Geschwulst in dieser Drü-

se vor andern Drüsengeschwulsten am Halse nichts voraus hat. Wird hiebey, wie es sich leicht zutragen kann, das Athemholen und Schlingen dem Thiere mühsam; so ist diese Ohrendrüsengeschwulst mit einer Angina oder Entzündung im Halse begleitet, folglich diese Krankheit nicht der äußern Geschwulst in der Drüse zuzuschreiben, und deren Kur hat vor andern Entzündungen und Geschwulsten in der Chirurgie gar nichts besonders.

Diese Drüse haben Unwissende zeithero, wie auch noch geschieht, gequetscht, und sodann durch eine gemachte Oeffnung, was los und möglich gewesen, herausgenommen, welche ausgenommene gesunde Substanz der Drüse alsdann der Verbrecher des Uebels seyn müssen. Ja beystehende Unwissende betheuern: sie haben mit Augen den Feiveloperateur, etwas weisgraulichte wie körnigte Materie aus diesem Orte nehmen und drücken sehen; allein eben dieses würden sie auch im gesundesten Pferde wahrnehmen, weil diese Drüse im natürlichen Zustande so aussiehet.

Die Ursache dieses vorbesagten schädlichen Aberglaubens liegt lediglich darinn, weil die Thierärzte hiesiger Lande nicht die Natur und Anatomie studiren, sondern blos alten, eingeführten Gewohn-

hei-

heiten, ohne alle Mühe und Kopfbrechen, nachfolgen. Und gewiß, die strengsten Befehle dürften nicht vermögend seyn, in vielen Jahren, so viele alte Mißbräuche und Aberglauben auszurotten, als die Darlegung der thierischen Theile in einer einzigen anatomischen Stunde. Die hiesigen Thierärzte, so meinen anatomischen Unterricht gehabt, lachen jetzt über alle dergleichen abendtheuerlichen Dinge, und schämen sich dieser, so wie des Ausschneidens der Maus, der Haucke, des Bläschenschneidens am hintern Theil des Fessels, und anderer dergleichen mehr zu erwähnen.

In Frankreich verbannte ein Minister, Bertin, auf einmal alle sonst bey Thierärzten unausrottende Aberglauben und Mißbräuche, sowohl bey der Armee, als in den Kreisen des Landes, dadurch: daß er Thierschulen errichtete, und darinn Thierärzte und Schmiede in der Anatomie und Medizin unterrichten ließ.

Anmerkung.

Nachstehende zween Briefe, glaube ich, werden hier nicht am unrechten Orte stehen; weil sie gleichfalls die Bestreitung herrschender Vorurtheile unter dem Landvolke zum Gegenstande haben.

Erster Brief.

Freund!

Als ich Sie verließ, versprach ich Ihnen bey der ersten besten Gelegenheit zu schreiben, und Sie sehen, daß ich Wort halte. Ich liefere Ihnen Fragmente eines Gesprächs, das Sie und Ihre Wissenschaft angeht. Sie kennen das Dörfchen K * iz. Hier war es, wo mein Postilion halten, und an der Kutsche etwas ausbessern lassen mußte. Ich stieg indessen im Wirthshause ab, um etwas Speise zu mir zu nehmen. Der Wirth wollte mir ein besonderes Zimmer anweisen; denn die Schenke war ziemlich voll. Ich schlug des Mannes Anerbieten aus, und setzte mich unter die Menge hin; weil ich weis, daß der platte, ungekünstelte Verstand des gemeinsten Mannes zuweilen auch für den tiefsten Denker wichtig werden kann. Die Leute grüßten mich freundlich; ich dankte ihnen, und setzte mich hin, Klossen zu machen. Zween Bauern reizten vorzüglich meine Aufmerksamkeit. Mit natürlicher Einfalt machten sie Projekte, und verbesserten den Staat: lobten Kunzens Verstand und schienen ihn mit Ungeduld zu erwarten. Endlich kam er.

Görge. Gott grüß euch, Gevatter! (reicht ihm sein Glas.

Kunz. Schönen Dank! Prost das Geschenk!

Velten. Trinkt auch da, Kunz, und sagt mir mal, was gilt's Getraide in der Stadt?

Kunz. Schlägt auf; wären nur unſ're Kammern brav voll!

Görge. Damit der Feind was zu essen fänd', — nicht wahr? Was sagen denn die Leute vom Kriege? Unser Amtmann droht schon mit Lieferungen.

Kunz. Denkt auf mich, Gevatter! Der König, unser Nachbar, rumpelt uns wieder in's Land, und zaust uns wacker aus. Zwar hat der Wirth zum Hechten g'sagt, er wär' gut Freund mit dem Kaiser, aber der Kukuk trau Fritzen! Warum zieht er seine Blaurócke auf den Gränzen zusammen?

Velten. Last's gut seyn! Will mir noch manchen Rausch antrinken, noch manchen Aerger dem Verwalter machen, eh's zum Kriege kömmt. — Was giebt's denn sonst neues? Bringt ihr doch allewil was mit.

Görge. Kramt aus, Kunz! Sind eben im Geiste versammelt, wie die Bibel sagt.

Kunz. So gebt acht — und hört Wunderdinge! Will' euch Sachen erzählen, die ihr wohl noch nicht euer Lebelang gehört habt, und die eben so närr'sch, als unsre Zeiten sind. Ja — ja? Sage man nur immer unser eins habe keinen Verstand. Wohl haben wir ihn, und sehen deutlich genug, wo die Herren auf die Stirne fallen. Wie gesagt, gebt acht?

Wären Sie zugegen gewesen, mein Freund, Sie würden jetzt eine Gruppe gesehen haben, die ein Chodowiecki hätte zeichnen können. So interessant war der Anblick. Alles Geräusche verschwand, jeder spitzte seine Ohren, jeder räumte die herabhangenden Haare auf die Seite, damit er besser höre. Der Wirth mußte noch einmal alle Gläser füllen, und die Bauern rieben sich Toback in Vorrath, um nicht ihren erzählenden Aeneas zu stören; rückten näher zusammen; stützten sich auf ihre Ellbögen, intentique ora tenebant.

Kunz. Ich fuhr vorgestern mit Haber nach der Stadt, das wißt ihr, und daß ich mir allemal in der Stadt meinen Bart scheeren lasse,

se, daß wißt ihr auch. Also kurz und gut, ich ließ mich barbiren. Da kommen euch nun verschiedene Leute hin, und während daß sie sitzen, müssen ihnen die Jungen verschiedenes erzählen. Kannst dir wohl auch um dein Geld was vorplaudern lassen, dacht' ich mir. Was giebt's denn bey euch in der Stadt? frug' ich: und da hört' ich, kurz und gut, daß nun auch Pferde, Ochsen, Kühe, und überhaupt alles Vieh einen Dokter bekommen habe. Es verdroß mich, daß mich der Pursche schabernacken wollte, und ich sagte ihm, kurz und gut, der Kopf stehe mir, obschon ich ein Bauer bin, dennoch am rechten Flecke, und sey nicht vernagelt, und ich würde nimmermehr diese Kinderey glauben. Er aber bestand drauf, und versicherte mich, daß sich's wirklich so verhalte, und er selbst wolle noch in des Dockters Schule gehn. Bey alle dem wollt mir das Ding nicht frommen. Ich frug weiter nach, und hört's überall.

Görge. Bey meiner Treu, Gevatter, habt uns nicht zu Narren. Hab wahrlich schon manches in der Welt erlebt, und im siebenjäh-

rigen Kriege gar kurioſe Schwänke und Lapperein mit angeſehen — aber ſo was —

Velten. Glaub's gerne, wär' nicht der erſte Bocksſtreich den die Perücken, gnädigen und g'ſtrengen Herren begangen hätten.

Ein anderer Bauer. Habt, hol mich dieſer und jener recht, Velten. Fehlt der G'ſcheide ſo fehlt er Klafterweis, ſagt unſer Herr Pfarrer. — Was dies für Larifari iſt! Ein Viehdokter, Viehſchule in der Stadt, ha, ha ha,

Knnz. Als ob's die Leute beſſer verſtünden als unſer eins, die wir von Jugend auf beym Viehe erzogen, mit ihm aufgewachſen, und dabey grau geworden ſind. Was gilt's, wär' meine Kuh, die Schweizerinn, verhext, und gäb keine Milch, dem Dockter würde warm werden.

Görge. Und er einpacken ſeine Recepte, wenn Hänſels Krete mit rothem Pflaſter, und ihrem Krummholzöl käm'.

Velten. Was wahr iſt, iſt wahr! s'Weib iſt verteufelt pfifflg. Schade daß Hänſel ihr Mann iſt. Ein Schinder bleibt doch immer ein Schinder, und unſer eins iſt doch ein ehrlicher

licher Mann. Nehmt nur selbst, Görge, den ganzen herrschaftlichen Mayerhof hatten beyde zu besorgen, eh' noch der jeztige Verwalter hieher kam, und der vorige Herr, Gott hab' ihn selig, hielt viel auf ihre Kuren.

Kunz. Und noch hält jeder gute Christ viel darauf. Wären Hänsel und Krete nicht, übel würd' es aussehen um unsre Gaule und Kühe.

Görge. Vergeßt den Hirten nicht, Gevatter! Hab's selbst erfahren. Auf ein Haar sagt er euch, wo der Hund begraben liegt, wenn die Schweine nicht fressen, oder die Kuh Blut statt Milch giebt. — Auf Philippi und Jakobi wird's ein Jahr, g'rade damals, als der Großknecht Nachbars Walburge auf der Offengabel rum fliegen sah, g'rade damals, sag' ich, verloren meine beyden Kühe die Milch. Beym Amtmann war eben der Kreisdokter. Ich gieng hin, mich Raths zu erholen: sagte, Herr! mein Vieh ist verhext — seht hier Blut statt Milch, was soll ich thun? Seyd unbesorgt, Görge, versetzte er; und macht' ein herrisch G'sicht. Eure Kühe fressen ein Kraut, lateinisch nannt' er es, und dieses färbt die Milch, und was er noch

sonst

sonst schwazte. Dacht's gleich, daß er dem Dinge nicht gewachsen sey, und eilte zum Hirten. Dieser lachte den g'strengen Herrn Dokter aus, und gieng mit mir. Ich mußte ihn in den Stall sperren. Nach einer halben Stunde war er fertig, gab mir einige Kühsteine, die ich der Kuh umhängen mußte, und eh' der dritte Tag kam, schickt' ich schon wieder Milch nach der Stadt.

Velten. Möcht' wissen, wozu also der Viehdokter?

Kunz. Kurz und gut! Geldbrennerey ist's.

Görge. G'troffen, Gevatter, g'troffen! Aber ich will nicht Görge heissen, wenn er einen Pfennig von mir bekömmt.

Hier kam mein Postilion, rief mich, und ich mußte fort.

In der That mein Freund, bringt Sie einmal ein böser Genius hieher, Ihre Wissenschaft wird wenig Aufnahme finden. Leben Sie wohl!

B * r. den 15ten März. 1785.

N — *.

Zwey=

Zweyter Brief.

Von ebendemselben.

Sie können leicht denken, daß mich das neuliche Gespräch nicht wenig amüsirt habe. Sie waren der Gegenstand desselben, und — Interesse genug für mich. Voll Gedanken warf ich mich in meine Kutsche, und beschloß, sobald ich zu Hause seyn werde, über eben diese Materie meine Gemeinde auszuholen, und sie darüber raisoniren, zu hören. Schon hatt' ich den Plan dazu entworfen: versprach dem Schwager doppelt Trinkgeld; die Rappen verstanden es, und wir hielten am Thore Der Schulmeister war der erste, der mich bewillkommte. G'rade recht, sprach ich, daß er da ist. Was macht der Herr Pfarrer? "Er hat schon gestern Ihro Gnaden erwartet," antwortete er. Nun so hat er mich heute zu Gaste, versetzte ich. Führ' er mich hin, Schulmeister. Wir giengen. Seine Ehrwürden fütterten eben ein ganzes Heer brabantischer Hühner, als ich in den Pfarrhof trat. Sie sind doch ein Muster von einem Landwirthe, Herr Pfarrer, hub ich an. Nichts für ungut, gnädiger Herr, erwiederte der Alte, indem er die Linke auf seinen respektablen Bauch legte, während daß seine Rechte ein altes Pelzkäppchen vom grauen Haupte herabhob. Keine Komplimente, fuhr ich

fort, —

fort, — Wie steht's um Ihre Küche? Ich komme mit der Post, und Sie wissen Herr Pfarrer, daß man da gewöhnlich einen guten Appetit mitbringe. — Der Pfarrer gerieth in eine sichtbare Verlegenheit. Ich drang auf Erklärung, und erfuhr endlich, daß er eben heute seinen Geburtstag feyre, und also den Schulmeister; sammt einigen aus der Gemeinde, die seine Anverwandten sind, zu Tische geladen habe. Des freut' ich mich recht sehr; denn es ist wirklich etwas süsses darinn, die Seinen in Lieb' und Freundschaft, ohne Zwang und Verstellung, um sich her versammelt zu sehen. Auch lieben sie mich alle, und scheuen mich nicht. Willst also Suppe essen mit deinen Kindern, dacht' ich mir. Allein der Pfarrer wollt's nicht, wollte absagen lassen: distinquirte, protestirte, resumirte, und würde mich vielleicht gar aus der Dogmatik und Pastoral ad absurdum geführt haben, wenn nicht mit einemmale der Gemeinschreiber, der Dorfrichter und der Schaffer, eben die wackersten aus dem Dorfe, hereingetreten wären. Seyd willkommen meine Lieben, redt' ich sie an. Der Herr Pfarrer da, will nicht, daß ich heute mit euch esse. Bittet ihn doch! Die Leutchens thaten freundlich, und wußten sich nicht zu benehmen. Endlich gieng ich hin, nahm eines jeden Kappe, und setzte sie ihm auf den Kopf. Die Suppe kam.

Lan-

Lange war es stille. Dies verdroß mich. Ich winkte dem Schulmeister. Er verstand's. Der Wein war da. Ich trank die Gesundheit in die Runde. Der Pfarrer wurde munter, die Gläser gefüllt; die Schüchternheit verschwand. — Ich will ihnen mein Freund, unser Gespräch hersetzen.

Ich. Also 72 Jahre sind sie alt, Herr Pfarrer?

Der Pfarrer. So ist's, gnädiger Herr. Mag aber wahrlich nicht mehr lange leben.

Ich. Ey! warum nicht? Sind doch noch so munter und frisch.

Der Gemeinschreiber. S'Leben selbst in der That!

Der Pfarrer. Aber nicht die Zeiten darnach.

Der Dorfrichter. Wohl wahr! Will doch jetzt das Ey klüger seyn, denn die Henne.

Der Schaffer. Und s'Kalb g'scheider als die Kuh.

Ich. Dies macht wieder die Zeiten bey mir besser. — Man lernt ja immer mehr. Nicht wahr, Schulmeister?

Schulmeister. Ihro Gnaden haben recht. Ehe die Normalschule noch war, hatt' ich nur einen ganz kleinen G'halt. Lernen mußt ich freylich:

lich: aber jetzt muß mir auch die G'meinde beynahe doppelt so viel geben; jedoch bin ich auch um so viel gelehrter.

Der Pfarrer. Es leben die Gelehrten!

Ich. Sie würden Ihnen danken Herr Pfarrer, wüßten sie's.

Der Dorfrichter. Mit Verlaub, gnädiger Herr! Wozu ist denn ein Gelehrter nütze, wenn er nicht geistlich ist?

Ich. Uns mancherley brauchbare Sachen zu lehren, lieber Mann, die wir von Geistlichen nicht lernen.

Der Schaffer. Ob's aber was taugt, gnädiger Herr!

Ich. Zweifelt Ihr daran?

Der Gemeinschreiber. Wohl kann er zweifeln. — zeigt doch G'vatter, mal den Brief von eurem Sohn aus der Stadt.

Ich. Laßt sehen! Ich hab' viel rühmliches von euerm Sohne gehört.

Der Schaffer. Euere Gnaden befehlen — Aber Euere Gnaden werden ihn nicht lesen können, kann's da der G'meinschreiber selbst nicht.

Ich. Will's versuchen. "Lieber Vater! Ich danke „euch recht sehr für die Unterstützung, die ihr „mir zukommen lasset. Eure Beyhülfe, und „mein kleiner Nebenverdienst setzen mich in „den Stand, statt meines ehmaligen Bart„scheerens, nun auch die Wundarzney, „und die Thierarzney zu erlernen. Da ihr's, „lieber Vater, euerm Berufe gemäß, meist „mit dem Viehe zu thun habt, so überbringt „euch der Michel zugleich ein Buch, das „ein Gelehrter zu Wien, gerade für die „Landleute verfaßt hat, sich darinn Raths „zu erholen. Und eben das ist's, was ich „jetzt lerne.„

Der Schaffer. Da haben Sie, gnädiger Herr, den Gaudieb! Verläßt seinen Patron, um des Schickschnacks willen da. Auch steht, bey meiner Treu nichts G'scheids im Buche drinn.

Ich. Urtheilt nicht zu voreilig, Jakob. Wollen's bey Gelegenheit versuchen, und sehen, ob der Wiener Gelehrte die Sache getroffen habe.

Schulmeister. Hab's auch schon g'lesen — g'fällt mir. Zwar ist Gelehrten leicht predigen. Seyd halt noch aus der alten Welt, Jakob. Versuchen Sie's nur, gnädiger Herr!

Der Pfarrer. 'sBuch mag wohl so übel nicht lauten; denn wie ich höre, soll der Mann sehr erfahren seyn.

Ich. Das ist er, Herr Pfarrer! das ist er.

Gemeinschreiber. Kann's doch nicht recht fassen. Hab' mein Tage g'hört, daß nur Schmiede, Schaffer, Hirten und Abdecker sich aufs Vieh verstehn. Wo sollt's denn der Mann her haben. Probirens aber, Euere Gnaden, und 's g'räth, dann —

Schulmeister. Wie ihr da redet, Gemeinschreiber. Wo hab' ich denn meine Wetterkenntniß her? Kommt's doch allemal zu mir, wenn ihr wissen wollt, ob's Regen oder Sonnenschein, Frost oder Wärme geben wird. Ich wette, gnädiger Herr, wenn ich das Buch des Wiesner hernehme, und lese drinn fein fleissig, zuletzt haben g'wiß Schmiede, Hirten und Abdecker kein Haar mehr zu kuriren.

Ich. Wünsche ihm Glück dazu, Schulmeister, heilt er nicht; so wird er doch wenigstens nichts verderben.

Und so giengen wir denn auseinander. Ich, der Mühe überhoben, meine Gemeinde in Ansehung der Thierarzney auszuforschen; sie — mit dem Gedanken, das vielleicht doch etwas an der Sache seyn könnte. Und ist dies nicht viel bey einem Volke gewonnen, das Vorurtheile beherrschen? Leben Sie wohl!

B. * is. am 20. März. 1785.

N *.

XI.

Rezensionen.

1.

Untersuchung und Geschichte der Viehseuchen in den kaiserl. königl. Erbländern, von Paul Adami, der A. G. D. ehemaligen k. k. Kontag. Physik. und bestellt gewesenem Thierarzte. Wien, mit Geroldischen Schriften, 1782. in 8. 144. Seiten.

Aus dem Magazin für die gerichtliche Arzneykunde.

Die ruhmwürdige Absicht dieser Beyträge ist, die Viehseuchen genauer zu kennen, und die verschiedenen Arten derselben, durch gehörige Benennung und charakterischtische Kennzeichen zu unterscheiden, einer jeden ihre Eigenschaften, Ursachen und Behandlung zu bestimmen: kurz, ächte Seuchengeschichten zu liefern. Allerdings kann ohne eine solche Grundlage weder der Thierarzt, noch die Obrigkeit nützliche und vernünftige Maaßregeln wider irgend eine ausbrechende Seuche ergreifen. Der Verfasser besitzt zwar mehr als 400 Schrif-

ten über die Hornviehseuchen, allein ihr Inhalt ist so widersprechend, verworren und unzulänglich, daß Männer ohne Erfahrung dadurch getäuscht, alle Leser aber ohne wahren Nutzen gelassen werden. Die Ursache davon liegt freylich größtentheils in der Krankheit selbst, aber man hätte auch aller der so unvollständigen Pathologien der Seuchen, der oft blos nachgeschriebenen, oder unnützer Weise nur vervielfältigten Mittel entbehren können. Der Erfolg der flüchtigen Beobachtungen, worauf sich diese Schriften beziehen, ist dieser, daß man die Viehseuche mit andern Krankheiten verwechselt. Häufige Erfahrung, wiederholte Versuche, aufmerksame Lesung alles dessen, was zur Aufklärung und Berichtigung dieses Stoffes gehört, richtige Beurtheilung und genaue Vergleichung der Wahrnehmungen sind die wahren Quellen der Naturgeschichte der Viehseuchen.

1.) Kurze Anzeige der Seuchen und Krankheiten der Hausthiere, insonderheit des Rindviehes, und ihrer Schädlichkeit in den k. k. Erbländern.

Viehseuche ist jede Krankheit, welche viele Thiere in einem oder mehrern Orten, oder auch nur in einer Heerde, aus einerley Ursache, zu glei-

cher Zeit oder eins nach dem andern befällt. Jede Thierart hat ihre eigenen Seuchen. Im engern Verstande heißt jede ansteckende Krankheit Seuche; doch sind ihre Entstehungsart, Zahl, Unterschied, Kennzeichen und Mittheilungswege unbestimmt oder unbekannt. Die sicherste Prüfung ist die Einimpfung. Zur Unterscheidung der ansteckenden von der nicht ansteckenden dienen vorzüglich folgende Punkte. Die erstern befallen nicht so viel zu gleicher Zeit, in nicht so viel Gegenden, und äußern sich nur bey einer einzigen Art von Thieren, lassen sich durch die Impfung mittheilen; sind aus einem benachbarten Lande, in welchem sie früher gewütet, überbracht, haben garstige und stinkende Auswürfe, uud befallen gemeiniglich alles Vieh von einerley Gattung.

Gewöhnliche Seuchen sind; unter dem Rindvieh: die wahre Viehseuche, die Milzentzündung, die Mundfäule, die Krümme, die Lungenseuche, das Blutharnen, die Starzseuche und die Franzosen. Unter den Pferden: die Lungenseuche, das Fäulungsfieber, die Kehlsucht, die Milzseuche, der Strengel und der Roz. Unter den Schaafen: die Räude, die Lungen- und Leberfäule, die Egelsucht, die Blattern, die Rose. Unter den Schweinen: die Schweinseuche, die Bräune, das Mankweh,

weh, die Milzseuche, die Finnen, und die Läuse-sucht. Die wahre Viehseuche ist unter allen die fürchterlichste. Der Verfasser berechnet den Verlust, den die k. k. Erbländer dadurch gehabt haben. Der Schaden beträgt, ganz mäßig gerechnet, nämlich jedes Stück zu 10 und der Nutzen zu 10 Gulden in 30 Jahren im Oesterreichischen, unter der Ens, über 5 Millionen Gulden; und Stück für Stück zu 30 Gulden gerechnet, haben die k. k. Länder blos im Jahr 1767 einen Verlust von 1,100,000 Gulden erlitten; den mittelbar aber nothwendig daraus fliessenden Nachtheil nicht einmal anzuschlagen.

Sporadische Krankheiten des Rindviehes sind: Hitzige Fieber, Entzündungen innerer Theile, Ruhr, Wassersucht, Aufblähen, Würmer, der Dampf, Brüche, Blutharnen, Verkalben, Vorfall der Gebärmutter, und Aftergeburten.

2.) Von den gemeinsten Ursachen dieser Rindviehkrankheiten.

Der Verfasser glaubt, daß es in der Macht der Menschen stehe, das Rindvieh gesund zu erhalten. Denn dadurch, daß man ihre Natur schwächt, wird der Gebrauch der gewöhnlichsten Dinge ihnen nachtheilig.

So zuerst Luft und Witterung. Aus den Sterbetabellen des Viehes erhellet, daß der Oktober bis zum Dezember am meisten wüten, nachdem die Krankheiten 3 Monate zuvor langsam angefangen, und 3 andere Monate darnach allmälig abnehmen. Die heissesten und zugleich nässesten Jahrszeiten; und der so abwechslende Herbst werden ihnen am nachtheiligsten. Es ist gewiß schädlich, wenn das Vieh zu Anfang des Tages, in der stärkern Ausdünstung, ausgetrieben wird, und das mit Thau oder Reif belegte Gras einschluckt. Daher entstehen die gewöhnlichen Lungen- und Milzentzündungen, hitzige Flußfieber, und andere Krankheiten. —

Ferner die Lage der Ortschaften und ihrer Weiden. Das auf Anhöhen weidende Vieh hat sich einer guten Luft zu erfreuen, und genießt gesundes Gras. In der Tiefe hingegen ist das Vieh Fäulungsfiebern ausgesetzt, besonders, wenn ringsumher durch Wälder oder Berge die schädlichen Ausdünstungen in tiefen Thälern eingeschlossen werden. —

Futter und Trank sind nicht minder zu untersuchen. Warum ist in Gegenden, die morastiges und faules Wasser haben, das Vieh mager?

Theils.

Theils wegen des Wassers, woher Fäule der Eingeweide, Durchfall; theils wegen der Egeln oder Leberwürmer.

Schnelle Verwechslung magern Getraides mit nahrhaftem ist nicht gut, daher die Mayseuche, wobey das Vieh schwillt, zerplatzt, und plötzlich auf der Weide umfällt. Der rothe Klee, Esper, der blauewige Klee, sind daher, besonders wenn sie stark bereift sind, gefährlich. Auch sind unter dem Futter oftmals nachtheilige Dinge, als Nadeln, Nägel, Scherben, Würmer.

Die Schaafe werden von den Egeln (Falciola hepatica) ganz ausgemergelt, auch im Rindvieh wird dies Ungeziefer getroffen. Vom Kannenkraut (Eqviſetum) und von der Märzblume (anemone nemoroſa) bekommt das Vieh Blutharnen (haematuria) auch von den Spaniſchen Fliegen. In Siebenbürgen fielen davon einige tausend Schafe, nachdem sie Blut statt Milch gegeben. Allezeit schädliche Pflanzen sind: der Wiesenhahnenfuß (Ranunculus praten. erect. acer.), der kriechende (R. p. repens hiſſut), der wilde Bertram oder Wiesendragun (Dracunc prat.), der kleine Schierling, (Cicuta vulg.) die Wolfsmilch, (Eſula) Eisenhut (Aconitum) die Märzblume, der Saamenthau,

(Drosera), der vermischte Hahnenfuß (R. Paluſt. apii Folio). Der Honigthau macht Durchfall und Ruhr. Waſſerſchierling (nach Linnes Erfahrung) Oſterblumen (Pulſatilla) falſche Nieswurz (Adonis vernalis) die Herbſtblume (colchicum autumnale) machen Viehumfälle. Man muß daher des Viehes wegen dieſe Kräuter auf den Weiden nicht dulden, wie ſchon Hochberg im adelichen Landleben Th. 2. S. 293. räth.

Auch der ſo gewöhnliche Mangel am hinlänglichen Futter bey der Stallfütterung iſt nicht zu überſehen. —

Vom Waſſer, dieſem unentbehrlichen Nahrungsmittel. Getränk iſt durchaus nöthig, aber nur kein Waſſer aus ſtehenden Sümpfen, das trübe, dick, voll verfaulter Kräuter und Würmer iſt: beſonders nicht aus Miſtlacken, wiewohl das Vieh ſolches Waſſer gerne ſäuft, weil es wärmer und ſalziger iſt. Auch das beſte Waſſer ſchadet, wenn das Vieh erhitzt zur Tränke kommt, oder ſtark ausdünſtet, von kaltem Brunnenwaſſer, oder gar unter dem Eiſe trinkt: wenn das Vieh Mangel am Waſſer hat, iſt ſchon das ſchädlich, aber es ſäuft ſich auch, wenn es einmal dazu kommt, krank. —

Die

Die Ställe sollen gehörige Luftlöcher haben, der Mist muß nicht lange darinn liegen und faulen; es muß kein rohes Fleisch oder Aas, als Hunde, Katzen, Spanferkel darinn geduldet werden. Der Verfasser ließ Ochsenblut bey gelinder Wärme in die häßlichste Fäulniß übergehn, und setzte es zum Versuch bey einem einjährigen Kalbe. Nach 4 Tagen ließ es vom Fressen ab; den 2ten von diesem 4ten an gerechnet bekam es Hitze, und in den folgenden Tagen Bauchschlag, Abfluß aus der Nase und dem Maul, am 11ten starb es ruhig. Bey der Oeffnung fand er die Lunge stark aufgetrieben, voll geronnenen Bluts, und voller Flecken; im Psalter trocknes Futter, der Leib war in der Oberfläche entzündet; die Gallenblase zweydoppelt so groß als gewöhnlich. Am zweyten Tage nach dessen Tode äusserte es sich bey einem andern zu jenem gestellten Kalbe eben so; es war am 4ten Tage der Krankheit zu ihm gestellet. Den gedachten 2ten ward ihm die Halsader geöffnet, es bekam ein halb Quentchen Kampfer, in Essig aufgelöset, mit warmgekochtem Kleintrank, kein trocknes Futter, und es ward auf gleiche Weise vier Tage besorgt, da es denn gesund war. Zu Ebersdorf, ohnweit Wien, ward eine Heerde, die neben einem verfaulten Rehe vorbey mußte, von der Seuche befallen. Nun glaubet der Verfasser,

die

die Seuche ergründet zu haben, indessen hatte er, leider, zu früh geschlossen, ob er gleich Recht hat, daß die Fälle sämmtlich Aufmerksamkeit verdienen. Auch glaubt er nicht völlig das Kalb von aller vorherigen Ansteckung frey sprechen zu können, da die Seuche in der Nachbarschaft umhergieng, auch der Ochse von dem das Blut war, angesteckt gewesen seyn konnte. Möchte es doch mehrere Versuche darüber geben. Man ist noch nicht gewiß, ob die Viehpest ihrer Natur nach bösartig sey oder erst werde. Indessen macht die Möglichkeit alle Vorsicht nöthig. —

Das Vieh wird allzuschlecht bey seinen Krankheiten behandelt. Der Landmann sieht nur auf die allen innerlichen Krankheiten eigenen Zeichen, und die Hülfe kommt zu spät. Man giebt ihm trockenes Futter, grosse Stücke Brod, und zwingt sie zum Halse hinab; vor flüßigen Dingen scheuet man sich. Man gebraucht ohne Unterschied die schärfsten und hitzigsten Arzeneyen, eine starke Aderlaß, die nöthig ist, kommt zu spät, und will die Hülfe nicht gleich anschlagen, so verläßt mans ganz. Nur die stärksten, und erhitzendsten Sachen giebt man in Menge, und hält die Oeffnungen der unthätigen Stallungen von aller Luft verschlossen. Die gutartigste Krankheit muß fast dadurch bösar-

artig werden, wie vielmehr eine Seuche? — Wie ist diesen Uebeln abzuhelfen? Man muß dem Landmann mehr Kenntniß beybringen, die gemeinen Hutweiden einreissen und verbessern; die Stallfütterung einführen, wenn jene Verbesserung nicht statt hat, zu welchem Ende der Landmann einen kurzen und gründlichen Unterricht erhalten, und die Obrigkeit auf die Befolgung wachsam seyn müßte. Sodann sollte man die Kennzeichen der gewöhnlichsten Krankheiten auffetzen, eine gewisse Heilart angeben, und entweder durch den Kalender oder eigene Leute, am besten durch Vieharzneyschulen solches bekannt machen. Freylich gehören dazu Kosten, aber es verlohnt sich ihrer doch auch bey einem so ausserordentlich nützlichen Endzwecke. Der Verfasser wünscht, daß verschiedene Stiftungen dazu angewandt werden möchten. In einer solchen Anstalt müßten alle künftig zu praktiziren gewillte Aerzte und Wundärzte Vorlesungen hören. Dies schlug er schon 1771 vor. Der selige von Swieten äußerte sich aber darauf, daß es noch nicht Zeit sey, Vorlesungen zu halten, man müßte erst Materialien sammlen, er habe selbst solche Lehrer vorschlagen wollen, sey aber anderer Meynung geworden, da die Eleven der französischen Schule weder in Frankreich, noch in Dännemark und Holland etwas ausgerichtet hätten. Aber eben die Ma-

terialien zu sammlen, ist eine Vieharzneyschule nöthig. Endlich sollen nach des Verfassers Vorschlage die Physizi und Amtschirurgi gleich bey Bemerkung einiger Zeichen davon berichten, aber lauter Fakta; so würde durch mehrere Krankheitsgeschichten vielleicht endlich Stufenweise sich ein wahrer Unterricht ergeben.

3. Untersuchung und Geschichte der Viehseuchen in Niederösterreich.

a) Milzbrand, Milzseuche (Lientis Erysipelatoides).

Bey der Oeffnung wird die Milz mürbe, zu groß, und von schwarzem Blute strotzend gefunden. Sie äußert sich alle Jahre einzeln, epizootisch zuweilen. Sie ist bekannt. Vitet nennt sie blos Epizootie. Die Meinungen davon sind verschieden. Der Verfasser hat in den Schriftstellern darüber viele Belesenheit, doch scheint er einige sehr gute neuere nicht zu achten. Es entsteht die Frage, ob es eine Entzündungs- oder Fäulungskrankheit sey? Er glaubt am besten durch die Geschichte dieser Krankheit, wie sie in zwey ganz verschiedenen Ländern angegeben worden, darauf zu antworten, nämlich aus dem Oesterreichischen, wo er, und

dem

dem Sächsischen, wo Herr Rumpelt sie beoch-
tete. —

Des Verfassers Erfahrungen. Im August und September 1776 bemerkte er sie: zuerst befiel sie starke Ochsen und Kühe; zuletzt auch Pferde und Schweine. Die Beschreibung läßt sich wohl nicht ausziehen. Verminderte Lebhaftigkeit, matte, unterdrückte, schnellere Pulsen, trübe und feuchte Augen, ausbleibendes Wiederkäuen, Verstopfung, Geschwulst und Beulen an fleischigten Theilen, die sehr groß wurden. Pflegte man sie gut, so kamen sie davon, wo nicht; so wurden sie Bauchschlägig, starben vor dem 5ten Tage. Nach und nach lernte man das Genie der Krankheit, man gab dem Viehe die Gillwurz und brauchte Milch, Schießpulver, Branntwein, Schwefelblumen, Entian, Weinsteinrahm, Kampfer zur Vorbauung und Kur, oder, wie der Verfasser sagt, bittere gewürzhafte, die Wiederkäuung, den Kreislauf, die Ausdünstung, gelind beförderende, antiseptische säuerliche Mittel. Diese Krankheit grassirt oft mitten unter der Viehseuche. Die Beulen wurden geschröpft, oder Kreuzweis zerschnitten und mit Essig ausgewaschen. Auch vertrieb man sie durch Zertheilung mit warmer Asche ohne Nachtheil. In einigen wenigen Orten bekamen nachher die Stücke

die

die Mundfäule. Es wurden immer nur einzeln, und in Städten 30, 40 etwa nur 5 Stücke angegriffen. Weder das Vieh, noch die Wartsleute trennten das Kranke vom Gesunden. Säugende Kälber bleiben, des Todes der Mutter ohngeachtet, oft gesund. Auch Einimpfung steckte nicht an. Im Oktober war die Krankheit verschwunden. Erhitztes Vieh war der Krankheit am meisten ausgesetzt. Folglich ist sie nicht ansteckend, wie der Erfolg bewiesen hat. Die Menschen hatten keinen Nachtheil davon an ihrer eigenen Person, wie man fälschlich befürchtet hatte.

Herr Rumpelt beobachtete dieselbe Krankheit in denselben Monaten desselben Jahres (Rezensent ein Jahr früher); und seine Beschreibung kommt ganz mit des Verfassers seiner überein. Der Oeffnungsbericht kommt mit unserer in einer eigenen Schrift gegebenen Beschreibung *) überein; denn auch wir haben Wasserblasen in den Lungen angemerkt, wovon Herr Adami kein Wort sagt, nicht minder die Eiterhafte Materie bis an den Luftröh-

*) S. Beyträge zur Geschichte der Hornviehseuche, und deren Erkenntniß und Heilung. Stendal bey Franzen und Grosse. 1777. 8.

röhrenkopf. Auch Hr. R. sagt, daß die Krankheit unwahrscheinlicher Weise nicht ansteckend sey. Theriak, Bolus, Salpeter und Weinessig haben relativen Nutzen. Aber Haarseile, Gerstenmalztrank mit Salz, und Weiden- oder Kastanienblättern und Essig, öfters Saufen, fleissiges Reinigen der Thiere, Verbot alles trocknen Futters, wie die einfache Kurart, wornach alles genas. — Diese Krankheit ist von der eigentlichen sogenannten Viehseuche sehr unterschieden; der Verfasser setzt den Unterschied sehr gut aus einander, und findet die Natur derselben von einer Rosenartigen Entzündung. Sie steckt nicht an; dahingegen die Viehseuche ansteckend ist, ganze Heerden, und grosse Viehställe befällt. Jene ist nicht blos dem Rindvieh eigen, wie diese, kommt auch mehrmalen, diese nur einmal; jene währt höchstens einige Monate, diese viele Jahre; läßt sich nicht einimpfen, hat viele Hitze, keinen Husten, die Thiere fressen und saufen bis ans Ende, es zeigt sich kein Ausfluß aus der Nase, kein Durchfall, eher noch Verstopfung. In der Milzseuche sind Geschwulst, Beulen, manchmal Karbunkeln sichtbar, in der Viehpest nicht, (so sagt der Verfasser) indessen ists eine bekannte von uns vielfältig bemerkte Sache, daß auch hier häufig Karbunkeln ausbrechen. Das in der Milzseuche gelassene Blut giebt abgesondertes Blutwas-

ser,

ser, in der Viehpest nicht. Jene tödtet schnell, diese hält 3 Perioden, der Ansteckung, des Ausbruchs und der Entwicklung des Giftes. Die Beschaffenheit des 3ten und 4ten Magens ist in beyden Krankheiten sehr verschieden, in jener ist die Milz grösser, hier kleiner, auch selbst bey dieser die Fäulniß langsamer; das Todtschlagen kann nur bey der Viehpest nützen. Ob die Milzseuche vielleicht, wie einige Schriftsteller glaublich machen wollen, schädlichen Einfluß auf die Menschen habe, ist problematisch.

b.) Die **Maulfäule** (aphthae epizooticæ.) bestehet in Bläschen oder Geschwüren im innern Maule, besonders auf der Zunge; sind mehrentheils symptomatisch, selbst in der wahren Seuche; bald allgemein, bald schlimm, bald gutartig. Sie hat vom Frühjahr bis in den Herbst 1776 gedauert, und manchmal einzeln, manchmal Flugsweise befallen. Manche Stücke bekamen sie zwey, ja dreymal. Die Milzseuche gieng zum Theil voran, zum Theil folgte sie, ohne weitern Bezug. 1777 war sie gelinde, 1778 brach sie früh aus. Die Zeichen waren folgende:

Traurigkeit und Hitze machten den Anfang, der Puls ward schneller, Freßlust und Milch wur-

den

den gemildert. Zwischen dem 2ten und 4ten Tage zeigten sich weiße Bläschen wie Hirsekörner, in denselben erst Wasser, dann Eiter, nach 5 bis 7 Tagen fielen sie ab, und das Thier genas. Zuweilen gieng die ganze Haut des innern Maules ab, welches dem Thiere schmerzhaft war, das Fressen verhinderte, und daher 20 bis 30 Tage lang das Vieh schmachten ließ. Zuweilen gieng sie in die Krümme über, da denn nach 2 — 3 Monaten das Vieh unbrauchbar ward. Sie war nicht tödtlich. Auch fand man Beulen, oft so groß, daß das Vieh nicht fressen konnte. Wegätzen half nichts, da sie innerlich eben so groß, und dem Eingange in die Speiseröhre hinderlich befunden wurden. Aderlässe und kühlende Mittel kürzten die Krankheit ab; die Bläschen wurden vortheilhaft mit Salz, Essig bis zum Aufbrechen gerieben, nachher war grauer Schwefel, gepulvert, mit Oel, Eyweiß oder Milchrahm zur Salbe gemacht, aufgestrichen, welches die Heilung förderte. Scharfe Sachen, als Knoblauch ꝛc. machten die Thiere unbändig. Schon a priori sieht man, daß hitzige Mittel die Zufälle verschlimmern, hingegen hat Schwefelblüthe mit Salz sich vorzüglich ausgezeichnet. Mehl und Kleitrank, besonders gekochte Rüben, haben den schicklichsten Nahrungsstoff gegeben. Ursache, Fortpflanzung und Ansteckung

sind noch nicht zu ergründen; die Milch der kranken Kühe soll andern Hausthieren und Menschen, nach Plenk und Sagar schädlich gewesen seyn. Allein 1773 sah man, daß die Menschen aus einerley allgemeinen Ursache, so wie das Vieh, von der Krankheit befallen wurden. Man will sie für einen Vorboten der wahren Seuche halten, welches noch nicht bestättiget ist, Sagar, Glaser, Paulet, haben davon geschrieben.

c.) Die bösartige Maulfäule und der Zungenkrebs (aphthæ malignæ & Glossanthrax). Die letzte Krankheit ist nicht immer so gutartig. Sie hat in vielen Jahren des jetzigen und der vorigen Jahrhunderte gewütet. Gewöhnlich fraß und arbeitete das Vieh, bis es auf der Stelle todt niederfiel. Auf der Zunge entstand eine veilblaue Blase, in vier bis fünf Stunden machte sie eine Borke, und wie sie abfiel, starb das Vieh. Bey der Oeffnung fand man die Gedärme gleich der Zunge verfault und brandig. Sie soll selbst Menschen ansteckend gewesen seyn; wahrscheinlich war auch hier blos gemeinschaftliche Ursache. Sauvages hat sie in Frankreich, Gensel in Ungarn, andere Aerzte zu Genf, ferner Textor, Scheuchzer, Gahl, angemerkt und beschrieben, vieler andern Schriftsteller zu geschweigen.

Hal-

Haller erkläret diesen Krebs für noch anfallender als die Viehseuche. Der Verfasser hat ihn nie beobachtet, ein gewisser Oekonom, Namens Wiegand, aber, hat sie der Hofsanitätsdeputation beschrieben, und gerathen: sobald man die Zunge schwarz und speckigt findet, 2 Loth Kupferwasser in einem halben Maaß Essig aufzulösen, ein 1/4 Pf. Honig darunter zu mischen, und damit den Rachen zu reiben; auch wohl Aloe und Myrrhen noch darunter zu nehmen. Wären schon Löcher und Geschwüre da, müssen noch viel schärfere Sachen genommen werden; so war Pimpernelle, Salbey, Raute, Roßmarin; Sevenbaum, Hollunterblüthe à 2 Loth, weißer Vitr. 1 Loth, gehackt und gestossen, in 3 Maaß Wasser, und 1 Maaß Essig gesotten, mit einer Spritze in die Löcher gespritzt, sehr nützlich. Zur Heilung dienen nachher Oel, und Honig, zum Getränk lauer Weizenkleitrank. Alles Vieh muß genau besichtiget werden, um früh zu helfen. Allein die Quellen der Geschwüre scheinen noch tiefer und mehr ein Absatz anderer Krankheiten zu seyn. Wahrscheinlich würde ein mit Säuern versetzter Trank, mit Kampfer und bittern Kräutern, nützlich seyn. Zuweilen ist dies Uebel mit der wahren Seuche vermischt.

d.) Die Klauenseuche, Krümme (Claudicatio epizootica) ist oft eine Folge des Maulwehs. Das Vieh bekam Hitze an einem Hinterfuß, hinkte, nach 3 oder 4 Tagen war ein eiterendes Geschwür da. Wurde das Vieh nicht geschont, sondern getrieben, so giengen die Hornschuhe ab. Ruhe, mit Essig angefeuchtete Tonerde reiften das Geschwüre, das mit Pechöl in kurzem ausgeheilt wurde. Auch das Schafvieh ist ihr ausgesetzt; hier findet man aber immer im Fuß 2 — 3 Würmer, einen drittzoll lang, die man mit Nadeln wegschaffen und das Geschwür mit Pechöl heilen muß.

e.) Die Stallräude der Schafe (Scabies ovilis) ist endemisch. Ihre Ursache ist mangelhafte Wintereinstallung, indem diese Thiere oft in zu engen dunstigen Ställen gehalten werden. Da bekommen sie erst Bläschen, woraus bald fressende Geschwüre werden, die abgehen, schuppigte und schälichte Haut machen, und den Rücken hinabgehen; die Schafe sind mager, und die sonst röthliche Haut ist weiß. Die erste Wollschur geht verloren; die zweyte im Herbst aber fällt gut aus. Man muß die Quelle dieser Stallkrätze, die angegebene Ursache und Unreinigkeit stopfen. 1776 gab der Verfasser dagegen einen hier befindlichen Unterricht an. Wenn die Schafe viel im Nassen

sind,

sind, bekommen sie die nasse, und in warmen und unflätigen Ställen die trockne Räude; von Mangel die Hungerräude, von Staub die Schäben, und von scharfem stachelichten Grase den Maulgrind. Wenn sie sich am Halse kratzen, die Haut weiß aussieht, und böse werden, ja beissen wollen, wenn man die Flecken drückt, so fängt das Uebel an. In der Oberfläche ist die trockne, tiefer ins Fleisch die nasse Räude. Jede behält immer ihre eigenen Eigenschaften. Man muß die angesteckten absondern, die gesunden durchsuchen, die Räudeflecken mit scharfen Dingen, als Salzwasser, scharfer Lauge, Salzessig, Kalkwasser ꝛc. einätzen, und bey eingewurzelter Räude, Schwefelblüthe mit Glasgalle von 1 1/4 Loth bis 1 Unze, 6 bis 8 Tage lang, Abends eingeben.

Giebt sichs nicht, so muß Vitrioless mit geschabtem Rauchtoback gekocht, und das eingerieben werden. Sind sie übrigens noch ungesund, so muß zu obigem Pulver noch Entian und Ameisenpulver beygemischt werden. Die Schäben verhütet man durch Waschen, die Ställe müssen gereinigt, rein gehalten, und das alte Geschirr hinweggethan werden. Sind die Widder angesteckt, müssen sie abgeschafft werden. Verwahrungsmittel sind, ausser, daß die Ställe von der Luft durch-

wittert, und die Thiere rein gehalten werden, Salz zum Lecken und Absonderung des gesunden von anderem Viehe, besonders, wenn schon einige anfangen, sich zu kratzen.

2.

Hofraths Schubarts, gutgemeinter Zuruf an alle Bauern, die Futtermangel leiden, besonders an die Kursächsischen. Nebst einer bewährten Anleitung, wie sie leicht und häufig dazu gelangen, folglich auch wohlhabend werden können. Wird an Landleute unentgeldlich ausgegeben. Leipzig. 1782. Bey Jakobäer und Sohn. 3. Bogen in 8.

D. Friedlieb Warners Sendschreiben an Hr. v. Ockſenfred, Majorat-Herrn zu Witz im Esel. Des Hrn. Hofraths Schubart ökonomische Heterodoxie betreffend. Frankf. u. Leipzig. 44 S. in 8.

Aus der allg. deutsch. Bibliothek. 66. B. 2tes Stück. pag. 586.

Wir nehmen diese beyden Schriften zusammen: denn wenn sie auch gleich nicht von einem Autor abstammen, so betreffen sie doch einen und ebendenselben Landwirth.

Die

Die erste Schrift, die voran eine vortreffliche Anrede an Bauern enthält, und die der Verfasser an seinem 50sten Geburtstage dieser so nöthigen als nützlichen Menschenklasse widmet, und welcher er seine Preisschrift vom Futterbaue ganz, und verbessert folgen, und den Bauern umsonst austheilen läßt, ist sehr gut gerathen, und befriedigt den Leser beynahe ganz: nur noch die dem Luzern-Klee, und der Esper entgegen seyenden Erdarten dürfen künftig näher und völlig bestimmt werden. Besonders ist es, was wir über diesen Zuruf in der physikalischen Zeitung dieses Jahres St. 39. S. 361. lesen: daß es noch Herrschaften geben kann, die, diesen Zuruf austheilen zu lassen, sich nicht nur widersetzen, sondern sogar Berichte dagegen höhern Orts abstatten; und daß auf diese Berichte von zwey Dikasterin zweyerley Reskripte rückgefertiget worden, deren eines die Austheilung lobt und befördern heißt, das andere aber die Unterdrückung billiget. Ist das nicht wahrer Contrast, der unserem Zeitalter Schande macht? Und das noch dazu in Sachsen! *)

*) Unser erhabne Fürst von Fürstenberg, dieser allgemein bekannte Menschenfreund, und Eifeer für jede gute Sache, ließ diesen Zuruf

in

Die andere Schrift ist eine scharfe — Vertheidigung für Hrn. Schubarts gute Sache. Uns dünkt, daß eine so gute Sache gar keine Vertheidigung brauche; und daß es besser gethan sey, Herr Schubart und seine Freunde antworten auf dummes, unsere Kleeperiode entehrendes Geschreibe, es bestehe in heimlichem oder öffentlichen, geschehe von genannten oder ungenannten Personen, gar nicht mehr! Es ist billig, daß der vernünftigste Theil zuerst nachgebe, und so der Fehde ein Ende mache.

---

in Prag abdrucken, und davon eine beträchtliche Anzahl Exemplare ohnentgeldlich austheilen. Dank ihm, dem erlauchten Fürsten! und wohl dem Lande, das solche Große zählt!

XII.

Bibliothek elender Skribenten.

Ich muß hier meinen Lesern aufrichtig gestehen, daß mich dieser Artikel in keine geringe Verlegenheit gesetzt habe; nicht etwa darum, als hätten wir in unserm Fache Mangel an elenden Skribenten. Aus dieser Ursache gewiß nicht. Leider, haben wir ihrer nur zu viele. Doch welcher angehende Schriftsteller wagt es gerne, einen Autor eigenmächtig schlecht und elend zu nennen, und sich zugleich der Rachsucht desselben preis zu geben? Diesem nun auszuweichen, will ich die allgemeine deutsche Bibliothek reden lassen. Für diesmal also nur folgende Schriften aus dieser Klasse.

Allg. deutsch. B. 16 B. S. 266.

Eines alten Husarenobristens auserlesene Arzneymittel für alle Krankheiten der Pferde. Frankfurt und Leipzig, bey Ammermüllern, ohne Jahrzahl. 6 Bogen in 8.

Elend im allerhöchsten Grade.

Desselb. Bandes S. 267.

Bewehrte Arzneymittel für das Rindvieh, Schweine, wie auch Gänse und Hüner, gu-

guten Leuten zum besten, ganz neu gedruckt. 2. Bogen in 8.

Rezepte, die fast alle nichts taugen.

17. B. 2. St. S. 539.

Nützliche Hausapotheke, darinnen viele Kräuter und Wurzeln nach ihrer Beschaffenheit und Wirkung, desgleichen die von wilden Thieren, Vögeln und Fischen zur Arzney dienlichen Sachen, nebst vielen andern sowohl zur menschlichen Gesundheit, als auch vor Pferde = Rind = Schwein = und Schafvieh dienliche Mittel beschriben werden. Leipzig bey Hilscher. 1771. 8 1/2 Bogen in 8.

Allerley meistens herzlich schlechte Rezepte für Menschen und Vieh, zum Theil auch abergläubische Vorschriften aus andern gleich schlechten Büchern zusammengeschmiert.

XIII.

Verzeichniß der Thierärtzlichen Schriften, welche seit 1783 in den Leipziger Messen erschienen sind.

In der Ostermesse 1783.

Von den Futterkräutern, nach ihren verschiedenen Gattungen, und derselben vortheilhaftestem Anbaue von deutschen Landwirthen für Deutschland praktisch geschrieben. 8. Berlin. b. Haude und Spener.

Hennemans (D. W. J. C.) Sammlung der neueren Schriften über die Thierarzneykunst in Vollständigen Auszügen und Uebersetzungen. 1ter Band. 1tes Stück. 8. Stendal bey Franzen und Grosse.

Hüpsch (J. W. C. A. von) patriotische Vorschläge wider die Hornviehseuche, nebst einigen neuen eigenen Beobachtungen über die besten Heilungsmittel. 4. Buchh. der Gelehrten. Leipzig.

Instruktion wegen des Todtschlagens des an der Viehseuche kranken Viehes. In Fol. Glogau bey Günthern.

Mans-

Manso (J. C. F.) vier Bücher von der Landwirtschaft des Virgil metrisch übersetzt, und mit Anm. erläutert. 8. Jena. bey Cröckers Wittwe.

Münchs (J. Heinr.) Kurze Anleitung, wie die Belladonna sowohl bey den Menschen als auch bey den Thieren im Tollenhundsbisse anzuwenden sey. 8. Göttingen bey Dietrichen.

Nachtrag, zum Viehassekuranz Reglement, in Fol. Glogau bey Günthern.

Schubarts (Hofrath) praktischer Erweis, daß alle Schäfereyen ohne die äußerst nachtheilige Trift bestehen können. 8. Leipzig in der Müllerischen Buchh.

Sind (Baron von) Kunst die Pferde zu zäumen und zu beschlagen. M. K. N. Aufl. Gr. 8. Frankfurt. Bey Brönnern.

Ueber das Anstecken der Viehseuchen, die wahre und eigentliche Ursache derselben, die eigentlichen Vorbauungsmittel. Zwey von der Berl. Gesellsch. Naturf. Freunde gekrönte Preisschriften, den Hrn. Prof. Camper und D. Weiß mit Zusätzen. 8. Greifswalde bey Rösen.

Verhaltungsregeln, einige der besten für unerfahrne Reisende zu Pferde. 8. Gera bey Bekmann.

Wiegands (Jos.) Handbüchlein zum Unterrichte für die Schafmeister. 8. Wien bey Kurzböck.

In der Michaelismesse 1783.

Der Arzt und der Pferdarzt zur Belehrung und Warnung fürs Publikum. Von J. B. 8. Stendal bey Franzen und Grosse.

Kiems (Joh.) Prodromus der monatl. prakt. ökonom. Encyklopedie oder vollständig allgemeiner Futterkräuterbau. 8. Dessau und Leipzig. in der Buchh. d. Gelehrten.

Kindvieharzneybuch, sowohl für die gewöhnlichsten Viehkrankheiten, als auch für die sonstigen Viehseuchen. 8. Tübingen. Bey Heerbrandten.

Versuch über das Schafbenutzungssystem im Kö- Königreiche Böheim. 8. Prag bey Schönfeld.

Wolstein (J. Gottl.) Buch von Viehseuchen für Bauern. gr. 8. Wien. Bey Kurzböck.

In

In der Ostermesse 1784.

Abilgaarts, (P. C.) Pferd- und Vieharzt in einem kleinen Auszuge; oder Handbuch von den gewöhnlichen Krankheiten der Pferde, des Hornviehs, der Schafe und Schweine, sammt der bequemsten und wohlfeilsten Art, sie zu heilen. 8. Kopenhagen. bey Fabern und Nitschke.

Auersperg (Joh. Graf von) Abhandlung von dem Verhältnisse der Viehzucht zum Ackerbaue, nebst M. K. Kellers Beytrag von der Hornviehseuche. 4. Nürnberg, verl. J. A. Stein

Graumanns (D. Pet. Ben.) Abhandlung über die Franzosenkrankheit des Rindviehes, und die Unschädlichkeit des Fleisches solcher Thiere. 8. Rostock, in der Koppenschen Buchhandlung.

Hiver (Jo.) englische Zucht und Behandlung der Pferde. 8. Wien, bey Wapplern.

Kochs Anweisung über die Behandlung und Abrichtung der Pferde zu ihren verschiedenen Bestimmungen, desgleichen über den Unterricht im Reuten. gr. 8. Hannover. Bey Helwing.

Magazin der Vieharzneykunst. 8. Wien. Bey Hartmann.

Die

Die Schäferey ökonomisch betrachtet, sammt einer Anweisung, wie solche zu verbessern und zu allgemeinen Nutzen zu behandeln sey. 8. Ulm bey Stetin.

Wichmanns (M. C. A.) Katechismus der Schafzucht zum Unterrichte für Schäfer und Schäfereyherren. m. K. gr. 8. Leipzig.

Wolsteins (H. Gott.) Wundarzney der Thiere. 1 B. gr. 8. Wien. bey Gräffern.

In der Michaelis Messe 1784.

Abilgaard. Pferde und Vieharzt. im Auszu. 2r Auflage. 8. Koppenhagen. B. Faber und Ritschke.

Anweisung (kurze) zum regelrechten Reuten. 8. Lübeck. Bey Chr. Gottfr. Donatius.

Wolstein (G. Gottl.) Bruchstücke über die Leisten und Nabelbrüche der Menschen und einiger Arten Thiere. 8. Wien bey Mößle.

Dictionaire raisonné d' hippiatrique, Cavallerie, Manege & Marechallerie p. M. la Fosse 2. Tom. gr. 8. Chez Ch. Ferd. Beckmann.

In der Ostermesse 1785. erschienen Gera.

Anstalten, nothwendige, zur Vermehrung, Verbesserung und Verschönerung der Pferde, Rindvieh,

vieh, Schaf- und anderer Thierzuchten ohne Ausarten ꝛc. in 8. Frankfurt und Leipzig, bey J. Edlen von Kurzböck.

Gaabs (Jo. Andr.) praktische Pferdarzneykunst, oder der durch lange Erfahrung sicher kurirende Pferdarzt. 8. Erlangen bei Palm.

Helds (D. J. N.) Anweisung, wie das Rindvieh zu behandeln, und vor ansteckenden Krankheiten zu bewahren sey. 8. Wetzlar, bey Winkler dem ältern,

Henzens (J. C. G.) Nachrichten von veterinarischen Werken als Commentar über seinen Entwurf. 1ter Band. 8. Stendal bey Franz und Große.

La Foße Handbuch zum Gebrauch für Pferdärzte bey den Regimentern. 8. Hannover bey den Gebrüdern Helwing.

Nonne (L. S.) Vorschläge wegen Abschaffung oder Verminderung der Huth und Weiden. 8. Hildburghausen, bey J. G. Hanisch.

Plouquet von Veredlung der Wolle und Verbesserung des Schafstandes zum Besten der Schafhalter. 8. Tübingen bey Heerbrandt.

Rum-

Rumpelts (Ge. Ludw.) Unterricht für die Kurfürstl. Sächsischen Fahnenschmiede, vom vernünftigen und zweckmässigen Beschlag der Pferde, sowohl bey gesunden als kranken und fehlerhaften Füßen. m. K. 8. Leipzig bey Weidmans Erben und Reich.

Spalanzani's Versuche über das Verdauungsgeschäfte des Menschen und verschiedener Thierarten. Mit Senebiers Bemerkungen. Uebersetzt und mit einem Regiester begleitet von C. F. Michaelis. gr. 8. Leipzig, in der Dyckischen Buchhandlung.

Stumpf (Georg) Versuch einer pragmatischen Geschichte der Schäfereyen in Spanien, und der Spanischen in Sachsen und Anhalt-Dessau. 8. Leipzig. in der J. G. Müllerschen Buchhandlung.

Künftig herauszukommende Schriften.

Anleitung, vollständige, zur Kenntniß der Feldwirthschaft, Haushaltungs- und Vieharzneykunst. in 6 Bänden, wird in Leipzig in gr. 8. bey Weidemanns Erben und Reich unter Rumpelts Aufsicht herauskommen.

Vitet, Unterricht in der Vieharzneykunst. A. d. Fr. und mit Anmerk. versehen von Heunemann. 2 Theiles 1 Band. 8. Lemgo. in der Meyerischen Handlung.

Inhalt des ersten Bandes.

Zueignungsschrift.

Vorrede.

Seite.

I. Ueber die Vortheile der Thierarzney. 1.

II. Bernard Ramazzini Abhandlung von der ansteckenden Epidemie unter dem Hornviehe in der Gegend von Padua. 33.

III. Nachricht von der Hornviehzucht, Fütterung und Nutzung in der Gegend von Nürnberg, nebst zween Briefen von Hrn. Büchoz. 76.

Erster Brief. Von Pflanzen, die das Fleisch und die Milch übelschmeckend machen. 81.

Zweyter Brief. Von den Pflanzen, die dem Vieh zur Nahrung dienen können. 94.

IV. Beschreibung eines dem Viehe schädlichen Insekts. Bremse. Oestrus. 110.

Seite.

V. Kunstmäßige Benennung aller äussern Theile des Pferdes, oder das Exterieur. 125.

VI. Der Haushahn und die Henne. 143.

VII. Gedanken über den Roz der Pferde. 260.

VIII. Inn- und ausländische Verordnungen, die zum Besten der Thierarzney und Viehzucht bekannt gemacht worden sind. 292.

IX. Ueber die Entwicklung der Zähne bey Pferden, und das daher zu bestimmende Alter derselben.

X. Widerlegung eines Vorurtheils in Betreff der Feivelkrankheit bey Pferden. Von H. D. Christoph Friedrich Weber. Nebst zween Briefen über herrschende Vorurtheile unter dem Landvolke in Ansehung der Thierarzney. 397.

XI. Rezensionen

XII. Bibliothek elender Skribenten.

XIII. Verzeichniß der Thierärztlichen Schriften, welche seit 1783. in den Leipziger Messen erschienen sind. 443.

Ende des ersten Bandes.

Druck-

Druckfehler.

Seite 4. Zeile. 3. statt Woltstein l. Wolstein.

— 84. — 9. — anziehend. l. zusammen-
ziehend.

— 122. — 22. — alismmaculatis. l. alis ma-
culatis.

— 187. — 4. — Feuchlichkeiten. l. Feuch-
tigkeiten.

— 254. — 9. — Brüchen l. Brühen.

— 276. — 8. — Lhmyhe. l. Lymphe.

— 337. — 10. — Sällen. l. Ställen.

Fig. II.

Fig. I.

30

32

1+2 = 3000:-

9.11.83

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Knobloch, Johann

Sammlung der vorzüglichsten Schriften aus der Thierarzney

Bd.: 1

Prag (1785)

Res/A.vet. 42-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10912495-7
VD18 90234529